

[WLG]

WIENER LINGUISTISCHE GAZETTE

Ausgabe 85 (2020)

Themenheft

Prekaritätserfahrungen **Soziolinguistische Perspektiven**

Hg. v. Mi-Cha Flubacher, Jonas Hassemer, Christian Bendl
und Jürgen Spitzmüller

Universität Wien · Institut für Sprachwissenschaft · 2020

Eigentümer, Herausgeber und Verleger:

Universität Wien, Institut für Sprachwissenschaft
Sensengasse 3a
1090 Wien
Österreich

Redaktion: Markus Pöchtrager (Allgemeine Sprachwissenschaft),
Mi-Cha Flubacher, Jonas Hassemer & Sabine Lehner (Angewandte Sprachwissenschaft),
Stefan Schumacher (Historische Sprachwissenschaft)

Kontakt: wlg@univie.ac.at

Homepage: <http://wlg.univie.ac.at>

ISSN: 2224-1876

NBN: BL078,1063

Die Beiträge dieser Ausgabe wurden einer Doppelblindbegutachtung unterzogen.

Die *Wiener Linguistische Gazette* erscheint in loser Folge im Open-Access-Format.
Alle Ausgaben ab Nr. 72 (2005) sind online verfügbar.

Dieses Werk unterliegt der Creative-Commons-Lizenz CC BY-NC-ND 4.0
(Namensnennung – Nicht kommerziell – Keine Bearbeitungen)

Inhalt

Jürgen Spitzmüller/Christian Bendl

Prekaritätserfahrungen

Einleitung in das Themenheft 1

Pamela Steen

Prekarität und Place-Identity

Wie Erwerbslose in Ihren Gesprächen soziale Unsicherheit konstruieren
und Agency kommunikativ aushandeln 25

Ina Pick

Prekarität im Gespräch 65

Brigitta Busch

Gehört werden

Sprachrepertoire und Spracherleben im Zeichen von Prekarität . . . 101

Sabine Lehner

Ungewissheit während des Asylverfahrens

Agencykonstruktionen zwischen struktureller Verunsicherung und sub-
jektiver Wahrheit 125

Jonas Hassemer/Mi-Cha Flubacher

Prekäre Ethnographie

Zur Rolle von Prekaritätserfahrungen im ethnographischen Erkennt-
nisprozess 157

Anne Storch

Die Prekarität der Anderen 183

Prekaritätserfahrungen

Einleitung in das Themenheft

Jürgen Spitzmüller /Christian Bendl[†]

Wiener Linguistische Gazette (WLG)
Institut für Sprachwissenschaft
Universität Wien
Ausgabe 85 (2020): 1–23

Abstract

In this introductory article, we will outline the general aims and attempts of the special issue at hand. We will introduce the central concepts, *precarity* and *precariousness* – or, for that matter, *perceptions* and *constructions* of those states –, and we will contextualize these concepts in relation to a range of other concepts with diverse disciplinary background, namely *crisis*, *liminality*, and *ambivalence*. We will unfold an interactional, metapragmatic notion of *precarity perceptions and constructions* as ‘social positioning on slippery ground’. Finally, the contributions to this special issue will be briefly introduced.

Schlagwörter: Ambivalenz, Krise, Liminalität, Prekarität, Prekäresein, soziale Positionierung

Jürgen Spitzmüller, Institut für Sprachwissenschaft, 1090 Wien,
juergen.spitzmueller@univie.ac.at (Korrespondenzautor).

[†] Christian Bendl, Institut für Sprachwissenschaft, 1090 Wien,
christian.bendl@univie.ac.at.

1 Zwischen ÖLT 18 und COVID-19

Als wir auf der ÖLT 2018¹ den diesem Themenheft zugrunde liegenden Workshop *Prekaritätserfahrungen: Soziolinguistische Perspektiven auf Subjekte/Praktiken in Ambivalenz, Liminalität und Krise* durchgeführt haben, lag COVID-19 noch weit in der Zukunft. Der inzwischen als *Corona-Krise* denominatede – und damit wenigstens sprachlich ›(be)greifbar‹ gemachte – Prozess, von dem inzwischen (im Mai 2020) das soziale Leben im globalen Rahmen umfassend umgewälzt wurde und wird, sollte erst knapp 14 Monate später in Erscheinung zu treten beginnen. In unserer Lebenswelt tat er dies zunächst nur als eine medial rezipierte Nachricht von vielen, der Prozess schien ›weit weg‹ zu sein; dann aber kam er immer ›näher‹, bis er, als hätte er »warp-speed« (Weichselbraun 2020) aufgenommen, ganz nah und nicht mehr nur medialer Diskurs war, sondern uns unmittelbar ›betraf‹. Mitten in diesem Prozess, einer gesamtgesellschaftlich geteilten *Krisenerfahrung*, einer Erfahrung menschlichen *Prekärseins*, für viele leider auch einer *Prekaritätserfahrung* völlig unerwarteten Ausmaßes und ungewissen Ausgangs, schließen wir dieses vor zwei Jahren begonnene Publikationsprojekt ab.

Das ist zeitgemäß und unzeitgemäß zugleich. Denn auch die Beiträge, die dieses Themenheft versammelt, sind zum überwiegenden Teil lange vor der aktuellen globalen Krise geschrieben worden. Entsprechend ist dies auch kein Themenheft zu ›Corona‹, wie sie nun allorts entstehen, und mit Ausnahme dieser Einleitung werden Sie nirgendwo in diesem Heft einen Kommentar zu der mit der COVID-19-Pandemie verbundenen *Krisenerfahrung* und den daraus resultierenden *Prekaritätserfahrungen* finden. Dieses Heft entstand im Wesentlichen vor ›der Krise‹.

Und dennoch kann es natürlich im Frühjahr 2020 nicht ungerahmt von dem gelesen werden, was aktuell für uns ›die Krise‹ ist. Denn Krisen, zumal solche, die in einem auch medial so außergewöhnlichen Ausmaß unsere Lebenswelt dominieren, verändern unsere *Perspektiven*, da sie unsere *Positionen* verändern, und zwar, wie es Anna Weichselbraun in

1 44. Österreichische Linguistik-Tagung, Innsbruck (27. 10. 2018).

einem anthropologischen Kommentar treffend formuliert hat, »gefühlte rasant«:

Now, one might say, it is anthropological mainstay that what you see depends on where you stand, that your situatedness shapes your perspective. But what is different about the multiple situatednesses in the global pandemic is the speed with which individual orientations can change. (Weichselbraun 2020)

Die (gefühlte) Geschwindigkeit, mit der die Anthropologin hier das Schwirren der eigenen Perspektiven – und mithin die eigene Perspektivität – in »der Krise« wahrnimmt, erinnert uns daran, dass Krisen immer Erfahrungen von Zeitlichkeit sind bzw., wie es Reinhart Koselleck (2006: 204) ausgedrückt hat, eine »Zeittheorie« implizieren. Sie teilen unsere Wahrnehmung in ein *vor*, *in* und *nach* (>der Krise<). Als »geschichtsphilosophische[r] Grundbegriff«, zu dem er im Verlauf des 18. Jahrhunderts geworden sei, biete der Begriff der »Krise« die Möglichkeit,

den gesamten Geschichtsverlauf aus der eigenen Zeitdiagnose heraus deuten zu können. Es ist immer die jeweils eigene Zeit, die seitdem als Krise erfahren wird. Und die Reflexion auf die eigene Zeitlage disponiert sowohl zur Erkenntnis der ganzen Vergangenheit wie zur Prognose in die Zukunft. (Koselleck 2006: 206)

Krisen sind also eine Art *historische Origo*, aus der heraus der Blick in Vergangenheit und Zukunft gerichtet wird und auf die bezogen Prozesse und Standpunkte bewertet werden. Diese historische Origo ist ihrerseits natürlich (notwendigermaßen) transitorisch oder, wie Weichselbraun es mit Bachtin (2008 [1975]) benennt, *chronotopisch*:

[...] how quickly we can get used to all this; how rapidly the “new normal” is just normal? Might our lesson be to remain alert to our changed positionality and how it warps our view of the world? Just as historians warn against judging the past by the standards of the present, we might remember to be aware of our chronotopic positionality and to be wary of letting today’s perspective dominate our view of yesterday and outlook onto tomorrow. Until one day, we board a busy bus without care, our present predicament only a faint memory. (Weichselbraun 2020)

Doch diese Transitoritätsbewusstheit gehört, wie Koselleck festhält, zur Krisenerfahrung ebenso dazu wie die vielen Krisendiagnosen eigenen apokalyptischen Narrative, die sich häufig darin manifestierten, dass diese »gerne mit harten Zwangsalternativen operieren, die einer differenzierten Diagnostik abträglich sind, aber durch den prophetischen Sprachgestus um so wirksamer und einleuchtender zu sein scheinen« (Koselleck 2006: 207). Denn eine Funktion des Krisennarrativs sei es, »Zeitnot [...] zu begreifen« (Koselleck 2006: 205) bzw. begreiflich zu machen:

Es ist leicht, die jeweils als letzte Entscheidung erwartete Krise als eine perspektivische Illusion zu enthüllen. Es gehört zur Endlichkeit aller Menschen, daß sie ihre jeweils eigene Lage für wichtiger ansehen und ernster nehmen, als alle vorangegangenen Lagen es gewesen seien. Aber man sollte sich davor hüten [...], diese überzogene Selbsteinschätzung der Menschen nur als perspektivischen Irrtum abzutun. Gerade wenn es darauf ankommt, auch nur das Überleben zu sichern, könnte es sein, daß sich viele Entscheidungen als Letztentscheidungen herausstellen. »Krisis« im griechischen Sinne des Zwanges zum Urteilen und zum Handeln unter dem Vorgebot der Zeitnot bleibt ein Begriff, der auch unter den komplexen Bedingungen der modernen Gesellschaft unverzichtbar ist. (Koselleck 2006: 213)

Krisen sind also, so könnte man dies reformulieren, *fokussierte, verdichtete Zeitlichkeit*. Gleichzeitig sind sie aber auch immer eine Form der *Zwischen-Zeitlichkeit*, des Übergangs, der Ent-Scheidung (vgl. griech. *κρίνω*). Krisen sind, mit anderen Worten, Phasen der *Liminalität*. Als solches sind sie selbst *un-entschieden* und somit auch *ambivalent* (was sich ja auch diskursiv in Topoi wie DIE KRISE ALS CHANCE sedimentiert). Und nicht zuletzt sind Krisen Phasen, in denen wir uns der Brüchigkeit unserer Existenz in besonderem Maße bewusst werden. Krisen sind Phasen, in denen uns unser Prekärsein besonders deutlich vor Augen tritt. Krisenerfahrungen sind *Prekaritätserfahrungen*.

2 *Prekarität, Krise, Liminalität und Ambivalenz*

Damit sind die Konzepte, die im Mittelpunkt dieses Themenhefts stehen, benannt. Zentral ist vor allem das Konzept der *Prekarität* bzw. – interpretativ aufgefasst – die *Prekaritätserfahrung* sowie – interaktional gewendet – die (kommunikative) *Prekaritätskonstruktion*. Wie eingangs ausgeführt, sehen wir diese in einem sehr engen Zusammenhang mit *Krise*, *Liminalität* und *Ambivalenz*, und entsprechend haben wir in dem Workshop, aus dem dieses Themenheft hervorgegangen ist, diese vier Konzepte auch miteinander in Beziehung gesetzt. Allerdings haben die Beiträger*innen – dies wie gesagt aus der Sicht vor ›der Krise‹ – unabhängig voneinander vornehmlich Prekaritätserfahrungen und Prekaritätskonstruktionen in den Mittelpunkt ihrer Beiträge gerückt. Die anderen Konzepte spielen in den Beiträgen nur mehr implizit eine Rolle. Dennoch wollen wir sie im Rahmen dieser Einführung als Bezugspunkte stark machen, da man jeden der Beiträge gut mit ihnen in Beziehung setzen kann – und wir laden Sie ein, dies zu tun.

Wir können auf die zum Teil verwickelte Begriffsgeschichte dieser Konzepte hier natürlich nicht im Detail eingehen, möchten aber im folgenden zumindest ein paar Einordnungen vornehmen.

2.1 *Krise*

krise, f. *die entscheidung in einem zustande, in dem altes und neues, krankheit und gesundheit u. ä. mit einander streiten*, das *franz. crise*, *diesz nach lat. crisis*, das *nichts als gr. κρίσις ist, eingeführt wahrsch. durch die ärzte* [...] (J. Grimm & W. Grimm 1873: Sp. 2332)

Krise ist – wie auch *Kritik* – abgeleitet aus griech. *κρίνω*, ›scheiden, auswählen, entscheiden, beurteilen‹ (vgl. zur Begriffsgeschichte Koselleck 1982; Koselleck 2006; Parr 2013). *Krisis* (κρίσις) bezeichnete im Griechischen die Konfrontation mit »zugespitzte[n] Alternativen, die keine Revision mehr zulassen: Erfolg oder Scheitern, Recht oder Unrecht, Leben oder Tod, schließlich Heil oder Verdammnis« (Koselleck 2006: 204) – also *kritische* Phasen. Das betraf entscheidende Schlachten, Phasen in

Krankheiten, politische Entscheidungen sowie später in der christlichen Theologie auch das Gericht Gottes.

Wie bereits ausgeführt, fokussiert der Krisenbegriff, wie insbesondere Koselleck in seinen einschlägigen krisentheoretischen Arbeiten immer wieder hervorgehoben hat, dabei immer auch Zeitlichkeit – insbesondere die zeitliche Begrenztheit der Handlungsfähigkeit (*Agency*) der beteiligten Akteure:

›Krisis‹ richtete sich gleichsam auf die Zeitnot, die zu begreifen den Sinn des Begriffs ausmachte. In fast allen Reden von Krise gehörten dazu das Wissen um die Ungewißheit und der Zwang zur Vorausschau, um ein Unglück zu verhindern oder Rettung zu finden, wobei die jeweiligen Zeitfristen je nach den thematisierten Lebensbereichen auf verschiedene Weise begrenzt waren. (Koselleck 2006: 204–205)

Dies bedeutet aber immer auch, dass – solange ›Krise‹ (und noch nicht ›Katastrophe‹) ist – noch Zeit zum Handeln besteht, das heißt, dass es in jeder Krise Wege ›aus‹ der Krise in die ›Normalität‹ (oder notfalls eine ›neue Normalität‹) gibt:

Bei jeder Krise geht es nämlich sogleich auch darum, aufzuzeigen, wie man sie bewältigen kann, was nichts anderes heißt, als zu fragen, ob – und wenn ja, wie – man Normalität wiedergewinnen kann. Selbst nach Katastrophen, die nicht mehr zu re-normalisieren sind, sondern einen Einschnitt gegenüber einer bis dahin gültigen Lage darstellen, wird zumindest nach den von da an in der jeweiligen neuen Normalität gültigen Orientierungspunkten gesucht, wofür es im Amerikanischen inzwischen die Bezeichnung *new normal* gibt [...]. Das aber heißt meist nichts anderes, als ein gegenüber dem Status Prä niedrigeres Niveau für ab jetzt normal zu erklären. (Parr 2013: 289)

Dies macht ›Krise‹ zu einem ambivalenten Konzept: Wo ›Krise‹ herrscht, gibt es Anlass zur Sorge, zugleich aber auch Hoffnung auf Heilung. Und wo ›Krise‹ herrscht, besteht immer Aussicht, ja Gewissheit, auf Veränderung aktueller Lagen – in die eine oder andere Richtung:

Entweder der Patient erholt sich, oder er stirbt; entweder der Euro wird morgen gerettet oder er scheitert morgen usw. Krisen machen das Weltgeschehen spannend. Daraus folgt umgekehrt, dass man Spannung erzeugen kann, indem man das Weltgeschehen als krisenhaft darstellt. (Januschek 2013: 306)

2.2 *Liminalität*

Liminalität ist ein genuin anthropologisches Konzept (vgl. Thomassen 2015). Eingeführt wurde es von Arnold van Gennep, der in seinem Buch *Les rites de passage* (1909) zwar noch nicht von *Liminalität*, aber von *liminalen Phasen* in Übergangsritualen spricht, die von einer ›alten‹ in eine ›neue Welt‹ überführen:

[...] I propose to call the rites of separation from a previous world, *preliminal rites*, those executed during the transitional stage *liminal* (or *threshold*) rites and the ceremonies of incorporation into the new world *postliminal rites*. (van Gennep 1960 [1909]: 21)

Der von van Gennep stark geprägte Victor Turner hat das Konzept mit seinen Arbeiten – ebenfalls zu Übergangsriten – bekannt gemacht. Berühmt wurde seine Aussage, Akteure befänden sich in Übergangsphasen ›zwischen allen Welten‹ (›betwixt and between‹):

›Liminars,‹ who may be initiands or novices in passage from one sociocultural state or status to another, or even whole populations undergoing transition from one quadrant of the solar year to another in a great public ceremony, are ›neither here nor there‹; they are betwixt and between the positions assigned and arrayed by law, custom, convention, and ceremonial. (Turner 1977: 67–68)

Dieses ›Zwischen-den-Welten-Sein‹ ist das Charakteristische der Liminalität. Insofern lässt sich Liminalität auch als ›krisenhafter Zustand‹ beschreiben.

Gleichzeitig ist es aber auch ein Zustand, in dem die ›Liminars‹ von sozialen Einschränkungen befreit sind, was der Liminalität einen besonderen Reiz verleiht und sie – ähnlich wie die ›Krise‹ – spannend macht:

[...] the essence of liminality is to be found in its release from normal constraints, making possible the deconstruction of the »uninteresting« constructions of common sense, the »meaningfulness of ordinary life,« [...]. Liminality is the domain of the »interesting,« or of »uncommon sense.« (Turner 1977: 68)

Das zeigt sich etwa auch bei Rampton (2014 [1995]), der das Konzept der ›Liminalität‹ (in Turners Konzeption) in die Soziolinguistik eingeführt hat. Liminalität ist für ihn zugleich Risiko und Versprechen (vgl. Rampton 2014 [1995]: 33), und in den von ihm untersuchten Schülergruppen immer auch ein Weg »to escape, resist or affirm the racial orderings that threaten to dominate their everyday experience« (Rampton 2014 [1995]: 33).

2.3 *Ambivalenz*

Wie ›Krise‹ auch ist ›Ambivalenz‹ zunächst stark mit dem medizinischen Kontext verbunden (vgl. Berndt & Kammer 2009a: 19–20). Von Eugen Bleuler im Zusammenhang mit der Schizophrenie-Diagnostik geprägt, macht der Begriff (vor allem über Freuds gegenüber Bleuler eingeschränkte Begriffsverwendung) schnell Karriere in der Psychotherapie und Psychoanalyse (vgl. Waldvogel 2014). Ab den 1960er-Jahren gelangt er schließlich in andere Wissenschaften wie die Soziologie – zunächst zur begrifflichen Fassung von Rollenkonflikten (vgl. Merton 1976), später auch zur Gesellschaftsanalyse (vgl. Bauman 1991) –, Kunst- und Literaturwissenschaften (vgl. Berndt & Kammer 2009b) sowie auch in die Bildungssprache (vgl. Lüscher 2011: 376).

Meint *Ambivalenz* bildungssprachlich so etwas wie ›zwiespältiges, widersprüchliches Verhältnis‹, bezeichnet der Ausdruck im psychologischen Kontext die *prima vista* paradoxe Verbindung zweier konträrer Emotionen, Wünsche oder Urteile (vgl. Waldvogel 2014: 72) bzw., wie Lüscher betont, die *Wahrnehmung* bzw. *Erfahrung* einer solchen ›Widersprüchlichkeit‹:

Der Begriff der Ambivalenz dient dazu, eine bestimmte Art von Erfahrungen zu bezeichnen. Sie treten auf, wenn Menschen auf

der Suche nach der Bedeutung von Personen, sozialen Beziehungen und Tatsachen, die für Facetten ihrer Identität und dementsprechend für ihre Handlungsbefähigung wichtig sind, zwischen polaren Widersprüchen des Fühlens, Denkens, Wollens oder sozialer Strukturen oszillieren, die zeitweilig oder dauernd unlösbar scheinen. Dabei können persönliche Beeinflussung, Macht und Herrschaft von Belang sein [...]. (Lüscher 2011: 378; i. Orig. herv.)

Während *Ambivalenz* in der klassischen Psychoanalyse und Psychotherapie vor allem belastende innere Konflikte bezeichnete, die im schwächsten Fall Entscheidungen hemmen, im schwereren pathologische Folgen nach sich ziehen, wird das Konzept in der neueren Psychoanalyse und Psychotherapie (wie auch in einigen soziologischen Lesarten) in Verbindung mit dem Konzept der *Ambivalenzfähigkeit* bzw. *Ambivalenztoleranz* (Huff-Müller 2019) auch positiv bewertet, »i. S. einer Fähigkeit, Spannungen und Widersprüche wahrzunehmen, auszuhalten und sich von ihnen zu Weiterentwicklungen anstoßen zu lassen, [...] als Zeichen reifen und angemessenen Umgangs mit der Vielgestaltigkeit und Vieldeutigkeit sowohl der äußeren wie der inneren Welt« (Waldvogel 2014: 75; vgl. auch Lüscher 2011: 376). Dies ist nicht mehr nur bezogen auf pathologische Fälle – im Gegenteil:

Ambivalenz auszuhalten [...] scheint ein Grundstein einer gesunden psychischen Entwicklung zu sein mit den Möglichkeiten zur Affektregulation und zur Entwicklung reifer Abwehrmechanismen. (Huff-Müller 2019: 94)

Dies ist, wie Lüscher betont, insbesondere vor dem Hintergrund eines dynamischen Konzepts von ›Identität‹ wichtig:

Nicht die Idee des Gleichgewichts (Balance) wird hier konstitutiv für Identität postuliert, sondern die Annahme, dass dies eine immer wieder neu anzugehende Aufgabe und Herausforderung sei. Ebenso wird – normativ – nicht das Streben nach Harmonie als erstrebenswert dargestellt, sondern der Umgang mit der Einsicht in die unvermeidliche Tatsache von »Differenz«, von Gegensätzen, Spannungen und Konflikten. (Lüscher 2011: 379)

Wie Lüscher weiterhin herausarbeitet, ist ›Ambivalenz‹ aber auch – und das verbindet das Konzept mit ›Krise‹ – ein stark temporales Konzept:

Ambivalenz verweist in dieser Sicht auf die Erfahrung einer *dynamischen Gegenwärtigkeit*. Sie ist vom Vergangenen bzw. einer Vergangenheit im Horizont des Künftigen (der Zukunft) bestimmt und ist maßgeblich durch eine nicht völlig auflösbare Ungewissheit über beides beeinflusst. Das provoziert die Suche, sie auf der einen oder anderen Seite abzubauen. Dabei können die Pole, die Ambivalenz konstituieren, beispielsweise Liebe vs. Hass oder Autonomie vs. Dependenz, jeweils sowohl die Dimension von Vergangenheit als auch von Zukunft betreffen; beide lassen sich im Begriffspaar somit verschränken. Die zeitliche Dimension von Ambivalenz lässt sich auch als ein Spannungsfeld verstehen, in dem subjektives Zeiterleben und objektive Zeitvorgaben aufeinandertreffen, wie sie als ›Weltzeit‹, durch Uhr und Kalender, repräsentiert werden.

Darin kann man das für Ambivalenz kennzeichnende Verständnis der Zeitlichkeit menschlicher Existenz erkennen. (Lüscher 2011: 380–381)

Auch Ambivalenz bietet somit so etwas wie eine *temporale Origo*, die Ankerpunkt in Positionierungsprozessen sein kann; eine Origo freilich, die häufig als schwankend und brüchig empfunden wird – eine *prekäre Origo*.

2.4 Prekarität und Prekärsein

Prekarität bezeichnet laut *Universalwörterbuch* eine Situation,

die es äußerst schwer macht, die richtigen Maßnahmen, Entscheidungen zu treffen, aus einer schwierigen Lage herauszukommen [...].
(Duden Universalwörterbuch 2015: 1379)

Bekannt geworden ist dieses Konzept durch die Arbeiten zweier französischer Soziologen: Robert Castel (Castel 2000 [1995]; Castel & Dörre 2009) und Pierre Bourdieu (Bourdieu 2004 [1997]).² Beide sehen Prekarität bzw. Prekarisierung als gravierende ökonomische Folge neoliberaler

² Vgl. dazu einführend Motakef (2015).

Gesellschaftsentwicklungen, unter denen nicht mehr nur die ›gesellschaftlich Abgehängten‹, sondern insbesondere auch Angehörige der Mittelschicht zu leiden haben. Bourdieu diagnostiziert in seinem Vortrag *Prekarität ist überall* entsprechend eine Allgegenwärtigkeit von Prekarität – unsicheren Beschäftigungsverhältnissen:

Im privaten, aber auch im öffentlichen Sektor, wo sich die Zahl der befristeten Beschäftigungsverhältnisse und Teilzeitstellen vervielfacht hat; in den Industrieunternehmen, aber auch in den Einrichtungen der Produktion und Verbreitung von Kultur, dem Bildungswesen, dem Journalismus, den Medien usw. [...]

Die Prekarität ist Teil einer neuartigen *Herrschaftsform*, die auf der Errichtung einer zum allgemeinen Dauerzustand gewordenen Unsicherheit fußt und das Ziel hat, die Arbeitnehmer zur Unterwerfung, zur Hinnahme ihrer Ausbeutung zu zwingen. (Bourdieu 2004 [1997]: 108, 111; Herv. i. Orig.)

Diese ökonomische Rahmung und die neoliberalismuskritische Diagnostik sind in der soziologischen Prekaritätsforschung bis heute zentral. Allerdings wurde zunehmend darauf hingewiesen, dass Prekarität mehr ist als ökonomische Unsicherheit. So schreiben etwa Wimbauer und Motakef:

Wir bezweifeln nicht, dass Erwerbsarbeit sehr wichtig ist. Wir gehen aber davon aus, dass man die Prekarität [...] erst versteht, wenn man neben Erwerbsarbeit etwa auch berücksichtigt, wie [Betroffene; d. Vf.] ihre soziale Einbindung wahrnehmen und wie es ihnen gesundheitlich geht. (Wimbauer & Motakef 2020: 18)

Prekarität ist demzufolge ein zwar eng mit der ökonomischen Sicherheit, aber weit darüber hinausreichendes Unsicherheitsgefühl von Personen bzw. ein Gefühl, nach dem Sicherheiten ›brüchig‹ geworden sind:

Brüchig werden können einstige Sicherheiten, etwa wenn Sozialleistungen eingeschränkt und Beschäftigungsverhältnisse unsicher werden. Aber auch Normen und Normalitäten können brüchig werden, etwa wenn Männer wegen ihrer Arbeitslosigkeit nicht mehr die Ernährer ihrer Familie sind [...]. (Wimbauer & Motakef 2020: 19)

Insofern ist Prekarität also ein (zwar von den Betroffenen möglicherweise als ›ausweglos‹ wahrgenommener, aber dennoch prinzipiell) temporärer und transitorischer Zustand von (gefühltem) Sicherheitsverlust.

Nicht temporär und transitorisch ist hingegen *precariousness* (›Prekärsein‹) in der Lesart von Judith Butler. Sie unterscheidet diese, die sie als allgemeine menschlichen Lage versteht, von *precarity* als einer sozialen Situation (im Sinne von Bourdieu und Castel), in der Menschen Zugang zu Gütern und Zonen des sozialen Lebens verwehrt werde:

Precariousness and precarity are intersecting concepts. Lives are by definition precarious: they can be expunged at will or by accident; their persistence is in no sense guaranteed. In some sense, this is a feature of all life, and there is no thinking of life that is not precarious – except, of course, in fantasy, and in military fantasies in particular. (Butler 2009: 25)

Demzufolge ist also menschliche Existenz grundsätzlich prekär – und das heißt: stets vulnerabel. Allein, dieses *Prekärsein* tritt den Menschen in unterschiedlichem Maße und in verschiedenen Lebenslagen unterschiedlich deutlich ins Bewusstsein. Für Butler allerdings ist eine Bewusstheit des menschlichen Prekärseins *conditio sine qua non* für humanes Handeln. Denn nur wer sich der grundsätzlichen Brüchigkeit menschlicher Existenz bewusst sei, könne Prekarität (*precarity*) wenn nicht verhindern so doch vermindern:

[...] policy needs to understand precariousness as a shared condition, and precarity as the politically induced condition that would deny equal exposure through the radically unequal distribution of wealth and the differential ways of exposing certain populations, racially and nationally conceptualized, to greater violence. (Butler 2009: 25)

Butler geht es also, ganz ähnlich wie den neueren psychoanalytischen und psychotherapeutischen Arbeiten zu *Ambivalenztoleranz* und *Ambivalenzfähigkeit*, allerdings mit einer mehr gesellschaftlichen als subjektorientierten Zielrichtung, um das Reflektieren, Annehmen und Anerkennen – und mithin das Aushalten – menschlichen Prekärseins. Diese

Fähigkeit hält sie für eine ›gesunde‹ gesellschaftliche Entwicklung für so fundamental wie die Psychotherapeut*innen die *Ambivalenztoleranz* und *Ambivalenzfähigkeit* für eine ›gesunde‹ psychische Entwicklung.

3 Prekaritätswahrnehmungen und Prekaritätskonstruktionen

Im Mittelpunkt dieses Themenheftes stehen aus soziolinguistischer Perspektive Momente, in denen *Prekärsein* (im Sinne Butlers) kommunikativ verhandelt und damit *Prekarität* interaktiv konstruiert wird. Uns interessiert, wie das eigene Prekärsein und das Prekärsein anderer von sozialen Akteuren wahrgenommen wird (*Prekaritätswahrnehmungen*), wie es in kommunikativer Praxis dargestellt, ausgehandelt, negiert und/oder forciert wird (*Prekaritätskonstruktionen*) und wie diese Prekaritätswahrnehmungen und Prekaritätskonstruktionen wiederum kontextualisierend auf Interaktions- und Positionierungspraxen zurückwirken.

Wir verstehen *Prekaritätswahrnehmungen* und *Prekaritätskonstruktionen* dabei als Wahrnehmungen bzw. Darstellungen von Krisenhaftigkeit in dem Sinne, dass Prekarität als ein ›Aus-der-Ordnung-geraten-Sein‹ verstanden wird, das (jedenfalls aus Sicht einiger Akteure) mit Zeitdruck und Handlungsobligationen assoziiert wird. Dieses ›Aus-der-Ordnung-geraten-Sein‹ wird vielfach auch als ein ›Zwischen-den-Welten-Sein‹ – also als *liminal* – wahrgenommen und dargestellt, bisweilen, wie die Beiträge zeigen, auch als ›Befreiung‹ von der Ordnung des ›normalen‹ Lebens. *Prekaritätswahrnehmungen* und *Prekaritätskonstruktionen* sind weiters häufig mit Wahrnehmungen und Darstellungen von *Ambivalenz* verbunden – von als widersprüchlich empfundenen Empfindungen, Gefühlen, Bewertungen.

Grundsätzlich verstehen wir Prekaritätswahrnehmungen und Prekaritätskonstruktionen als interaktionale (metapragmatische) Phänomene, in denen Positionen verhandelt und Positionierungen praktiziert werden (vgl. Spitzmüller et al. 2017). Spezifisch ist dabei jedoch, dass der Ankerpunkt der Positionierung und die Origo, aus deren Blickwinkel Positionierung vollzogen wird, als brüchig und schwankend empfunden werden. Prekaritätswahrnehmungen und Prekaritätskonstruktionen

sind also, wenn man so will, soziale Positionierung auf glatter Fläche. Uns interessiert in diesem Heft, was dabei interaktional vor sich geht.

4 Worum es also geht

Uns interessieren also aus einer soziolinguistischen Perspektive erstens Momente, in denen Ordnungen – die *interaction order* (Goffman 1983) aber auch *indexikalische Ordnungen*, wie sie in der linguistischen Anthropologie beschrieben werden (Silverstein 2003) – brüchig bzw. als brüchig empfunden werden. Was passiert in solchen Momenten, wie gehen Akteure mit einer derartigen (perzipierten) ›kommunikativen Prekarität‹ um? Gibt es Strategien der Stabilisierung? Wie sehen diese aus, und woran orientieren sie sich?

Zweitens finden wir uns als Soziolinguist*innen insbesondere in sozial sensitiven Feldern selbst vielfach in Situationen wieder, in denen wir als ›teilnehmende Beobachter*innen‹, wie man diese Rolle verharmlosend nennt, Momente der Ordnungs-Erschütterung erfahren. Was tun wir als Forschende hier? Folgen wir dem uns antrainierten disziplinären und disziplinierenden ›Ordnungs-Ruf‹ (und bringen, was wir sehen, somit vielleicht einfach in eine uns genehme, weil *interpretierbare* Ordnung) oder können wir uns auf Rupturen und Erschütterungen einlassen? Und wenn, wie ist das dann mit dem ›forschenden Blick‹ vereinbar?

Drittens interessiert uns – aus einer metapragmatischen Perspektive – wie die Wahrnehmung eines ›Aus-der-Ordnung-geraten-Seins‹ überhaupt zustande kommt. ›Prekarität‹ kann ja in verschiedenen Skalierungen (Carr & Lempert 2016) auftreten: Ich kann einen Moment als ›prekär‹ empfinden, eine Lebensphase, ein ganzes Leben oder aber den Zustand einer ganzen Gesellschaft – vielleicht sogar ›die Welt‹. Wie kommt es aber überhaupt zu solchen Einschätzungen? Inwiefern basieren Prekaritätsurteile auf diskursivem Wissen, auf medial vermittelten Diskursen der ›(Un-)Ordnung‹ (*knowledge by description*)? Inwiefern basieren sie auf körperlichen, somatischen Erfahrungen (*knowledge by acquaintance*)?³ Und wie hängen diskursive mit subjektiven Erfahrungen

3 Diese Unterscheidung zweier Formen des Wissens geht auf Russell (1910) zurück.

zusammen? Damit zusammenhängend: Was nehmen wir überhaupt als ›prekär‹ wahr? Und warum?

Nicht auf alle diese Fragen wird dieses Heft Antwortvorschläge anbieten können. Einige Fragen bleiben unbeantwortet, viele offen, und viele weitere Fragen werden von den Beiträger*innen hinzugefügt. Das hier skizzierte Programm weist also über dieses Heft hinaus auf eine längerfristige Forschungsaufgabe, der sich die Soziolinguistik unserer Meinung nach verstärkt zuwenden sollte.

5 Die Beiträge in diesem Themenheft

Die hier versammelten Beiträge setzen sich in ganz unterschiedlicher Art und Weise mit Prekaritätserfahrungen auseinander. Das ist so intendiert, denn eine Pluralität der Perspektiven, Methoden und Daten erscheint uns angesichts der Komplexität des Forschungsfeldes geboten.

Gemeinsam ist allen Beiträgen allerdings, dass sie Prekarität nicht allein in ihrer ökonomischen Dimension betrachten. Wie oben ausgeführt, griffe eine solche Eingrenzung zu kurz. Prekaritätserfahrungen sind vielschichtiger; sie manifestieren sich, wie die Beiträge zeigen, unter anderem in Erfahrungen von Dislokation, Normierung, Handlungsohnmacht, Befremdung, Haltlosigkeit und Sicherheitsverlust. Sie sind nicht nur handlungsleitend in sozialen Positionierungen und mithin in Angleichungs- oder Unterscheidungsprozessen zwischen Akteur*innen, sondern insbesondere auch ein Modus der Wahrnehmung solcher Prozesse und ihrer Unwägbarkeiten und ›Glätten‹. Dabei ist die Wahrnehmung von Prekarität konstitutiv verbunden mit sozial registrierten Vorstellungen von ›Stabilität‹, ›Festigkeit‹ und ›Sicherheit‹, die Prekaritätswahrnehmungen *ex negativo* bestimmen: Prekaritätswahrnehmungen setzen Vorstellungen von Gesicherheit voraus, mit denen sie kontrastieren, Vorstellungen der eigenen Gesicherheit und der Gesicherheit der Anderen. Wie die Beiträge zeigen, divergieren solche Vorstellungen aber sehr, und entsprechend divergiert das, was als ›prekär‹ wahrgenommen und erfahren wird.

Alle Beiträger*innen nähern sich Prekaritätserfahrungen qualitativ. Die disziplinären Perspektiven und die Zielrichtungen sind dabei aber

sehr unterschiedlich. Einige Beiträge stützen sich insbesondere auf die Analyse von Gesprächsdaten, in denen mit konversations- und gesprächsanalytischen Mitteln (Ko-)Konstruktionen von Prekaritätswahrnehmungen identifiziert und interpretiert werden. Andere Beiträger*innen gehen stärker ethnographisch vor und beschreiben als prekär wahrgenommene Lebenswelten, Erfahrungen oder Positionen. Das schließt in einigen Beiträgen sehr zentral auch die Erfahrungen und Positionen von Forscher*innen ein: Prekaritätserfahrungen werden dort nicht nur als Gegenstand, sondern auch als wichtiger Aspekt ethnographischen Forschens und Erkennens diskutiert.

PAMELA STEEN spürt in ihrem Beitrag *Prekarität und Place-Identity. Wie Erwerbslose in ihren Gesprächen soziale Unsicherheit konstruieren und Agency kommunikativ aushandeln* aus gesprächsanalytischer Perspektive Identitätsbestimmungen männlicher Erwerbsloser im öffentlichen Raum nach. Sie zeigt, wie diese Akteure Einschränkungen ihrer Handlungsmacht durch Unsicherheiten, Stigmatisierungen und Eingriffe in ihren Lebensraum, aber auch eigene (Wieder-)Ermächtigungs- und Stabilisierungsstrategien wahrnehmen und der Forscherin gegenüber kommunikativ darstellen. Dies geschieht, wie die Autorin zeigt, auf mehreren narrativen Ebenen, mithilfe von Fiktionalisierungen als ›prekär‹ wahrgenommener Lebenswelten, über Selbst- und Fremdpositionierungsprozesse sowie über Prozesse der (Wieder-)Aneignung des öffentlichen Raums. Steen beschäftigt sich in ihrem Beitrag aber nicht nur mit den Positionierungen dieser Männer, sondern reflektiert auch ihre eigene Position und Rolle im Verhältnis zu der ihr so dargebotenen Prekarität. Damit signalisiert sie die Notwendigkeit methodologischer und forschungsethischer Diskussionen in diesem Untersuchungsbereich.

Der Beitrag von INA PICK befasst sich ebenfalls gesprächsanalytisch mit Akteur*innen, die sich in (auch) ökonomisch prekären Lebenssituationen befinden. Pick geht in *Prekarität im Gespräch* der Frage nach, inwiefern Normvorstellungen und die Ausrichtung zu diesen Normvorstellungen Prekarität konstituieren. Dazu analysiert sie Beratungsgespräche von Sozialarbeiter*innen mit erwerbslosen Klient*innen. Das Konzept der Prekarität ist dabei aber nicht allein auf die Lebenssituation der Klient*innen beschränkt. Wie die Autorin zeigt, offenbart sich auch das

Gespräch selbst als potentiell prekäre Handlungskonstellation, die durch individuelle und gesellschaftliche Norm(alitäts)vorstellungen, dem *Sollen* und dem *Nicht-Sollen*, bestimmt ist. Pick geht der Frage nach, wie diese Normen, wie Stabilität und Instabilität interaktional (ko-)konstruiert werden und arbeitet dabei verschiedene Handlungsstrategien und Realisierungsformen heraus. Sie zeigt dabei, dass es, so unterschiedlich auch die Schicksale der Klient*innen sind, die Orientierung an und der Abgleich von Wissen über Normen sind, die das Gespräch jeweils leiten. Die Gespräche bilden somit Aushandlungs- und Bewertungsprozesse ab, die sich wesentlich über die Konstruktion von Handlungsmacht und über die Anpassung an Normprojektionen gestalten.

Mit dem Beitrag *Gehört werden. Sprachrepertoire und Spracherleben im Zeichen sozialer Exklusion* von BRIGITTA BUSCH verschiebt sich der thematische Fokus hin zu Akteur*innen, die Prekarität im Rahmen von Flucht und Migration, unter anderem durch den Verlust ihres gewohnten gesellschaftlichen Umfeldes und ihrer kommunikativen Handlungsfähigkeit (›Stimmverlust‹), erfahren. Solche Erfahrungen können, wie die Autorin zeigt, traumatische Belastungen mit sich bringen, die den Alltag der Betroffenen erheblich prägen. Busch spürt dem Zustandekommen und der Ausformung des ›Stimmverlusts‹ einer Akteurin nach, wobei sie den Fokus auf die Wahrnehmung der kommunikativen Lebenswelt, das *Spracherleben*, dieser Akteurin legt, dem sie sich durch die Analyse sprachenbiographischer Gespräche und eines Sprachenportraits nähert. Dabei zeigt sich, dass die Reflexion vergangener Erlebnisse mit der kommunikativen Konstruktion einer aufarbeitenden Gegenposition kontrastiert wird, dass sich die Akteurin also bemüht, ihrem ›Stimmverlust‹ konstruktiv zu begegnen – *Resilienz* zu entwickeln. Dies ermöglicht der Akteurin eine (Wieder-)Aneignung kommunikativer Sicherheit und eine als stabiler empfundene Positionierung in ihrem neuen Umfeld. Damit zeigt Busch, wie wichtig nicht etwa einfach nur ›die Sprache‹ – wie es so oft essentialisierend heißt – für die soziale Verankerung ist, sondern das vielstimmige und häufig alles andere als homogene sprachliche Repertoire, das sich Menschen im Verlauf ihrer Biographie aneignen, wie prekär also das Wandern zwischen verschiedenen sprachlichen und sprachideologischen Ordnungen sein kann.

Die institutionellen Hürden, mit denen sich geflüchtete Menschen in Österreich konfrontiert sehen, deren Erleben und kommunikative Verarbeitung stehen im Fokus des Beitrags von SABINE LEHNER. In ihrem Beitrag *Ungewissheit während des Asylverfahrens. Agencykonstruktionen zwischen struktureller Verunsicherung und subjektiver Wahrheit* lenkt die Autorin den Blick einerseits auf die institutionellen Vorgaben, die die Handlungsmacht (Agency) dieser Akteur*innen beschränken, und andererseits auf deren jeweils spezifische Strategien, damit umzugehen. In Lehnerts Analysen ihrer Interviews und Fotobefragungen mit den Akteur*innen stellen sich die Gegebenheiten allzu deutlich als schwer lösbare Herausforderungen dar: Die geflüchteten Menschen sehen sich in Spannungsfeldern, die sich beispielsweise zwischen institutionellem Schweigen und eigener Hoffnung auf Besserung, aber auch zwischen dem Erleben institutioneller Macht und Dynamik und eigener Ohnmacht und Statik, aufspannen. Im Sinne des oben beschriebenen Konzepts von Ambivalenz als erlebter Zeitlichkeit (vgl. Lüscher 2011: 380–281) umfassen diese Spannungsfelder aber auch temporale Rupturen: von der als unwiederbringlich wahrgenommenen Vergangenheit zur als lähmend empfundenen Gegenwart hin zur ungewiss erscheinenden Zukunft. In einer dreischrittigen Interview-Analyse bestimmt Lehner dabei zunächst die kommunikativ dargestellten Handlungsbegrenzungen, beleuchtet danach, wie die Akteur*innen ihre eigene Handlungsmacht kommunikativ konstruieren und stellt schließlich interaktive Darstellungen von Strategien zur Bewältigung der prekären Lagen vor. Erkenntnisleitend ist dabei ein interpretatives Konzept von Handlungsmacht, welches eng an das hier vorgestellte Konzept der wahrgenommenen Prekarität anschließt.

JONAS HASSEMER und MI-CHA FLUBACHER erweitern im darauffolgenden Beitrag den Blick auf Prekarität um eine reflexive Dimension. In *Prekäre Ethnographie. Zur Rolle von Prekaritätserfahrungen im ethnographischen Erkenntnisprozess* reflektieren sie die Positioniertheit der (ethnographisch) Forschenden mit Blick auf prekäre Forschungsmomente. Sie argumentieren dabei, dass solche prekären Momente nicht nur eine Herausforderung und schon gar nicht eine Störung im Erkenntnisprozess darstellen, sondern dass diese im Gegenteil sogar wesentlich

erkenntnistiftend sein können. Dafür diskutieren Hassemer und Flubacher zunächst aus einer methodologischen und epistemologischen Perspektive die grundsätzliche Liminalität des Forschungsprozesses. Dabei hinterfragen sie auch die gebräuchliche konzeptuelle Trennung von ›Forschungsfeld‹ und ›Forschenden‹. Sie zeigen, wie sehr diese beiden aufeinander verwiesen und ineinander verhakt sind, und argumentieren, dass die Reflexion dieser Verhakungen mithin Teil ethnographischer Erkenntnisprozesse sein müssen. Aufbauend auf den Ansatz der *reflexiven Ethnographie* entwickeln Hassemer und Flubacher anschließend das Konzept einer *prekären Ethnographie*, mit dessen Hilfe sie Prekaritätserfahrungen in der eigenen Forschungspraxis erkunden. Dabei werden vor allem Erfahrungsberichte aus ihren jeweils aktuellen Forschungsprojekten analysiert, in denen prekäre Momente festgehalten wurden, etwa Momente perzipierter ethnischer oder sexueller Verortung, aber auch Momente, in denen die eigene Forscher*innenrolle prekär zu werden scheint. Dabei wird augenscheinlich, dass sich auch Forscher*innen permanent mit feldspezifischen Normen und Erwartungen, Werten und Wertungen konfrontiert sehen, die sie mit eigenen Normen und Erwartungen, Werten und Wertungen abgleichen müssen. Auch Forscher*innen müssen sich also vielfach auf glatter Fläche positionieren – eine Glattheit freilich, die der Autor und die Autorin nicht als Problem, sondern als Ressource betrachten.

Im abschließenden Beitrag dieses Themenheftes geht ANNE STORCH Konstruktionen prekärer Identitäten am sogenannten ›Ballermann‹, einem (jedenfalls ›vor Corona‹) massentouristisch angeeigneten ›Partyort‹ auf Mallorca, nach. In *Die Prekarität der Anderen* stellt sie einen touristischen Raum vor, der zwischen *fun* und Ausbeutung, zwischen Wiederholung des ewig gleichen ›Spaßes‹ und der Schaffung immer neuer Prekarität schwankt. Die Autorin verbindet dabei persönliches Erleben mit Schilderungen derjenigen, die auf dem Ballermann unter prekären Bedingungen für den ›Spaß‹ der Andern ›sorgen‹, diesen dabei aber ihrerseits auch als höchst prekär wahrnehmen. Storch zeigt dabei auch, inwiefern die ›Ballermann‹-Praktiken vor allem als Exotisierungspraktiken auf einer postkolonialen Diskursfläche etabliert werden. Diesen Gegensätzen spürt die Autorin beispielsweise in der semiotischen Land-

schaft und in popkulturellen Texten des ›Ballermann‹-Universums nach, in denen mehrzeitige Chronotopoi dargeboten und Prekaritätskonstruktionen in Szene gesetzt werden. In diesen eigentümlichen Diskurserscheinungen findet Storch vielfach gespiegelte Selbst- und Fremdpositionierungen, in denen sich Konstruktionen der Prekarität und Haltlosigkeit mit Konstruktionen industriestaatlicher Potenz und Überlegenheit in kurioser Weise verschränken und in die multimodale Landschaft des ›Ballermanns‹ eintragen. Eine Prekarität, die man sich temporär ›leistet‹, dient dabei der vermeintlichen Absicherung gegenüber dem ›wirklich Prekären‹.

Prekarität wird also, wie die Beiträge zeigen, sehr unterschiedlich wahrgenommen und dargestellt. Sie ist eingebunden in diskursive Ordnungen, in gesellschaftliche und historische Prozesse sowie auch in kontextuelle und interaktionale Settings. Dies betrifft, um nochmals auf den Beginn dieser Einleitung zurückzukommen, auch die Wahrnehmung von Prekaritätswahrnehmungen. Wenn man heute – das heißt in der chronotopischen Origo, in der diese Einleitung geschrieben wurde – Storchs Analysen des ›Ballermanns‹ liest, kommt man kaum umhin, an ›Ischgl‹, den ›Ballermann der Alpen‹ und ›Corona-Hotspot‹ Österreichs zu denken, und sich zu fragen, wie solche Orte nach ›der Krise‹ wohl aussehen werden. Wenn man Hassemers und Flubachers Reflexionen liest, denkt man daran, dass eine wesentliche Prekarität von Forschenden zurzeit darin besteht, dass ihnen ›das Feld‹ mit all seinen prekären Relationen verschlossen ist. Wenn man Buschs und Lehnerts Beiträge im Spiegel aktueller – und potentiell auch künftiger – Entwicklungen betrachtet, kommt man kaum umhin daran zu denken, wie sehr andere wahrgenommene Prekaritäten die Prekarität bestimmter Personengruppen diskursiv verdrängen (und gerade damit noch dramatisch verstärken) kann. Und wenn man Picks und Steens Beiträge liest, denkt man vielleicht mehr als in anderen Zeiten (mit Weichselbraun 2020) darüber nach, wie ›rasant‹ Prekarität entstehen und sich vermehren kann.

Die Wahrnehmung und Kommunikation von Prekarität(swahrnehmungen) ist also hochgradiger Veränderung unterworfen. Was aber kon-

stant bleibt, ist die Tatsache, dass Prekarität darauf angewiesen ist, dass sie wahrgenommen und kommuniziert wird. Prekarität ist genuin interaktional – und sie ist, wie wir mit diesem Heft zu zeigen hoffen, interaktional relevant, ein wesentlicher Aspekt soziopragmatischer Verortung und Bestimmung, nicht zuletzt auch von Selbstverortung und -bestimmung. Mithin lohnen sich, so hoffen wir mit diesem Themenheft plausibel zu machen, soziolinguistische Perspektiven auf Prekaritätserfahrungen in vielerlei Hinsicht.

Literatur

- Bachtin, Michail M. 2008 [1975]. *Chronotopos*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Bauman, Zygmunt. 1991. *Modernity and ambivalence*. Cambridge & Malden: Polity.
- Berndt, Frauke & Stephan Kammer. 2009a. Amphibolie – Ambiguität – Ambivalenz: Die Struktur antagonistischer-gleichzeitiger Zweiwertigkeit. In Frauke Berndt & Stephan Kammer (Hgg.), *Amphibolie, Ambiguität, Ambivalenz*, 7–30. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Berndt, Frauke & Stephan Kammer (Hgg.). 2009b. *Amphibolie, Ambiguität, Ambivalenz*. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Bourdieu, Pierre. 2004 [1997]. Prekarität ist überall. Aus dem Französischen übers. von Andreas Pfeuffer. In *Gegenfeuer: Wortmeldungen im Dienste des Widerstands gegen die neoliberale Invasion*, 107–113. Konstanz: UVK.
- Butler, Judith. 2009. *Frames of war: When is life grievable?* London: Verso.
- Carr, E. Summerson & Michael Lempert (Hgg.). 2016. *Scale: Discourse and dimensions of social life*. Oakland: University of California Press.
- Castel, Robert. 2000 [1995]. *Die Metamorphosen der sozialen Frage: Eine Chronik der Lohnarbeit*. Konstanz: UVK.
- Castel, Robert & Klaus Dörre (Hgg.). 2009. *Prekariat, Abstieg, Ausgrenzung: Die soziale Frage am Beginn des 21. Jahrhunderts*. Frankfurt a. M.: Campus.
- Duden Universalwörterbuch. 2015. *Duden – Deutsches Universalwörterbuch*. Werner Scholze-Stubenrecht (Hg.). 8. Aufl. Berlin: Bibliographisches Institut.
- Gennep, Arnold van. 1960 [1909]. *The rites of passage*. London: Routledge & Kegan Paul.
- Goffman, Erving. 1983. The interaction order. *American Sociological Review* 48(1). 1–17.

- Grimm, Jacob & Wilhelm Grimm. 1873. *Deutsches Wörterbuch*. Bd. 5: K. Rudolf Hildebrand (Bearb.). 16 Bde. in 32 Teilbden Bde. Leipzig: Hirzel.
- Huff-Müller, Monika. 2019. Ambivalenzfähigkeit: Eine neue Herausforderung in Therapie und Gesellschaft? In Pit Wahl (Hg.), *Spaltung – Ambivalenz – Integration*, 90–111. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Januschek, Franz. 2013. Kritik der Krise, *Kritik und Krise*, Kritik von *Krise*. In Martin Wengeler & Alexander Ziem (Hgg.), *Sprachliche Konstruktionen von Krisen. Interdisziplinäre Perspektiven auf ein fortwährend aktuelles Phänomen* (Sprache – Politik – Gesellschaft 12), 305–324. Bremen: Hempen-Verlag.
- Koselleck, Reinhart. 1982. Krise. In Otto Brunner, Werner Conze & Reinhart Koselleck (Hgg.), *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*. Bd. 3, 8 Bde., 617–650. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Koselleck, Reinhart. 2006. Einige Fragen an die Begriffsgeschichte von ›Krise‹. In *Begriffsgeschichten – Studien zur Semantik und Pragmatik der politischen und sozialen Sprache*. Mit zwei Beiträgen von Ulrike Spree und Willibald Steinmetz sowie einem Nachwort zum Einleitungsfragment Reinhart Kosellecks von Carsten Dutt, 203–217. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Lüscher, Kurt. 2011. Ambivalenz weiterschreiben: Eine wissenssoziologisch-pragmatische Perspektive. *Forum der Psychoanalyse* 27(4). 373–393.
- Merton, Robert K. 1976. *Sociological ambivalence and other essays*. New York: Free Press.
- Motakef, Mona. 2015. *Prekarisierung*. Bielefeld: transcript.
- Parr, Rolf. 2013. Krise/Katastrophe: Normalismustheoretische Überlegungen zu einem semantischen Differenzial. In Martin Wengeler & Alexander Ziem (Hgg.), *Sprachliche Konstruktionen von Krisen. Interdisziplinäre Perspektiven auf ein fortwährend aktuelles Phänomen* (Sprache – Politik – Gesellschaft 12), 289–303. Bremen: Hempen-Verlag.
- Rampton, Ben. 2014 [1995]. *Crossing: Language and ethnicity among adolescents*. 2. Aufl. Oxon & New York: Routledge.
- Russell, Bertrand. 1910–1911. Knowledge by acquaintance and knowledge by description. *Proceedings of the Aristotelian Society (New Series)* 11. 108–128.
- Silverstein, Michael. 2003. Indexical order and the dialectics of sociolinguistic life. *Language & Communication* (23). 193–229.
- Spitzmüller, Jürgen, Christian Bendl & Mi-Cha Flubacher. 2017. Soziale Positionierung: Praxis und Praktik. Einführung in das Themenheft. (81): *Soziale Positionierung als Praxis und Praktik: Theoretische Konzepte und methodische*

- Zugänge. 1–18. http://wlg.univie.ac.at/fileadmin/user_upload/p_wlg/812017/spitzmueller-flubacher-bendl-einf.pdf (Abruf 17. Oktober 2017).
- Thomassen, Bjørn. 2015. Thinking with liminality: To the boundaries of an anthropological concept. In Agnes Horvath, Bjørn Thomassen & Harald Wydra (Hgg.), *Breaking boundaries. Varieties of liminality*, 39–58. New York & Oxford: Berghahn.
- Turner, Victor. 1977. Process, system, and symbol: A new anthropological synthesis. *Daedalus* 106(3). 61–80.
- Waldvogel, Bruno. 2014. Ambivalenz. In Wolfgang Mertens (Hg.), *Handbuch Psychoanalytischer Grundbegriffe*, 4. Aufl., 72–79. Stuttgart: Kohlhammer.
- Weichselbraun, Anna. 2020. Corona chronotopes. *Fieldsights* (27. April): Covid-19. <https://culanth.org/fieldsights/corona-chronotopes?token=zqrFZY66OGmYWAKcBrMma-VkVIJNoUF> (Abruf 2. Mai 2020).
- Wengeler, Martin & Alexander Ziem (Hgg.). 2013. *Sprachliche Konstruktionen von Krisen. Interdisziplinäre Perspektiven auf ein fortwährend aktuelles Phänomen* (Sprache – Politik – Gesellschaft 12). Bremen: Hempen-Verlag.
- Wimbauer, Christine & Mona Motakef. 2020. *Prekäre Arbeit, prekäre Liebe: Über Anerkennung und unsichere Lebensverhältnisse*. Frankfurt a. M.: Campus.

Prekarität und Place-Identity

Wie Erwerbslose in ihren Gesprächen soziale Unsicherheit konstruieren und Agency kommunikativ aushandeln

Pamela Steen*

Wiener Linguistische Gazette (WLG)
Institut für Sprachwissenschaft
Universität Wien
Ausgabe 85 (2020): 25–63

Abstract

This paper deals with the term *precarity* as a dynamic concept that emerges through linguistic interactions. Applying linguistic conversation analysis to everyday talk, I will show which verbal methods unemployed men use to construct their (stigmatised) identity in relation to a specific public place. They construct themselves 1. as communication objects without interpretive power and agency, 2. as restricted and involuntarily addressable in communication with the city administration and the police, with regard to the public place where they meet, and 3. as subjects equipped with agency in a (fictional) communication that is uncertain for others. Precarity here is a synonym for social uncertainty and the experience of status turbulences resulting from criteria relevant to the individual or respective social group.

Schlagwörter: Erwerbslose, Gesprächsanalyse, Imagestigmatisierung, Prekarität, Positionierung.

* Jun.-Prof. Dr. Pamela Steen, Institut für Germanistik, Universität Koblenz-Landau, steen@uni-koblenz.de.

1 ›Prekarität‹ als dynamisches Konzept

Der Begriff der Prekarität oder des Prekariats ist in den Sozialwissenschaften nicht eindeutig definiert. Laut einer Studie der Friedrich-Ebert-Stiftung zählten 2006 acht Prozent der deutschen Bevölkerung zur sozialen Unterschicht. Diese Menschen lebten in prekären Verhältnissen und wurde als das »abgehängte Prekariat« bezeichnet.¹ Im sozialwissenschaftlichen Diskurs hat sich mittlerweile eine andere Lesart durchgesetzt. Sie versteht unter ›Prekariern‹ »Repräsentanten einer neuen Mittelschicht« oder auch »Akteure einer gefährdeten arbeitnehmerischen Mitte« (Vogel 2008: 3). Gemeint ist damit eine soziale Mitte, die zersplittert und fragmentiert ist, mit Unsicherheiten ganz unterschiedlicher Art: sozialen, rechtlichen, materiellen und beruflichen (vgl. Vogel 2008: 3). Die Betroffenen erleben Statusturbulenzen (vgl. Grimm 2013) und eine Verwundbarkeit erreichter sozialer Positionen (vgl. Vogel 2009: 185). Eine eindeutige Zuordnung von Bevölkerungsteilen zu den Prekären erweist sich damit zunehmend als schwierig, auch weil sich prekäre Beschäftigungen zunehmend als arbeitsweltliche Normalität darstellen.² Darüber hinaus kann aus gesprächslinguistischer Perspektive konstatiert werden, dass Prekarität über die problematische Zuordnung zu einer bestimmten sozialen Schicht hinaus generell ein flexibles, dynamisches Konzept ist, das in unterschiedlichen Lebenswelten von den Akteuren selbst unterschiedlich interaktiv konstruiert wird. Prekarität wird im vorliegenden Beitrag in einem eher weiteren Sinne als erlebte soziale Unsicherheit verstanden, die den sozialen Auf- und Abstieg betrifft, aber nicht an die Erfahrungen aus der Arbeitswelt gebunden ist, sondern sich auch auf andere Faktoren wie die Eingebundenheit in persönliche statusrelevante kommunikative Prozesse beziehen kann. In diesem Sinne kann auch von einer prekären Kommunikationsbeteiligung gesprochen werden, wenn Akteure beklagen, in für sie relevante Kommunikation mit staatlichen Stellen nicht aktiv eingebunden zu sein oder wenn sie sich in gesellschaftlichen Diskursen als passive Objekte und nicht als aktive Akteure betrachten.

¹ https://www.domradio.de/sites/default/files/pdf/061017_Gesellschaft_im_Reformprozess_komplett.pdf, (Abruf 29. Juni 2019).

² Vgl. Bourdieu (2004: 113), der schon früher von einer dauerhaften Unsicherheit als Prekarität spricht, die eine neue Herrschaftsform darstelle.

Folgt man der sozialwissenschaftlichen Einteilung, so beschäftigt sich der vorliegende Beitrag nicht mit der Prekarität der Mittelschicht, sondern mit dem sogenannten ›abgehängten Prekariat‹³. Die im Mittelpunkt der Studie (vgl. Steen 2015) stehenden Akteure weisen ähnliche biografische Eckdaten auf: ein zumeist höheres Lebensalter, alleinstehend, ohne feste Anstellung, langjähriger Bezug staatlicher Hilfeleistungen in Form von ALG II⁴ oder Wohnungslosigkeit. Die Akteure sind dauerhaft aus einer ›Normalität‹ der Arbeitsgesellschaft ausgeschlossen und thematisieren selbst in ihren Gesprächen, dass *andere* sie als ›abgehängt‹ kategorisieren, wie z. B. in folgender Aussage: »viele sagen immer hier äh (-) das sind hier alles penner und alles doofe«. Sie beklagen dabei nicht unbedingt die Zuordnung zu einer unteren sozialen Schicht oder dass sie als ›sozial abgehängt‹ wahrgenommen werden, sondern die negative Bewertung ihres sozialen Status.

Anhand exemplarischer Gesprächssequenzen wird gezeigt, dass diese Gruppe männlicher Erwerbsloser mit Formen der sozialen Unsicherheit konfrontiert ist, mit der sie sich kommunikativ auseinandersetzt, auch wenn diese Unsicherheiten nicht mehr die reguläre Arbeitswelt betreffen. ›Soziale Prekarität‹ wird aus gesprächslinguistischer Sicht nicht als ein etischer Begriff mit festen oder objektiven sozialen Merkmalen verstanden, sondern das Konzept wird mit der Methode der linguistischen Gesprächsanalyse (vgl. Deppermann 2008) aus der Teilnehmerperspektive der Gesprächsakteure rekonstruiert. Wie auch die Konzepte der ›Identität‹ (vgl. Kresic 2006) und ›Agency‹ (vgl. Emirbayer und Mische 1998; Lucius-Hoene 2012), die aus poststrukturalistischer Sicht als eine Form des ›doing‹ aufgefasst werden – weil soziale Kategorien nicht außer- oder vorsprachlich existieren, sondern durch Sprache entstehen, ausgehandelt und suspendiert werden –, ist auch das Konzept der sozialen Prekarität als ein solches dynamisches Konzept zu verstehen. Da soziale Identitäten als »constituted by an ensemble of ›subject positions‹« aufgefasst werden, »that can never be totally fixed in a closed system of differences, constructed by a diversity of discourses«, sind diese immer schon als »contingent and precarious« (Mouffe 1992: 372) zu

³ Weitere Kategorien sind »die sozial Abgehängten«, »die Überflüssigen«, »Restgruppe« oder auch die »nicht mehr Aktivierbaren« einer Gesellschaft (vgl. Offe 1994), die auch als »semantische Kampfbegriffe« bezeichnet werden können (vgl. Böhnke 2006: 53).

⁴ ALG II wird umgangssprachlich auch als »Hartz IV« bezeichnet und ist in Deutschland die Grundsicherungsleistung für erwerbsfähige Leistungsberechtigte.

verstehen. Es gilt daher z. B. hinsichtlich konkreter *Communities of Practice* herauszufinden, wie Prekarität aus der emischen Perspektive heraus konstruiert wird. Es muss dann danach gefragt werden, welche Merkmale und Aspekte die Akteure für die Konstruktion einer *für sie* prekären Lebenssituation relevant setzen, welche lebensweltlichen Aspekte als sozial verunsichernd wahrgenommen werden, mit welchen sprachlichen Mitteln und hinsichtlich welcher kommunikativen Funktionen sie soziale Unsicherheit in Form von Statusturbulenzen konstruieren, wie sie diesbezüglich diskursive Status-Zuschreibungen thematisieren oder kontextualisieren und welchen Einfluss diese auf die Darstellung von Agency im Gespräch und in der Gruppe haben. Sozialwissenschaftliche etische Konzepte von Prekarität sind daher für gesprächslinguistische Analysen nur bedingt relevant, da sie Prekarität an objektiven Parametern festmachen und dabei Praktiken der Aushandlung von Prekarität übersehen, die einen intersubjektiven Blick auf Statusturbulenzen ermöglichen.

In den hier untersuchten Gesprächen bezieht sich die konstruierte soziale Unsicherheit vor allem auf in den Gesprächen aufgerufene diskursive Fremdzuschreibungen zu sozialen Identitätskategorien im Kontext sozialer Situationen, in denen die Akteure auf dem Stadtplatz sich darüber beklagen, Imagestigmatisierungen im Zuge medialer oder staatlicher Täuschungen und Überwachungen ausgesetzt zu sein. Zudem fühlen sie sich in für sie relevanten Kommunikationsprozessen, initiiert durch öffentliche/staatliche Stellen, nicht ausreichend berücksichtigt. Die Akteure sind verunsichert, weil sie sich hinsichtlich ihres lebensweltkonstituierenden Orts – des Stadtplatzes – nicht hinreichend informiert fühlen. Denn der Ort, an dem die Gespräche stattfinden, und der in den Interaktionen bzw. im Diskurs als sozialer Raum konstituiert wird,⁵ erfüllt in den untersuchten Interaktionen wichtige Funktionen für die Aushandlung von Agency und Identität in Form einer Place-Identity (vgl. Benwell und Stokoe 2006).

⁵ Vgl. die Unterscheidung von »Ort« und »Raum« bei de Certeau (1988), die in der Raumsoziologie als grundlegende Unterscheidung gilt. Der Raum wird als »Resultat von Aktivitäten« verstanden, wozu hier auch sprachliche/diskursive Aktivitäten zu zählen sind; der Ort ist dagegen eine »momentane Konstellation von festen Punkten« (de Certeau 1988: 218), also der Stadtplatz als geografische/architektonische Konstellation.

2 Methoden, Analysematerial, Untersuchungsaspekte

Im Folgenden werden Erhebungs- und Analysemethoden zusammen mit zentralen Analyseaspekten – Identität, Positionierung, Agency, soziale Rollen – erläutert. Methoden und Untersuchungsaspekte werden deshalb integriert behandelt, weil die Erhebungsmethode der teilnehmenden Beobachtung die Gesprächsforscherin zu einem Element der beobachteten Szenerie werden lässt, sodass die Konstruktion einer Place-Identity in Verbindung mit sozialer Unsicherheit die soziale Position der Wissenschaftlerin involviert.

2.1 Erhebungsmethoden und Material

Im Jahr 2008 wurden mit der Methode der teilnehmenden Beobachtung über einen Kern-Zeitraum von vier Monaten Gespräche von insgesamt 14 männlichen Erwerbslosen (zwischen 18 und 65 Jahre alt) mit der Videokamera aufgezeichnet (dynamische Aufnahme, vgl. Brinker und Sager 2010: 36). Diese Methode der ethnografisch angelegten Konversationsanalyse ermöglicht es Forscher/innen, Wissen »über die sozialen, räumlichen, historischen und anderen Gegebenheiten im Untersuchungsfeld« (Deppermann 2000: 103) zu sammeln. Die Gespräche (insgesamt 16 Stunden Gesprächsmaterial) der Männer, die sich regelmäßig zum gemeinsamen Biertrinken auf einem Hamburger Platz trafen, sind »natürliche« Gespräche in dem Sinn, dass sie nicht elizitiert wurden. Transkribiert wurden die zur Analyse ausgewählten Gespräche mit dem Partitur-Editor EXMARaLDA⁶ nach den Konventionen GAT II (vgl. Selting et al. 2009).⁷

Die Gespräche, die als kleine kommunikative Lebenswelt modelliert werden (vgl. Luckmann 1978; Knoblauch 1995), weisen folgende Merkmale auf: Urbanität und Öffentlichkeit (da die Gespräche öffentlich in einer Großstadt stattfanden); Privatheit, d. h. Alltagskommunikation in einer nicht-institutionellen Umgebung; Beziehungskommunikation; Regelmäßigkeit (die Gesprächsrunden fanden routiniert, meistens um die Mittagszeit, statt). Die Gesprächsteilnehmer bilden keine feste soziale Gruppe, es gibt aber einen engeren Kreis (zwei bis sieben Männer), der sich selbst als *Clique*

⁶ <https://exmaralda.org/de/> (Abruf 15. November 2019).

⁷ Bedeutung der Siglen in den Notationszeilen: vb = verbales, gs = gestisches, pr = prosodisches Display.

bezeichnet. Die Akteure haben einen ähnlichen sozialen Status und ähnliche alltagsweltliche Probleme (mangelnde finanzielle Sicherheit, gesundheitliche Probleme, wenig familiäre Anbindung). Den öffentlichen Ort, an dem die Gespräche stattfanden, stufte die Stadt damals als *sozialen Brennpunkt* bzw. »gefährlichen Ort« (Krebs 2001: 76) ein. Gefährliche Orte sind solche, an denen sich »die Bedrohung räumlich manifestiert« (Krebs 2001: 76). Der Platz mit Rotlicht-Milieu und Drogen-Szene wurde u.a. mit polizeilichen Kameras überwacht. Diese Situation hat sich in den vergangenen Jahren jedoch verändert. Bis 2011 wurde der Platz umgebaut, um ihn für eine andere Klientel, z. B. für Szene-Kneipen und Galerien, attraktiver zu machen. Diese Umbauarbeiten wurden von Seiten vieler Anwohner als Gentrifizierungsmaßnahmen kritisiert.

2.2 Place-Identity und soziale Rollen

Die Verbindung von interaktiver Identitätsherstellung, sozialen Rollen und Orten/Räumen findet sich prominent in der Interaktionssoziologie Goffmans (2003: 99–152; 1999), die für konversationsanalytische Arbeiten zu einem wichtigen Bezugspunkt geworden sind (vgl. Holly 1979) und die auch in den hier durchgeführten exemplarischen Analysen als sozialpsychologisches Erklärungsmodell herangezogen werden, um zu verstehen, welche allgemeinen sozialen Funktionen dem rekonstruierten Sprachhandeln zugrunde liegen. Zwar stammen Goffmans Untersuchungen aus den 1960er- und 1970er-Jahren, sie haben aber in ihren Grundlagen wenig an Aktualität eingebüßt, vor allem, wenn es um die Untersuchung direkter sozialer Interaktion geht.

Der Stadtplatz spielt für die Analyse eine wichtige Rolle, weil er nicht nur »Schauplatz«⁸ des Geschehens ist. Er wird in den Gesprächen auch als eigenes Territorium konstruiert. Territorialverhalten geht ethologisch betrachtet mit dem Anzeigen eines Anspruchs auf den Platz und dem Verteidigen dieses Anspruchs einher. Mit Goffman (1982: 55), der den Begriff der Territorialität für die Interaktionssoziologie adaptiert, fallen darunter auch Ansprüche, die sich nicht nur auf räumlich Ausgedehntes beziehen,

⁸ Schmitt (1992: 48) definiert »Schauplatz« als »lokal definierten, d.h. in seinen räumlichen und architektonischen Konturen klar erkennbaren und von der ökologischen Umgebung abgehobenen Weltausschnitt«. Seine Definition entspricht also dem »Ort« bei de Certeau.

sondern z. B. auch auf Mitgeteiltes (als Informationsreservat, 1982: 68) oder auf die Teilnahme an Gesprächen (als Gesprächsreservat, 1982: 69). Der spezifische Aufenthaltsort auf dem Stadtplatz (die Ecke beim Asia-Imbiss), den die Akteure für sich beanspruchen, kann als »Benutzungsraum« (Goffman 1982: 62) bezeichnet werden. Der Benutzungsraum wird qua kommunikativer und räumlicher Praktiken iterativ konstituiert, zum Teil auch durch materielle »Markierungen« (Goffman 1982: 71) in Form fallengelassener Kronkorken, sodass für andere Akteure, die sich auf dem Platz aufhalten, deutlich wird, dass dieser Ort der Männergruppe »gehört«. Da Territorien »symbolische Räume zur Erzeugung und Sicherung der Identität« (Abels 2001: 157) sind, konstruieren die Akteure nicht nur einen angeeigneten Raum, sondern damit verbunden auch eine »place identity« (vgl. Twigger-Ross und Uzzell 1996): »tellers express a sense of who they are through stories about where they are« (vgl. Benwell und Stokoe 2006: 216). Mit der Methode der linguistischen Gesprächsanalyse wird anhand der ausgewählten Beispiele rekonstruiert, welche kommunikativen Mittel die Akteure verwenden, um im Kontext von erlebter sozialer Unsicherheit diese Place-Identity als einen elementaren Aspekt ihrer kollektiven Identität zu konstruieren und wie sie im Zuge dessen ihre Agency bezogen auf die Gruppe, die wissenschaftliche Beobachterin und die Gesellschaft aushandeln. Dabei ist es vor allem die Ortsgebundenheit der Kommunikation, die zwar genuin als Parameter des Settings erscheint, die aber einen erheblichen Einfluss auf das Erleben sozialer Unsicherheiten hat. Prekarität, so wird hier gezeigt, ist nicht (nur) schichtgebunden, sie kann auch ortsgebunden sein. Dadurch erhält das Konzept des »gefährlichen Ortes« aus der Sicht der Akteure, die sich an diesen Orten aufhalten, einen neuen Bedeutungsaspekt, da die mit ihnen verbundenen diskursiven Räume auch »gefährlich« für die Sicherheit des eigenen sozialen Status werden können. Vogel (2008: 2) stellt fest: »Trotz der zunehmenden Aufmerksamkeit für Fragen der Prekarität bleibt unklar, an welchen Orten der Gesellschaft wir die Prekarier finden können.« Dieser Aussage kann entgegengehalten werden, dass sich nicht die Prekarier an Orten aufhalten, sondern Orte und ihre sozialen Räume Prekarier erst konstituieren.

Im Hinblick auf den Schauplatz und seine Akteure werden nun weitere Differenzierungen notwendig, sowohl hinsichtlich des Raumes als auch der Interaktionsrollen, die die Akteure einnehmen oder anderen zuschreiben. So entwickelt Goffman entlang der Bühnen-Metapher für das Alltagsleben verschiedene identitätsrelevante Termini. Alltagsleben ist für Goffman

gleichbedeutend mit der »Struktur der Einheiten im sozialen Leben, die entstehen, wann immer Personen anderen Personen unmittelbar physisch gegenwärtig werden« (Goffman 2003: 233). Und für dieses wechselseitige Gegenwärtigsein zeigen die Akteure »Darstellungen«, das heißt, sie üben bestimmte wiederkehrende Tätigkeiten in Rollen aus, die andere beeinflussen sollen (vgl. Goffman 2003: 18). Dabei bilden sie ein »Ensemble« oder auch »Sonderrollen« aus, die »ortsbestimmt« untersucht werden können und die auch für das Verstehen der Gespräche auf dem Stadtplatz hilfreich sind. Der Stadtplatz ist geradezu prädestiniert für die Darstellungen eines Ensembles, also für eine »Gruppe von Individuen [...], die gemeinsam eine Rolle aufbauen« (Goffman 2003: 75), denn öffentliche Plätze, auf denen sich Menschen treffen, sich unterhalten, zusammen feiern, miteinander streiten usw. sind, weil sie Öffentlichkeit par excellence darstellen, »Bühnen für das Drama des menschlichen Lebens« (Webb 1990: 33).

Je nachdem, welche Art von Praktiken die Akteure ausüben, ob diese bewusst präsentiert werden sollen oder ob (auch) das, was man bei den Präsentationen unterdrückt, zum Vorschein kommt, spricht Goffman (2003: 104) von der »Vorder-« oder der »Hinterbühne«. Die Akteure nutzen den Stadtplatz als Vorderbühne, um auf dieser der Gesprächsforscherin in ihrer Rolle als Beobachterin/Publikum zu zeigen, dass sich ihre Handlungen an gewisse Normen halten (vgl. Goffman 2003: 100). Die Akteure errichten kommunikativ eine Fassade, um »einen günstigen Eindruck auf das Publikum zu machen« (Goffman 2003: 101). Der Forscherin ist deshalb daran gelegen, die Konstruktion dieser Fassade mit gesprächsanalytischen Methoden zu rekonstruieren und zu verstehen, wozu diese erfolgt, was nicht automatisch gleichzusetzen ist mit einem Anzweifeln der Fassade als präsentierter Unwahrheit.

Aufgrund der Methode der teilnehmenden Beobachtung, die die Beobachterin über einen längeren Zeitraum quasi zu einem mehr oder weniger akzeptierten Teil der Gruppe werden lässt, changiert die Darstellung des Ensembles nach und nach immer mehr zwischen einer Darstellung auf der Vorder- und Hinterbühne, insofern die Beobachterin immer weniger als Publikum oder Zuschauerin wahrgenommen wird. Die Beobachterin tritt in doppelter Hinsicht in den Hintergrund: zunächst, da sie in ihrer Rolle nicht mehr so stark wahrgenommen wird, und dann, indem sie sich ethnografisches Hintergrundwissen aneignet. Analytisch von Interesse und gleichzeitig eine Herausforderung ist es daher, auch die eigene Rolle im Feld zu reflektieren. Denn aus den Inhalten vieler der aufgezeichneten

Gespräche wird ersichtlich, dass die Akteure auf dem Stadtplatz das Bedürfnis haben, der noch relativ unbekanntem Wissenschaftlerin zu verdeutlichen, dass sie nicht zu der Gruppe von Abgehängten oder zu den Kriminellen gehören, von denen in den Medien allenthalben die Rede ist. Solche Gespräche, in die die Beobachterin deutlicher involviert ist, können dennoch zum Gegenstand der Untersuchung erhoben werden (vgl. z. B. Neumann-Braun und Deppermann 1998), weil die Akteure durch die Anwesenheit der Beobachterin mit der Repräsentantin einer anderen Lebenswelt konfrontiert werden und sich in dieser Konfrontation Abgrenzungspositionierungen zeigen können, mithin das eigene Selbstverständnis der Gruppe in Bezug auf ihre Lebenswelt erst deutlich wird. Bei der Untersuchung derartiger sozialer Sinnzusammenhänge muss jedoch darauf geachtet werden, dass die eigene wissenschaftliche und die von den Akteuren herangetragene Rolle nicht konfliktieren oder dass ungewollt Stereotypisierungen konsolidiert werden. Goffman (2003: 5) umschreibt diese Problematik folgendermaßen: Beobachter können dem Verhalten eines Anwesenden Hinweise entnehmen, »die es ihnen ermöglichen, entweder frühere Erfahrungen mit ähnlichen Personen auszuwerten oder – was entscheidender ist – nicht überprüfte Klischeevorstellungen auf ihn zu übertragen.«

Daraus resultiert zudem die mögliche Gefahr, dass die teilnehmende Wissenschaftlerin in die Rolle einer Vermittlerin gedrängt bzw. ihr diese Rolle nahegelegt wird. Ihre Funktion wäre es dann, der Gesellschaft durch ihre Forschungen ein ›echtes‹ Bild des Ensembles zu vermitteln, was bereits per definitionem nicht möglich ist. Hier zeigt sich: Vermittler werden selbst zu Figuren in prekären Situationen (vgl. Goffman 2003: 136). Die prekäre Situation kommt dadurch zustande, dass man sich als Vermittler/in für keine der beiden Seiten entscheiden darf, weshalb Goffman auch zu der Bewertung kommt, dass die Tätigkeit des Vermittlers/der Vermittlerin als Individuum »bizarr, unhaltbar und würdelos« (2003: 136) ist, weil dieser/diese »zwischen Loyalität zu dem einen und zu dem anderen Ensemble hin- und herschwankt« (2003: 137). Da Gesprächsforscher/innen nicht als Vermittler/innen auftreten dürfen, da sie ihren Untersuchungsobjekten unvoreingenommen und objektiv gegenüberstehen sollen, kann es vorkommen, dass sie sich, während sie Kontakt zum sozialen Feld aufbauen und sich mit den Akteur/innen zu ethnografischen Zwecken unterhalten, als heimliche Denunziant/innen fühlen. Ein »Denunziant« gibt, weil er das

Vertrauen des Ensembles erhalten will, um die Aufnahmen machen zu können,

vor den Darstellern vor[...], Mitglied des Ensembles zu sein, dem somit gestattet wird, die Hinterbühne zu betreten und destruktive Informationen zu erwerben, und der dann das Schauspiel offen oder insgeheim an das Publikum verrät. (Goffman 2003: 133)

Dies ist ein grundsätzliches Problem, das in der Sozialforschung mit der »Angst des Forschers vor dem Feld« bezeichnet wurde, weil das »asymmetrische Forschungsverhältnis« (Lindner 1981) die Begegnungen vorstrukturiert. Denn

zu der soziologischen Methode der teilnehmenden Beobachtung gehört gewöhnlich ebenfalls ein gewisses Maß von Infiltration, denn auch wenn die Betroffenen davon unterrichtet werden, daß eine Untersuchung durchgeführt wird, so wissen sie gewöhnlich nicht im einzelnen, welche Tatbestände von dem Beobachter festgehalten werden und welche ihrer Fassaden dadurch diskreditiert werden können. (Goffman 1980: 191).

Deshalb ist es als Gesprächsforscher/in nicht immer einfach, die nötige Distanz zum Forschungsfeld zu wahren, da dies von Seiten der erforschten Akteur/innen oftmals nicht erwünscht ist. Ihr Anliegen ist es nicht unbedingt, in »objektiver« Weise erforscht zu werden, sondern die Gelegenheit zu haben, das, was andere als vermeintlich »objektiv« diskursiv konstruiert haben, nun aus einer subjektiven Perspektive richtig zu stellen, indem sie eine sozial akzeptierte »Fassade« errichten.

2.3 Positionierung, Agency und Status(turbulenzen)

Hauptanalyseinstrument bei der Gesprächsanalyse ist hier die Rekonstruktion sozialer Positionierungen. Unter (der Aushandlung von) Positionierungen wird mit Lucius-Hoene und Deppermann (2004a)⁹ eine verbale Verortung im Gespräch verstanden, mit der ein/e Akteur/in sich und andere Akteur/innen zu sozial bestimmbar Personen macht und also soziale Identität konstruiert. Es kann mit der Rekonstruktion von Positionierungen herausgearbeitet werden, »wie Interaktanten den sozialen Raum

⁹ Die Autor/innen übernehmen das Konzept der Positionierung aus der angelsächsischen Diskurspsychologie, u. a. von Harré/van Langenhove (1999).

bestimmen und ihre jeweiligen Positionen darin festlegen, beanspruchen, zuweisen und aushandeln« (Lucius-Hoene und Deppermann 2004b: 196). Mittels Selbstpositionierungen zeigen die Akteure auf, wie sie selbst gesehen werden wollen; Fremdpositionierungen sind dementsprechend Zuschreibungen und Positionierungen, die andere Akteure betreffen (direkte Interaktionspartner oder sprachlich konstruierte, abwesende Andere) (vgl. Lucius-Hoene und Deppermann 2004b: 196). Selbst- und Fremdpositionierungen sind außerdem miteinander verwoben: »Jeder Positionierungsakt im Hinblick auf den einen Interaktanten (sich selbst oder den Partner) hat gleichzeitig immer auch eine Komponente in Bezug auf den anderen, d. h. sowohl einen selbstbezüglichen als auch einen auf den Interaktionspartner gerichteten Aspekt« (Lucius-Hoene und Deppermann 2004b: 196).

Bamberg und Georgakapoulou (2008) unterscheiden analytisch drei verschiedene Positionierungsebenen: Auf der Ebene 1 positionieren die Akteure sich (und andere) innerhalb einer erzählten Geschichte; Ebene 2 bezieht sich auf Positionierungsakte in einer konkreten Interaktionssituation; Ebene 3 berücksichtigt die sprachlich konstruierte Identität in Relation zu dominanten Diskursen und »master narratives« (Bamberg und Georgakapoulou 2008: 385). So entsteht sprachlich-interaktiv eine Art soziale Matrix, in der anwesende Akteure (Gesprächspartner/innen), sprachlich konstruierte Akteure (abwesende Andere, Institutionen), geografische Orte/soziale Räume in Bezug auf diskursiv tradiertes Wissen positioniert werden und dadurch relationale Identitäten erhalten.

Eng verwoben mit der Konstruktion von Identität ist der Begriff der Agency. Agency wird mit Emirbayer und Mische (1998) als intersubjektive, interaktiv ausgehandelte Qualität sozialer Beziehungen verstanden. Aus gesprächslinguistischer Perspektive ist Agency – Handlungsmacht oder soziale Wirkmächtigkeit – ein vor allem sprachlich moduliertes und interaktiv gestaltetes Konstrukt (vgl. Steen 2012a). Helfferich bringt den Kern des sozialwissenschaftlichen Agency-Begriffs auf den Punkt:

Der Begriff ›Agency‹ ist in sehr grundsätzlicher Weise mit den elementaren Fragen der Sozialwissenschaften verbunden, wer mit wem was in welcher Weise macht/machen kann, wessen Wirkung wem (dem Individuums [*sic!*], der Gesellschaft, anonymen Mächten etc.) zugerechnet werden kann und was in der Macht des Einzelnen steht (faktisch oder als Vorstellung). (Helfferich 2012: 10)

Analog zu den drei Positionierungsebenen wird auch Agency auf drei Ebenen hergestellt: auf der Ebene der Erzählung (1), der Interaktion (2) und der Ebene der »Geschichtenversion und -moral, die Agency-Merkmale vor einem lebensgeschichtlichen Hintergrund interpretieren hilft« (Lucius-Hoene 2012: 41) (3). Die dritte Ebene kann ebenso auf die Diskursebene ausgeweitet werden, insofern die Darstellung oder Konstruktion von Wirkmächtigkeit sich nicht nur an den persönlich erlebten Erfahrungen orientiert, sondern auch an diskursiv konstruierten Positionierungen, Normen, Werten, Zwängen usw. Identitätsrelevante Selbst- und Fremdpositionierungen sowie die sozialen Rollen, die damit verbunden sind und die man sich selbst und anderen zuweist, sind also immer auch abhängig von einer subjektiv empfundenen vorhandenen, fehlenden oder eingeschränkten Handlungsmacht aller relevanter Akteure. Die Rekonstruktion sozialer Positionierungsakte kann daher offenlegen, wie die als wissenschaftlich oder diskursiv (aufgrund ihrer materiellen und sozialen Situation) als ›sozial abgehängt‹ eingestuften Akteure, denen kaum oder wenig gesellschaftliche Handlungsmacht zugeschrieben wird, ihre Agency selbst als vorhanden oder eingeschränkt verstehen und welche anderen Akteure sie dabei für ihre Agency als hinderlich oder förderlich betrachten.

Konstruieren die Akteure im Gespräch eine eingeschränkte Agency, die auf soziale Statusturbulenzen verweist, so ist Status hier als Status im weiteren Sinne¹⁰ zu verstehen: Er ist hier im Prinzip mit dem Image-Begriff (vgl. Goffman 1999; Holly 1979) gleichzusetzen und wird als ein »Orientierungsrahmen« verstanden, »innerhalb dessen die gesamten sozial relevanten Aspekte einer Person eingebunden sind« (Sager 1995: 189). Statusturbulenzen sind dann vom Akteur wahrgenommene oder befürchtete soziale Erschütterungen, die auf der von Sager entworfenen »Stufenpyramide des sozialen Auf- oder Abstiegs« (Sager 2004: 180) einen Schritt nach ›unten‹ bedeuten können. Sie können prinzipiell auf allen drei Positionierungs-Ebenen relevant werden.

Die hier relevanten Termini zusammenbindend, kann festgehalten werden, dass Akteure über die interaktive Methode der verbalen Positionierung soziale Identitäten konstruieren. Diese können, je nachdem,

¹⁰ In einem engeren Sinne kann die Konstruktion von Status im Gespräch auch als situative Form der Dominanz verstanden werden, insofern die Akteure in einer konkreten Gruppenhierarchie einen bestimmten sozialen Rang für sich beanspruchen (vgl. Sager 1995: 189).

wie angesehen oder akzeptiert diese Identitäten sind (Imageintegrität, -auktoriät, -souveränität, vgl. Sager 2004: 180) oder wie stark diese abgewertet werden (Imagedemontage, -stigmatisierung, -destruktion, vgl. Sager 2004: 180) mit einem bestimmten sozialen Status verbunden sein, der überindividuelle Bewertungsprozesse impliziert. Je geringer/höher der soziale Status, desto geringer/größer die damit einhergehende Agency. Soziale Prekarität ist dann als eine Form der sozialen Erschütterung zu verstehen, die auf den drei Positionierungs-Ebenen eine unterschiedlich starke Bedeutung für die Akteure hat. So kann sich ein Akteur selbst als prekär darstellen, durch die Interaktion mit anderen als prekär konstruiert werden oder sich durch die Bezugnahme auf gesellschaftliche Diskurse an eine Diskursposition anbinden, die den Akteur als prekär erscheinen lässt.

3 Exemplarische Gesprächsanalysen

Ausgewählt für die Analysen wurden vier Gesprächssequenzen, in denen die Akteure für sie relevante Aspekte in Bezug auf soziale Unsicherheiten sprachlich elaborieren. Der Fokus liegt dabei nicht auf dem Thematisieren materieller und finanzieller Unsicherheiten (vgl. Steen 2015: 146/182/186), die ebenfalls Statusturbulenzen auslösen können, sondern auf einer sozialen Unsicherheit, die durch die Art und Weise der Einbindung der Akteure in Kommunikationsprozesse entsteht und die sich vor allem auf den sozialen Status im Sinne eines sozialen Ansehens bezieht.

3.1 Positionierung und Imagestigmatisierung im Kontext medialer Deutungsmacht

In dem ersten Gesprächsbeispiel »fernsehn« (1) stellen sich die Akteure als ausgelieferte Objekte einer über sie stattfindenden öffentlich-medialen Kommunikation dar. Der Akteur Hn (58 Jahre, erwerbslos, chronisch krank) drückt zunächst seine Wertschätzung darüber aus, dass ihre Gespräche zu wissenschaftlichen Zwecken mit der Videokamera aufgezeichnet werden (nicht im Transkript) und vergleicht dann diese Aufnahmeweise mit derjenigen von TV-Sendern wie RTL, die Dokumentationen über den Platz und die Anwohner drehen. Mit diesem Vergleich und der daraufhin geschilderten möglichen Verarbeitung der Filmdaten im Zuge einer Beschwerdeerzählung (vgl. Günthner 1999) sind Positionierungsaktivitäten

verbunden, mit denen der Sprecher seine eigene Identität, die der anderen Akteure auf dem Platz, der Medienakteure und der wissenschaftlichen Beobachterin konstruiert.

Gesprächssequenz »fernsehn« (1)

[1]

0

Hn [vb] ich finde es aber auch klasse (-) weiß was jetzt in dEM moment also ich

[2]

..

Hn [vb] sach mal jetzt so auf dEM gebiet (-) sonst laufen se rum mit de kamera

[3]

1

2

Hn [vb] erzähln erzähln weiß was so auf deutsch gesagt (-) wenn du

Ad [vb] das ist unser

[4]

..

Hn [vb] das im fernsehn siehst (-) ja guck mal da laufen nur noch was weiß ich

[5]

..

Hn [vb] penner weiß was dingsbums oder verbrecher oder wie wo was was weiß

[6]

..

Hn [vb] ich rum (-) ja (-) da kommt irgendwie son ding (-) da siehst du (-) so das

[7]

..

Hn [vb] wird so zusammgeschnittn wie sie das jetzt haben wolln (--) nä (-) alleine

[8]

..

Hn [vb] jetzt auch meinerwegen gespräch oder wat (-) die hörn jetzt weiß was so

[9]

..

Hn [vb] ein satz von dEM ein satz von dEM (---) nä (-) könn das gar nich weiß was

[10]

..

Hn [vb] (-) weiß nich wie heißt das (---) so auseinanderhalten (-) das heißt jetzt in

[11]

..

Hn [vb] dEM moment (-) ja pass auf die erzähln sich irgendwas über DROgen oder

[12]

..

3

Hn [vb] sonst was (--) nä (-) und das is ja das linke daran (-) nä (-) dieses (-) die

Ad [vb] ja:

[13]	4		
Hn [vb]	zusammstellung also schn_ schnittmäßig oder wie das geht das weiß ich		
Ad [vb]			
[14]	5		6
Hn [vb]	nich	nä stimmt nä	(-) jo doch (-) unterhältst dich jetzt weiß
Ad [vb]	(unverständlich)		
Kommentar	zu Rm gesprochen		
[15]			
Hn [vb]	was sagst bloß hallo (-) und denn kommt da was weiß ich einer vorbei (-)		
[16]	7		
Hn [vb]	gibt dir die hand (-) nä (-) da steht weiß was dingsbums (-) er te el oder was		
Hn [gs]	zeigende Armbewegung		
[17]			
Hn [vb]	weiß ich (-) pass mal auf (-) nä (-) die drogenverteiler oder sonst noch wat		
Hn [gs]			
[18]	8		9 10 11
Hn [vb]	(-) ja is doch so:		das is doch weiß was
Hn [gs]			
Jg [vb]	aufm xx-platz sowieso		
Ad [vb]	ja hie:r is sowieso alles		ja

Mit dem Aussagesatz *sonst laufen sie rum mit der kamera* [Partiturblock 2] konstruiert Hn eine anonyme Menschengruppe (*sie*), die den Platz mit Kameras aufsucht. Das Adverb *sonst* verweist auf eine vergangene Normalität und markiert damit die Anwesenheit der Forscherin implizit als ungewöhnlich. Was diese Gruppen, die sonst filmen, mit diesen Aufnahmen über die Akteure auf dem Platz *erzählen* [3], will Hn zunächst ganz konkret beschreiben, indem er, eingeleitet durch die Redewendung *auf deutsch gesagt* [3] ankündigt, ›Klartext‹ darüber zu sprechen. Es kommt an dieser Stelle jedoch zu einem Einschub, eingeleitet durch die konditionale Konjunktion *wenn*, mit der Hn eine hypothetische Situation konstruiert: *wenn du das im fernsehn siehst* [3–4]. Sprachlich entwirft er zunächst mit dem Personalpronomen *du* als Konstrukt für eine anonyme Rezipient/innengruppe eine allgemeine Rezeptionserfahrung bezüglich dieser Aufnahmen. Die Rezeption der im Fernsehen gezeigten Filmaufnahmen führen für Hn zu einer typischen Wahrnehmung bzw. sprachlichen Reaktion des Zuschauers: *ja guck mal da laufen nur noch was weiß ich penner weiß was dingsbums oder verbrecher oder wie wo was was weiß ich rum* [4–6]. Mit diesem generalisierten Quasi-Zitat

entwirft Hn eine für ihn zwingend erscheinende Fremdpositionierung der Menschen auf dem Stadtplatz, vorgenommen durch die Fernseh-zuschauer/innen. Diese Fremdpositionierung (Positionierungs-Ebene 1), als eine Fremdpositionierung der erzählten Figuren innerhalb der Rede (vgl. Lucius-Hoene und Deppermann 2004a: 173) wird in der Redewiedergabe mit dem Gliederungs- und Aufmerksamkeitssignal *ja* eingeleitet. Es wird von einem/r typisierten/r Sprecher/in vor dem Bildschirm geäußert, um dann mit einem Imperativ *guck mal* seine/n/ihre/n Gesprächspartner/in dazu zu bringen, genauer hinzuschauen. Auf dem hypothetischen Bildschirm erscheinen mehrere Menschen, deren Tätigkeiten mit dem Partikelverb [*he*]rumlaufen auf eine einzige Handlung reduziert wird, nämlich auf ein zielloses Fortbewegen, womit ein sinnhafter Aufenthalt auf dem Platz negiert wird. Die gefilmten Menschen werden zudem zwei sozialen Kategorien zugeordnet: Pennern oder Verbrechern [5]. Beide Kategorien sind negativ evaluiert, insofern *Penner* ein substandard-sprachliches Synonym für *Obdachlose* ist, und *Verbrecher* eine Gruppe von Menschen denotiert, die eine strafbare Handlung begangen haben.

Die verbalen Konstruktionen *was weiß ich* [4] und *weiß was dingsbums* [5], *oder wie wo was was weiß ich* [5–6] sind nicht Teil der Figurenrede, sondern Indikatoren für das Problem des Sprechers, die konstruierte Fremdpositionierung und Imagestigmatisierung so zu formulieren, dass dadurch nicht in actu eine Selbststigmatisierung einhergeht. Damit die Gesprächspartnerin diese Kategorisierungen nicht fälschlicherweise als gerechtfertigt missversteht, macht Hn im Anschluss deutlich, wie sie zustande kommen. Dabei zeigen sich erneut Formulierungsschwierigkeiten in Form eines hedging (*da kommt irgendwie son ding (-) da siehst du* [6]), die indizieren, dass Hn selbst keine konkrete Vorstellung davon hat, wie der filmische Produktionsprozess im Einzelnen beschaffen ist, damit schließlich daraus derartige pejorative Fremdkategorisierungen durch die Rezipienten resultieren. Der filmische Entstehungsprozess wird mit *das wird so zusammengeschnitn wie sie das jetzt haben wolln* [6–7] auf den Akt des Schneidens als Pars-pro-Toto-Handlung für die Manipulation der Filmdaten heruntergebrochen. Als manipulativ wird der beschriebene Akt deshalb empfunden, weil er für Hn eine (neue) Wirklichkeitskonstruktion nach dem Willen der Medienakteur/innen beinhaltet.

Mit der tag question *nä* [7] adressiert Hn die Gesprächspartnerin, um ihre Aufmerksamkeit zu sichern und um ihr anschließend ein konkretes Beispiel dafür zu skizzieren, wie die Konstruktion einer neuen Medienrealität

schrittweise vor sich gehen könnte. Der erste Schritt ist die Wahrnehmung der Medienakteur/innen von Gesprächsaktivitäten auf dem Platz: *alleine jetzt meinetwegen gespräch oder wat (-) die hörn jetzt weiß was so ein satz von dEM ein satz von dEM (---) nä (-) könn das gar nich weiß was (-) weiß nich wie heißt das (---) so ausnanderhalten (-)* [7–10]. Diese Wahrnehmung ist zweitens mit einer eingeschränkten Verstehensleistung verbunden, weil Sprechakte verschiedener Akteur/innen aufgezeichnet werden, ohne dass die Reporter/innen Hintergrundwissen besitzen. Dieses mangelnde Verstehen der eigentlichen sozialen Zusammenhänge führt für Hn drittens zu einer Fehlinterpretation, sodass es automatisch heißt, *die erzähl'n sich irgendwas über DROgen oder sonst was* [11–12]; *die zusammstellung also schn_schnittmäßig* [12–13], von der Hn nicht genau weiß, *wie das geht* [13], wird von ihm als *link* [12], also als geplant und hinterlistig, bewertet, und über die Nachfrage *nä stimmt nä* [14], die sich an seinen Bekannten Rm richtet, fordert Hn die Ratifizierung seiner sozialen Fremdpositionierung und Evaluation ein (Positionierungs-Ebene 2). Als er von Rm keine Antwort erhält, bestätigt er sich selbst mit *jo doch* [14].

Mit einer weiteren verbal entworfenen Szene, die so gestaltet ist, dass sich die Akteure auf dem Platz unterhalten und *bloß hallo* [15] sagen, wobei die Begrüßung mit einem Händeschütteln verbunden ist [16–17] – also insgesamt eine harmlose kommunikative Alltagssituation darstellt – die aber dann von den Medienvertretern wie *er te el* [16] als Zusammenkunft von *drogenverteiler oder sonst noch wat* [17] umgedeutet wird, verstärkt Hn die Plausibilität seiner Medienkritik. Die Alltagssituationen, die zu Fehldeutungen führen, werden durch die beschriebene Szenerie anschaulicher, auch wenn Hn nicht genau angeben kann, wie die Fehldeutungen letztlich auf die Perspektive der Fernsehzuschauer/innen einwirken.

Mit der Kausalkette Aufenthalt auf dem Platz – Filmen durch TV-Sender – Schnitttechniken – Fernsehrezeption – Meinungsbildung konstruiert Hn eine Form der »indirekten Täuschung« durch »Behauptung diskreditierender Tatsachen« (Goffman 1980: 124): Ein »Manipulator [stellt] eine Definition einer zweiten Partei« her, vermittelt damit bei einem Dritten »falsche Vorstellungen« (Goffman 1980: 123) des Opfers, und der »falsch Dargestellte [ist] nicht in der Lage [...], den Dritten von der wirklichen Sachlage zu überzeugen« (Goffman 1980: 124), weil »die Manipulatoren dafür sorgen können, daß von den diskreditierenden Behauptungen etwas hängenbleibt« (Goffman 1980: 125). Mit dieser Konstruktion einer indirek-

ten Täuschung sind mehrere Fremd-, sowie Selbstpositionierungen (Positionierungs-Ebene 1) verbunden. Die Medienakteur/innen werden in Hns Darstellung als manipulativ fremdpositioniert, indem diese die Erwerblosen auf dem Platz absichtlich als *Penner*, *Verbrecher* und *Drogenverteiler* fremdpositionieren und stigmatisieren. Was den Zuschauer/innen auf dem implizit konstruierten Bildschirm gezeigt wird, ist eigentlich ein Blick auf die öffentliche Vorderbühne von Akteuren, die mit »feststehenden Requisiten« (Goffman 2003: 231) – Alltagsgesprächen – ihr Leben vor der Kamera preisgeben, der dann aber verkauft wird als ein zufälliger oder exklusiver Blick auf eine Hinterbühne von sich unbeobachtet wädhenden Akteuren, die Drogen verteilen. Die Identität der Akteure auf dem Platz wird in bereits diskursiv etablierte soziale Rollen – *Drogenverteiler* – überführt (Positionierungs-Ebene 3), wodurch die individuelle Agency der Akteure aufgrund bereits feststehender Diskurspositionen eklatant eingeschränkt erscheint.

Der Akteur Ad ratifiziert schließlich Hns Realitätskonstruktion in Form eines Satzabbruchs, rhetorisch betrachtet als Aposiopese *ja hier ist sowieso alles* [18], denn wie es *hier ist*, muss aufgrund Hns vorheriger Ausführungen nicht mehr explizit gesagt werden. Dies verdeutlicht auch die zustimmende elliptische Äußerung von Jg *aufm xx-platz sowieso* [18]. Erstens wird damit auch auf interaktiver Ebene manifest, dass sich die Akteure gemeinschaftlich, durch die Fremdpositionierungen der Medienakteure, als stigmatisiert (»soziale Verfolgung«, Sager 2004: 180) selbstpositionieren (Positionierungs-Ebene 2). Es wird deutlich, dass die Akteure über ihre Selbst- und Fremdpositionierungen (Ebene 1), die sie interaktiv stützen (Ebene 2), diskursive Subjektpositionen (Ebene 3) aufrufen und gleichzeitig von sich weisen. Die mangelnde Agency der Akteure ist wesentlich ein Konstrukt der Ebene 1, die wiederum durch die interaktive Bearbeitung (Ebene 2) konsolidiert wird, wenngleich das gemeinsame Beklagen über die empfundenen Imagestigmatisierungen ebenfalls eine eigene Art von (resginativer) Handlungsmacht darstellt. Die Statusturbulenzen, um die es hier geht, sind demnach keine, die aus gesellschaftlicher Perspektive von Relevanz sind, denn Hn und die anderen sind bereits als »Abgehängte« – oder aus ihrer Sicht als *Drogenverteiler* – klassifiziert. Prekär wird der soziale Status der Akteure dadurch, dass sie sich einerseits dieser Stereotypisierung widersetzen, diese andererseits hierfür explizit aufrufen müssen, wodurch der dargestellte

soziale Status mit dem interaktiv ausgehandelten konfligiert. Anders ausgedrückt: Die sozialen Statusturbulenzen changieren zwischen einer deskriptiven Imagestigmatisierung und einer performativen Imageintegrität.

Zweitens zeigen das sprachlich betonte Lokaladverb *hie:r* und die explizite Nennung des Namens des Platzes, dass derartige Stigmatisierungen vor allem an diesem Ort erfolgen können. Die beklagten Stigmatisierungen sind daher Elemente einer negativen Place-Identity, da aus ihrer Perspektive das diskursiv konstruierte Image des Platzes als diskursiver Raum der Gefahr auf sie übertragen wird, obwohl sie dort nur Alltagsgespräche führen. In anderen von mir aufgezeichneten Gesprächen erfolgen durchaus auch positive Evaluierungen (z. B. hinsichtlich der Bedeutung des Platzes als Quartier, seiner historischen Entwicklung und seiner Bedeutung als Raum für Geselligkeit). Zur Place-Identity kann hiermit festgehalten werden, dass nicht nur Akteure durch ihre Praktiken soziale Räume herstellen, sondern Räume auch Identitäten konstruieren: »spaces make people, by constraining them but also by offering opportunities for identity construction« (Benwell/Stokoe 2006: 211; Hervorhebung i. O.). Die Welt des Stadtplatzes wird in Hns Realitätskonstruktion zu einer medialen Bühne, auf der die Handlungen der Anwohner/innen ohne ihr eigenes Zutun inszeniert werden. Diese Realitätskonstruktion findet sich in ähnlicher Weise auch im Transkript (2) »richtmikrofone«, in dem sich Jg und Hn davon überzeugt zeigen, dass ihre Gespräche auf dem Platz durch Richtmikrofone abgehört werden.

Gesprächssequenz »richtmikrofone« (2)

[1]

	0
Jg [vb]	dass sie hier äh in irgendwelchen ange_ äh angeblich leer stehenden wohnung

[2]

	1	2
Jg [vb]	dass da irgendwo richtmikrofone sind	
Hn [vb]	hm da oben	da wo die
Hn [gs]	zeigt auf Haus hinter sich	

[3]

Hn [vb]	rollos runter sind (-- da is auch ka_ äh kamera hinter (4.0) und da oben soll
----------------	---

[4]		3
Hn [vb]	auch in der ecke hier da oben soll auch irgendein dingsbums(4.0)	
Hn [gs]		zeigt auf Häuser
[5]		
	4	5
Jg [vb]	und da drüben soll auch was drin gewesen sein	
Hn [vb]		hm_hm
Hn [gs]	auf der anderen Seite	
[6]		
	6	
Jg [vb]	wie sie hier die festinstallierten kameras noch nicht hatten da warn sie doch in	
[7]		
Jg [vb]	irgendwelchn wohnungen die kameras (--) wurden kameras aufgestellt (12.0)	
[8]		
Jg [vb]	aber das würden sie natürlich offiziell nie zugeben	

Das Transkript setzt ein, als Jg in einem Nebensatz das Vorhandensein von Richtmikrofonen thematisiert, die *angeblich* [1] in leerstehenden Wohnungen installiert sind. Daraufhin zeigt Hn verbal mit *da oben* [2] und nonverbal mit einer Zeigegeste auf ein Haus, *da wo die rollos runter sind* [2–3], denn dort ist eine *kamera hinter* [3]. Weitere Abhörapparaturen werden von Hn mit dem Indefinitartikel *irgendein* und dem ebenfalls Vagheit indizierenden Platzhalter-Substantiv *dingsbums* [4] sowie mit dem Indefinitpronomen (*et*)*was* [5] bezeichnet. In *irgendwelchen wohnungen*, so Jg, wurden *kameras aufgestellt* [7], bevor die öffentlichen *festinstallierten kameras* [6] kamen. Die verdeckten Ermittler, auf die Jg ebenfalls vage mit dem Personalpronomen *sie* [8] referiert und die in anderen Gesprächen auch mit der ethnotypologischen Bezeichnung *V-Männer* betitelt werden (gemeint sind Ermittler vom Verfassungsschutz), würden die Installation der Kameras *offiziell nie zugeben* [8], was bedeutet, dass die Sprecher keine Beweise für ihre Vermutungen haben. Solche Akteur/innen, die an einem bestimmten Ort als unbemerkte Beobachter/innen die Darstellung eines Ensembles verfolgen, werden von Goffman (2003: 135) unter die kommunikative Sonderrolle der »Agenten« subsumiert. Diese kontrollieren

die Maßstäbe einer Vorstellung und die Darsteller [...] (egal, ob dies offen oder ohne Vorwarnung geschieht), als einen Teil der Dienstleistungshierarchie und insbesondere als einen Teil der Sozialkontrolle [...], welche

Regierungsinstitutionen im Auftrag des Verbrauchers und Steuerzahlers ausüben (Goffman 2003: 135).¹¹

Hn und Jg fühlen sich von derartigen Agenten observiert, was jedoch prinzipiell erst einmal eine offene Fremdpositionierung durch diese involviert, da das Gegenüber anonym ist und seine eigenen Fremddeutungen zunächst nicht preisgibt. Auch dieses Beispiel macht deutlich, dass die Akteure auf dem Platz in einem besonderen kommunikativen Subuniversum leben, in dem sie das gleiche »Auslegungsschema« (Schütz 1972: 111) teilen, nach dem die Gegenstände um sie herum auf substantziell gleiche Weise erlebt werden (in einigen Häusern am Platz sind Richtmikrofone und Kameras installiert) und nach dem sie sich selbst in der gleichen Weise erleben: als potenzielle Objekte einer Überwachungssituation. Vergleichbar mit dem Panoptikum von Bentham, wo die Gefängnisinsassen auch nicht wissen, ob und wann sie observiert werden, sind die Akteure in der Überwachungssituation auf dem Stadtplatz »Objekt einer Information, niemals Subjekt in einer Kommunikation« (Foucault 2016: 257). Sie können hier zwar, anders als im Panoptikum, miteinander kommunizieren, aber das macht sie, zumindest in den Augen Hns (vgl. Transkript »fernseh«) vor der Kamera noch verdächtiger bzw. für die Kamera erst interessant. Sie sind keine »normalen Bürger«, sondern werden einer binären Kategorisierung unterzogen: etwa »gefährlich – harmlos, normal – anormal« (Foucault 2016: 256). Die Prekarisierung der Akteure bleibt in den Darstellungen der Akteure, anders als in der Sequenz »fernseh«, implizit. Ihr konstruierter Status als Überwachungsobjekte, der in der Schwebe lässt, wie das Objekt letztgültig kategorisiert werden soll, sorgt jedoch für eine Prekarisierung des damit verbundenen Subjekts, das als solches durch die Objektivierung sozial unsicher wird. Die Positionierungsakte der Akteure im Transkript »fernseh« (1) zeigen, dass sie sich selbst bereits einseitig auf der pejorativen Seite der binären Kategorisierung verortet sehen (gefährlich, anormal). Diese antizipierte Kategorisierung schränkt ihre Agency ein,

¹¹ In den 1990er Jahren wurden gar RTL-Beobachter und Überwachungskameras miteinander verbunden. Im damaligen Reality-TV-Format wurde Bildmaterial von Überwachungskameras der Polizei und von Rettungskräften im Fernsehen gezeigt (vgl. Bleicher 2017: 139). Heute ist es möglich, Videobilder über digitale Netze an jeden beliebigen Ort zu übertragen, sodass die gleichzeitige Anwesenheit eines Beobachters zeitlich und räumlich irrelevant wird (vgl. Löw, Steets und Stoetzer 2008: 145–146).

insofern sie den Interpretationen anderer, anonymer Akteur/innen mit gesellschaftlicher Interpretationsmacht ausgeliefert sind und sie im Prinzip ihr Handeln als Form der Disziplinierung daran orientieren (vgl. auch Löw, Steets und Stoetzer 2008: 143). Ihre zugestandene Form der Agency – sich in einem RTL-Beitrag sprachlich äußern zu dürfen – wird dann gerade zum Vehikel für die unabwendbare und unabänderliche Fremddeutung, die eine soziale Stigmatisierung und damit einen weiteren sozialen Abstieg involviert.

Vollkommen unabänderlich erscheint die Fremddeutung allerdings nicht: Indem Hn die Stigmatisierungen durch andere verbal aufruft und sich die damit verbundene Diskursposition zuweist, geht er zwar das Risiko einer ungewollten Selbststigmatisierung ein, denn über die Stigmatisierung durch andere zu sprechen, ist alles andere als eine Praktik, bei der man »sich von Themen und Tätigkeiten« fernhält, »die Informationen zum Ausdruck bringen könnten, die nicht zu der verfolgten Strategie passen« und die Goffman als »Defensivpraktik« (Goffman 1999: 21) bezeichnet. Aber es kann auch angenommen werden, dass die Opferpositionierung gerade im Sinne des Ensembles, bestehend aus den Akteuren Hn, Jg und Ad, ist. Denn im Zuge dieser Selbstpositionierung üben die Akteure gemeinsam »Informationskontrolle« (Goffman 2003: 129) aus. Das Ensemble unterlässt im Zuge ihrer »Situationsbestimmung«, die eine »Überbetonung wie die Untertreibung bestimmter Tatsachen« (Goffman 2003: 129) beinhaltet, eine explizite positive Imagekonstruktion, die angezweifelt werden könnte oder für die es plausible Argumente erbringen müsste. Das heißt, die Gruppe kontrolliert ihr informationsbezogenes Territorium, ihr »Informationsreservat«, und damit »die Reihe an Fakten über [sie] selbst, bezüglich derer [sie] in Anwesenheit anderer den Zugang zu kontrollieren beansprucht« (Goffman 1982: 68). Darüber hinaus haben sie nun die Möglichkeit, in der Situation mit einer anderen vermeintlichen gesellschaftlichen Autoritätsperson (der Forscherin) über die Identitätskonstruktion ex negativo »Imageintegrität« und »soziale Akzeptanz« (Sager 2004: 180) wiederzugewinnen. Dadurch wären zwar noch nicht die Stufen »Imageautorität«/ »soziale Beachtung« oder gar »Imagesouveränität«/ »soziale Berücksichtigung« (Sager 2004: 180) erreicht, da es nur um eine fremdbestimmte Zuordnung geht, die lediglich korrigiert wird.¹² Aber mit ihrer neuen Beteiligungsrolle – der

¹² Imagesouveränität erlangen die Akteure z. B. in Klatschgesprächen über einen am Platz wohnenden Politiker, den *sie* observieren und dessen sozialen Abstieg

Anklagenden – erlangen sie vor der Zuhörerin dennoch Gehör und eine Form der situativen Agency (Ebene 2).

3.1 Adressierung und Fiktionalisierung im Kontext von Statusturbulenzen

Kommunikative Beteiligungsrollen (vgl. Schwitalla 2001) sind im Allgemeinen an Rederechte und Mithörerrechte geknüpft. Auch wird geregelt, wer wie adressiert werden kann/darf (vgl. Schwitalla 2001: 1356–1357; Goffman 2005). So ist z.B. das (Nicht-)Einbeziehen oder (Nicht-)Berücksichtigen von Kindern (Schwitalla 2001: 1357) oder von Haustieren bei Tischgesprächen (vgl. Bergmann 1988) ein Kriterium dafür, wer als vollwertiges Familienmitglied verstanden oder wer überhaupt zur sozialen Gemeinschaft gezählt wird. Neben dem Aspekt, ob und wann ein/e Akteur/in Objekt einer Kommunikation werden kann, zu der er/sie selbst nichts beitragen kann oder darf, ist deshalb der Aspekt der sozialen Adressierung ein wichtiger Indikator dafür, aus welchen Mitgliedern sich soziale Gemeinschaften zusammensetzen und welche Akteure zu welchem Zeitpunkt aus welchem Grund ausgeschlossen werden. Weil die meisten Akteure auf dem Stadtplatz nicht mehr in die institutionalisierte Alltagswelt der Arbeit eingebunden sind und viele keine Familie haben, ist es für sie umso bedeutsamer, sich mit ihren Gesprächen auf dem Platz gegenseitig als soziale Adressen zu konstituieren. Darüber hinaus konstruieren sie ein spezifisches Inklusions/Exklusions-Profil (vgl. Fuchs 1997), bezogen auf die Beteiligung an für sie wichtigen öffentlichen Kommunikationsprozessen, die Auswirkungen auf sie selbst und ihre Lebenswelt haben.

In dem dritten Transkript »affen« geht es thematisch um bauliche Veränderungen des Platzes, die zum Zeitpunkt der Aufnahmen in der Planungsphase waren. Es wird gezeigt, dass das Vorhaben der Stadt, den Platz – ihren Treffpunkt – umzubauen, für die Akteure eine Einschränkung der eigenen kommunikativen und räumlich-aktionalen Agency bedeutet. Die restringierte Beteiligung in der Kommunikation der Stadt mit den Anwohner/innen wird dabei als primärer Auslösefaktor verstanden. Ein kommunikativer Ausweg, über den die Akteure spielerisch Agency

sie bewerten (vgl. Steen 2015: 269–309). In diesen Klatschgesprächen werden sie zu Klatschproduzenten in einer Kommunikation über sozial bessergestellte Klatschobjekte.

zurückgewinnen, ist das Mittel der Fiktionalisierung, mithin die Konstruktion mehr oder weniger ausgearbeiteter alternativer Realitäten.

Gesprächssequenz »affen« (3)

[1]

	0	1
Hn [vb]		na logo (nich meine
Jg [vb]	nächstes jahr herrscht hier sowieso n anderer wind	

[2]

	2	3	4
Hn [vb]	welt)	da müssen wir alle weg	(4.0) ja wieso ist doch klar (-) müssen
Ad [vb]	echt		
Jg [vb]		(.....)	
Jg [pr]		p-----p	

[3]

	5
Hn [vb]	doch alle weg hier (-) deswegen müssen wir uns ja weiß was irgendwo ne
Ad [vb]	(...) auch weg

[4]

	6	7
Hn [vb]	neue ecke suchen	
Ad [vb]	muss ich auch weg (2.0) du wohnst doch da (--)	also dann musst du

[5]

	8	9	10	11
Hn [vb]		a:h		
Ad [vb]	nicht weg		das is hallo das is schon dieses jahr nich	
Jg [vb]	hier	is nich mehr		

[6]

	12	13	14
Hn [vb]	ach ja: das is ja jetzt offiziell		
Ad [vb]	mehr(.....)	angeblich dieses jahr schon	
Jg [vb]	(.....)		ab nächstes

[7]

	15
Hn [vb]	guck doch mal weiß was ich den weißen zettel (-) die sind sogar an den
Jg [vb]	jahr frühjahr

[8]

	16
Hn [vb]	türn dran (--)
Jg [vb]	steht drauf was weiß ich ab wann wie wo was (-) was sie

[9]

Hn [vb]	umbaun wolln was sie äh jetzt was weiß neu umgestalten wolln (-) und und
Jg [vb]	

[10]

	..16	17 18
Hn [vb]	und	ja:
Ad [vb]	echt? (-) den ganzen platz hier wolln sie umgestalten	(-) na dann müssen
Jg [vb]		

[11]

	..19	20
Ad [vb]	sie aber reinhaun	(2.0) (wo sitzen
Ad [pr]		p-----
Jg [vb]	der brunnen wird eingezäunt (-) nix mehr sitzen	

[12]

	..21	22
Hn [vb]		(-) ne:in kommt son tsch
Rm [vb]	wird eingezäunt von bäumen oder wat	
Ad [vb]	keiner)	
Ad [pr]	---p	

[13]

	..23
Hn [vb]	gitter davor so (-) laufgitter (-) innen darfst du dann laufen weiß was ich
Jg [vb]	(...)

[14]

	..24	25	26	27
Hn [vb]	lauf außenund denn		((lacht))	jo die touristen weiß
Rm [vb]	ah ja			
Jg [vb]	und wir haben und du nich	((lacht))		

[15]

	..28	29
Hn [vb]	was (und denn)	
Ad [vb]	nich TOURisten die heißen TERRoristen	
Jg [vb]		(-) dann krichst du

[16]

	..30	31	32
Hn [vb]		(2.0) ne is wirklich	
Rm [vb]		(.....)	
Ad [vb]			gib dem affen
Jg [vb]	deine erdnüsse zugeschmissen ((lacht))		

[17]

	..33
Ad [vb]	zucker nä (-) jajajaja
Jg [vb]	ne:in nich den affen zucker (-) louis und seine

[18]

	34	35	36
Hn [vb]	((lacht))		(4.0) aber denn (-) weiß was so: dann bring wir
Rm [vb]		ja ja	
Ad [vb]	((lacht))		
Jg [vb]	außerirdischen((lacht))		
Kommentar			((zu Rm gesprochen))

[19]

	37
Hn [vb]	unsre kleinen klappstühle mit
Rm [vb]	(3.0) ja weil die bank besetzt is von dir ja
Kommentar	

Der Akteur Jg prophezeit: *nächstes jahr herrscht hier sowieso n anderer wind* [1]. Mit dieser metaphorischen Redewendung positioniert er sich und seine Bekannten wie schon Hn im Transkript »fernsehn« (1) als abhängig von dem, was andere mit ihnen tun. Das Verb *herrschen* (Substitut zum Verb *wehen*) ist in diesem Sinne wörtlich zu nehmen, insofern sie nämlich fürchten, von den neuen Umständen auch *beherrscht* zu werden. Hn stimmt Jgs Vorhersage zu und fügt kaum verständlich hinzu: *nich meine welt* [1–2]. Die Veränderungen werden als so tiefgreifend verstanden, dass sie auf ihn als weltverändernd wirken. Hn spezifiziert das Bedrohungsszenario, indem er sie iterierend mit dem Modalverb *müssen* verschiedenen Zwängen ausgesetzt konstruiert. Sie müssen den Platz verlassen (*da müssen wir alle weg* [2–3]) sowie sich lokal neu orientieren (*deswegen müssen wir uns ja weiß was irgendwo ne neue ecke suchen* [3–4]), also ihren gemeinsamen Benutzungsraum aufgeben. Dass auch Hn, der am Platz wohnt, wegmuss, wird von Ad bezweifelt [4–5]. Jg ist sich dagegen sicher, dass es niemandem mehr erlaubt oder möglich sein wird, sich an diesem Ort zu treffen: *hier is nich mehr* [5]. Ihre Place-Identity, lexikalisch mit einem Bezug zum Ort über die proximative Deixis *hier* sowie über die Spezifizierung *Ecke* [6] ausgedrückt, wird in den Redebeiträgen demnach vorrangig durch eine antizipierte Verlusterfahrung manifest, die im Umkehrschluss zeigt, wie wichtig ihnen dieser gemeinschaftlich konstruierter Raum ist.

Daraufhin wird verbal manifest, dass sie sich bezüglich des Zeitpunktes der Veränderungen unsicher sind. Sie wissen nicht, ob diese *schon dieses jahr* oder *ab nächstes jahr frühjahr* [6–7] eintreten. Um die Spekulation zu beenden, fordert Hn die anderen mit *guck doch mal weiß was ich den weißen zettel* [7–8] auf, die amtlichen Aushänge an den Türen anzusehen. Obwohl es die Akteure, weil sie sich regelmäßig dort aufhalten, am meisten betrifft, was mit dem Platz geschieht, werden sie in der Kommunikation der Stadt mit den

Bürger/innen nicht direkt adressiert, weshalb Hn resigniert auf die Aushänge verweist. Zwar beklagen die Akteure nicht explizit, dass niemand sie persönlich darüber informiert, ob überhaupt und wann der Platz auf welche Weise umgebaut wird (*wird eingezäunt von bäumen oder wat* [12]) und wie diese Arbeiten künftig ihren Aufenthalt auf dem Platz erschweren (*nix mehr sitzen* [11]). Aber anders als die Anwohner/innen haben sie keinen offiziellen Zugang zum Informationsreservat der Stadt. Durch die fehlende Informationsübermittlung werden sie in einem Zustand struktureller Ungewissheit (vgl. Hörmann 1970: 55) gehalten, der sich anhand der Gesprächsbeiträge als eine Unsicherheit im »Denken, Fühlen oder Empfinden« (Sager 2004: 105–106) rekonstruieren lässt. Werden die adressierten Mieter/innen zu gesellschaftlich anerkannten Bürger/innen, erfolgt gegenüber der Gruppe der Erwerbslosen eine »Imagesanktionierung« (Sager 2004: 187), die als Form der sozialen Exklusion mit einem Ausschluss aus der Kommunikation verbunden ist (vgl. Sager 2004: 180).

Die Akteure problematisieren ihre gesellschaftliche Nicht-Relevanz und die zukünftigen zu erwartenden Einschränkungen, indem sie die für sie unangenehmen Umstände fiktionalisierend (vgl. Kotthoff 2007; Steen 2012b) bearbeiten und dadurch zumindest eine fragile Sicherheit im Denken, Fühlen, Empfinden konstituieren. Sie betreiben sprachliche »Bricolage« (vgl. Lévi-Strauss 1968), fügen die auf die Alltagswelt Bezug nehmenden sprachlichen Elemente zu etwas Neuem, Absurdem zusammen. Im Zuge eines verbalisierten Gestaltwandels werden sie scherzhaft zu Affen im Zoo, mit denen sie innerhalb der Fiktion neue Narrenfreiheiten (*dem affen zucker geben* [16–17]¹³) erhalten, bei einer teilweisen Aufgabe der Bewegungsfreiheit. Wenn der Brunnen auf dem Platz eingezäunt wird, so befinden sie sich innerhalb der eingezäunten Zone, also hinter einem *laufgitter* [13]. Allerdings werden sie dadurch auch separiert. Denn wenn es nach Hn geht, *darf Ad nur innen* laufen, während Hn *außen* läuft [13–14], und zwar gemeinsam mit den *touristen*. Diese sind für Ad aber *TERRoristen* [15], sodass Ad die zukünftigen

¹³ »*Seinem Affen Zucker geben*: ausgelassen lustig sein, im Rausch lustig sein, sich in Komik überbieten, seiner Neigung nachgehen, seiner Eitelkeit frönen. Bei der Rda. ist zunächst an den Affen in Zoologischen Gärten zu denken, der bes. possierlich ist, wenn man ihn durch Zucker erfreut. Hier ist aber zugleich die Vorstellung einbeschlossen, daß ein Mensch, der sich in bestimmter Weise benimmt, ein solches Tier in sich trägt.« (Röhrich 2001: 69, Hervorhebung i. O.) – Mit ihrer absurden Fiktionalisierung führen die Akteure somit performativ auf, was sie deskriptiv als Zukunftsversion beschreiben.

Besucher/innen des Platzes hier mit einem Sprachspiel imagestigmatisierend fremdpositioniert. Von diesen *Terror/ist/innen*, die sich ihren Benutzungsraum aneignen, erhalten sie als ›ausgestellte Zootiere‹ zumindest noch eine Form der sozialen Akzeptanz und den Status einer Imageintegrität, der ihnen von der Stadt verwehrt wird. Auch hier konstruieren die Akteure deshalb Statusturbulenzen, die in der Fiktion gleichsam beruhigt werden.

Jg widerspricht nun der fikionalisierenden *joint production* von Hn und Ad, indem er, offenbar durch die Homophonie der Redewendung mit dem gleichnamigen italienischen Film »Gib dem Affen Zucker« mit Adriano Celentano inspiriert, einen anderen Filmtitel benennt: *louis und seine außerirdischen [Kohlköpfe]* [17–18]. Dadurch kontextualisiert Jg das offenbar von allen Akteuren geteilte Filmwissen – denn Hn und Ad lachen über diesen Redebeitrag [18] – dass der Protagonist Louis (Louis de Funès) mit seinem Freund am Ende der Geschichte samt Bauernhof auf einen anderen Planeten fliegt und dadurch sein Zuhause vor dem Abriss bewahrt. Innerhalb der Fiktion besitzen die Akteure somit Agency, um entweder den geplanten Umbaumaßnahmen unbeschadet zu entkommen oder sich zumindest einen Spaß mit ihnen zu machen (Agency-Ebene 1). Auch wenn dies nur eine imaginierte Agency ist, können die Akteure doch gemeinsam und interaktiv die von ihnen beklagte soziale Situation für einen Moment kommunikativ suspendieren und schreiben sich dabei auf interaktiver Ebene jeweils die Agency zu, den anderen trotz widriger Umstände noch erheitern zu können (Agency-Ebene 2).

Neben der *eingeschränkten* Adressabilität, die ihnen durch die Stadt zuteil wird, wird in den Gesprächen der Erwerbslosen zudem eine *ungewollte* Adressabilität beklagt, wenn sie auf dem Platz von Polizisten angesprochen werden. Ähnlich wie im Transkript »fernseh« (1), in dem Medienakteure ihr Verhalten auf dem Platz falsch verstehen wollen, beklagt der Akteur Kl an anderer Stelle, dass sie ungerechtfertigt Platzverweise erhalten, wenn sie sich zufällig in der Nähe eines bekannten Drogendealers aufhalten oder wenn dieser sich ihnen nähert. Dann geraten sie zusammen mit dem Drogendealer ins Visier der Polizei und werden von dieser unfreiwillig adressiert: *stehst du unschuldig da (-) weißt von gar nichts und sagen sie so: platzverbot*. Die Akteure beschreiben hier eine Situation, die auch in der Stadtsoziologie als Problem angesehen wird, dass nämlich »die vermutete Zugehörigkeit zu einer ›gefährlichen‹ Klasse zu Sanktionen wie Exklusion aus gesellschaftlichen Teilbereichen oder auch Stigmatisierung führen« (Löw, Steets und Stoetzer 2008: 154). Damit wird ihr Benutzungsraum, den

sie verteidigen, für *ihr Image* zu einem gefährlichen Ort. Dringen nämlich delinquente Akteure in ihren Benutzungsraum ein, sodass sie räumlich mit der Clique zu einer sozialen Gruppe verschmelzen, geht die Identität der anderen auf sie über und das Resultat ist eine Imagestigmatisierung. Der wiedergegebene polizeiliche Sprechakt (*Platzverbot!*) ist als Appell nicht nur ein direkter Sprechakt, sondern er weist die Akteure auf dem Platz als indirekter deklarativer Sprechakt (als Herrschaftsakt¹⁴) auch der Gruppe von (potenziellen) Kriminellen zu. In Bezug auf das Territorialverhalten auf dem Platz kann der sie ansprechende Polizist nicht nur ihre räumlichen Ansprüche aushebeln, er verfügt auch über ihr »Gesprächsreservat«, das heißt über das Recht des Individuums, »ein gewisses Maß an Kontrolle darüber auszuüben, wer es wann zu einem Gespräch auffordern kann.« (Goffman 1982: 69). Eine derartige Anrufung durch einen Polizisten ist in der Soziologie ein viel debattiertes Beispiel für die Agency betreffende, grundlegende Frage, ob sich allein durch die Anrufung das Subjekt erst konstituiert oder welchen Widerstand es zu leisten vermag, ob z. B. die Missachtung dieses Anrufs ein solcher erfolgreicher Widerstand ist (vgl. Althusser 1977; Keller 2012: 77).¹⁵ So findet in der von den Akteuren beschriebenen Situation mit den Polizisten eine institutionalisierte Fremdpositionierung und Imagedemontage (in Form sozialer Verfolgung) durch den Polizisten statt. Sie werden institutionalisiert als Rechts-subjekte »anerkannt«, auch wenn die Akteure einen individuellen »Identitätsentwurf« (Krappmann 1973: 11) in die Situation hineinragen. Gleichzeitig ist die sprachlich dargestellte Rolle des vermeintlichen Drogendealers eine im Diskurs bereitgehaltene »Subjektposition« (Keller 2012: 92), die sich die Akteure im Gespräch mit der wissenschaftlichen

¹⁴ Vgl. den Unterschied von Macht und Herrschaft bei Weber (1976: 28): Während Macht bedeutet, den eigenen Willen auch gegen Widerstreben durchzusetzen (hier: Imagedefinition durch RTL), ist Herrschaft »die Chance, für einen Befehl bestimmten Inhalts bei angebbaren Personen Gehorsam zu finden«; Gehorsam ist dann Disziplin (Anrufung durch den Polizisten; Verlassen des Platzes).

¹⁵ Keller diskutiert verschiedene Positionen zu diesem Problem (u. a. Butler 2001 und Seifert 1992). Interessant ist aber für die hier verfolgte sprachlinguistische Stoßrichtung, dass die Anrufung durch Polizisten aus der Perspektive des Interpretativen Paradigmas zunächst lediglich eine Interaktionssituation mit Typisierungen und Rollenzuschreibungen ist. Die Frage zu den Subjektivierungen ist eine »theoriegeleitete Unterstellung« (Keller 2012: 77, FN 13), die erst im zweiten Schritt erfolgt.

Beobachterin auch hier aneignen, indem sie von den Adressierungen durch die Polizei erzählen (Positionierungs-Ebene 3). In dem Gesprächsbeispiel »affen« (3) sowie in den Ausführungen zum »Platzverbot«, schlägt sich die erlebte/beklagte soziale Unsicherheit damit konkret in der Befürchtung eines Verlustes der gemeinsamen, identitätsstiftenden kommunikativen Lebenswelt nieder, die in Form von Platzverboten bereits temporär erfahren wird.

Neben der restringierten und unfreiwilligen Adressierung durch andere, fiktionalisieren die Akteure auch Adressierungen, die sie ihrerseits vornehmen und die dann für die Adressierten aus sozial besser gestellten Schichten unangenehm sind, weil sie gefrotzelt und/oder getäuscht werden und dadurch in Statusturbulenzen geraten. In der folgenden Situation – Transkript »action« (4) – (vgl. auch Steen 2015: 143–145) erzählt der Akteur Kl einer männlichen wissenschaftlichen Hilfskraft (Bb2), die anfangs bei den Aufnahmen dabei war, allerhand Kurioses aus seinem bisherigen Leben, so z. B. darüber, wie er sich durch die verschiedenen Hamburger Stadtteile bewegt, in denen sozial Bessergestellte wohnen, und wie er diese quasi »aufmischt«. Im Zuge seiner Erzählungen entwirft er ein Schelmenstück, in dem er fremde Leute auf der Straße in einer sozial unangemessenen Weise adressiert.

Gesprächssequenz »action« (4)

[90]

	110
Kl [vb]	kein fleck hier drauf das is so peinlich also also und denn geh ich immer
Bb2 [vb]	

[91]

Kl [vb]	auf die frau so los weißt du so aber so: jetzt nicht das um gottes willen
----------------	---

[92]

	111
Kl [vb]	sagn wir mal er sitzt da so mit schlips und so (-) sie so sitzt so im kleid so

[93]

	112	113	114
Kl [vb]	und so nä(-) na baby alles knapp und er ja was ist denn kennst du ihn		
Kl [pr]		<< h	>>
Kl [gs]	berührt Bb2 am Arm		
Bb2 [vb]	((lacht))		

		115		116	117
Kl [vb]	denn	sach	ich	ja	ausm
Bb2 [vb]		knast	sach	ich((lacht))	und denn is schon wieder
[95]				((lacht))	
		118		119	120
Kl [vb]	action denn	hab	ich	schon	unruhe
Kl [pr]		gebracht			weiß du
Bb2 [vb]		o--raue	Stimme-----	o	die mich kenn
		((lacht))			

In einem Szeneviertel, wo die Leute besser angezogen sind (als auf dem Stadtplatz), was hier durch die Beschreibung *mit schlips und so* für das männliche und *sie so sitzt im kleid so* [92] für das weibliche Gegenüber beschrieben wird, geht Kl *immer auf die frau so los* [90–91]. Er adressiert die Frau hier in einer fingierten Redewiedergabe mit einer saloppen rhetorischen Frage *na baby alles knapp* [93]. In der beschriebenen Szene antwortet der Mann stellvertretend für die Frau in einem sehr hohen Tonhöhenregister, das in Kls inszenierter Redewiedergabe Ängstlichkeit indizieren soll: *ja was ist denn kennst du ihn?* [114]. Kl ist es also wichtig, über das inszenierte prosodische Display des Mannes eine Regelverletzung seinerseits zu indizieren. Denn für Regelverletzungen ist charakteristisch, dass »sie Gefühle von Unbehagen und negative soziale Sanktionen nach sich ziehen« (Goffman 1999: 55). Dadurch, dass Kl die Fremden zuvor als sozial bessergestellt konstruiert, verletzt er mit seiner Anrede asymmetrische Regeln (vgl. Goffman 1999: 60). Aber genau darum geht es ihm: in der Fiktion die vermeintliche Sicherheit der sozial Bessergestellten bloßzustellen. Es kann immer ein Fremder auftauchen, der Informationen über ihre kriminelle Vergangenheit preisgibt oder der zumindest so tut, als ob er diese Informationen hätte, um ihre Welt zu erschüttern. Denn Kls Antwort *ja ausm knast* [94] ist provokativ und eine »Imagedemontage« (Sager 2004: 180). Nicht nur verletzt er das Gesprächsreservat des Paares, indem er es ungefragt anspricht, er ist auch bezüglich ihres Informationsreservats übergreifig, da er Informationen preisgibt, die geheim bleiben sollten.

Da, wo nach Goffman ein »Vermeidungsritual« (1999: 70) angebracht wäre, wo es also höflich wäre, »nicht in die Diskussion ein[zu]bringen, was für den Empfänger schmerzlich, peinlich oder demütigend ist« (1999: 73), da legt Kl diese kompromittierenden Informationen als eine Form der »sozialen Sanktionierung« (Sager 2004: 180) offen. Kls Schelmenszene verdeutlicht damit dem wissenschaftlichen Beobachter, dass er prinzipiell dazu in der Lage ist, den sozial Bessergestellten *unruhe* [95] zu bringen, dass er also Wirkmächtigkeit/Agency (*action* machen [94]) und Imagesouveränität in

der gesellschaftlichen/vertikalen Kommunikation mit sozial Bessergestellten besitzt (Agency-Ebene1). Ein sicherer sozialer Status wird als Illusion entlarvt und präsupponiert, dass in der sozialen Interaktion prinzipiell jedes Individuum sozial prekär werden kann (dargestellte Agency-Ebene 2). Denn spinnt man die Szene einmal weiter und wäre die Frau tatsächlich eine alte Bekanntschaft aus dem Gefängnis, was die Frau in ihrem neuen Leben aber zu verbergen suchte, so könnten nach der erfolgten Imagedemontage ihr gegenüber noch weitere Ausgrenzungspraktiken aus ihrer eigenen Lebenswelt heraus erfolgen. Im Gespräch übermittelte Informationen können also Unsicherheiten im Denken, Fühlen, Empfinden beseitigen, dabei aber gleichzeitig erst soziale Unsicherheiten in einem größeren lebensweltlichen Rahmen evozieren.

Die Fiktionalisierung ist ein Spiel mit polarisierenden, sich gegenseitig bestätigenden Stereotypen. Einerseits fremdpositioniert Kl die Leute als versnobt und blasiert, andererseits positioniert er sich selbst in der konstruierten Interaktion als ›Ex-Knacki‹ und bestätigt damit antizipierend ihre stereotypisierende Fremdpositionierung ihm gegenüber (Positionierungs-Ebene 1), wenn er sich im Szene-Viertel aufhält und dort auffällt. Gleichzeitig erfolgt gegenüber Bb2 eine spielerische Selbststigmatisierung (Ebene 2), indem er sich die Diskursposition des Kriminellen (Ebene 3) aneignet und ausgerechnet damit ›Imagepflege‹ betreibt. Während aber Hn im Beispiel »fernsehn« (1) die Imagestigmatisierung und stereotype Fremdpositionierung *beklagt*, zeigt sich Kls situative Agency gerade darin, dass er spielerisch mit dieser negativen sozialen Kategorie umgehen kann. So versteht der kompromittierende Störenfried, der in Wahrheit gar kein Krimineller ist, auch wenn alle ihn für einen halten, lediglich das Spiel der sozialen Verunsicherung. Er präsentiert sich als ein Meister der »scherzhaften Täuschung«, die eine »harmlose, nicht ernst gemeinte, gewöhnlich kurzzeitige Unterhaltung« ist, auch wenn hier die Angesprochene nicht unbedingt »auf den Augenblick der Enthüllung gewartet hat, um mit den Eingeweihten über einen Teil [ihrer] selbst zu lachen, den [sie] jetzt von sich abgestoßen hat« (Goffman 1980: 102). Die Imagestigmatisierung kreativ gegen diejenigen zu richten, die sonst die Deutungsmacht zu haben scheinen, ist auch ein Akt sozialer Rebellion – das Handeln eines Tricksters (vgl. Steen 2015) –, da Kl hier als typischer Situationsumkehrer und Streichspieler (vgl. Hynes 1993: 34) im Dienste einer Erschütterung der sozialen Ordnung auftritt.

4 Zusammenfassung

Anhand exemplarischer Gesprächssequenzen wurde gezeigt, wie die Akteure auf dem Stadtplatz soziale Unsicherheit/Statusturbulenzen kommunikativ konstruieren. Dabei ergibt sich für die Akteure sprachlich ein bestimmtes soziales Inklusions-/Exklusionsprofil, das eng verbunden ist mit spezifischen Macht- und Herrschaftsverhältnissen. In ihren Darstellungen werden sie unfreiwillig zu Objekten in einer sie thematisierenden Kommunikation. Sie fühlen sich dabei in einem erheblichen Maße Fremdpositionierungen ausgesetzt, die mit Imagestigmatisierungen einhergehen. Sie befürchten, dass die Kategorie der ›sozial Abgehängten‹ – verbunden mit materiellen und finanziellen Sorgen – eine Zuordnung zur Kategorie der ›Kriminellen‹ plausibilisiert, wodurch ihr soziales Ansehen noch weiter sinkt. Die vor der wissenschaftlichen Beobachterin beklagte gesellschaftliche Stigmatisierung geht aber auch mit einer eigenen Relevanzhochstufung und einer situativen Imageaufwertung einher: Sie sind es wert oder wichtig genug, dass sie observiert werden oder dass Fernsehbeiträge über sie erstellt werden. Die *negative* Place-Identity wird daher ambivalent konstruiert: Einerseits färbt das negative Image des Platzes auf sie ab, andererseits interessieren sich deshalb Fernsehsender und Wissenschaftler/innen für sie.

Eine weitere Form der konstruierten restringierten Agency ergibt sich aus einer sozialen Marginalisierung aufgrund fehlender Kommunikationsbeteiligung. Gerade die für die Akteure so wichtige kollektivierende Seite der Place-Identity, die den Zusammenhalt der Gruppe bestimmt, wird zum Ausschlusskriterium in der Kommunikation der Stadt über die geplanten Umbaumaßnahmen. Denn die Umbauten sollen gerade deswegen stattfinden, damit sich bestimmte Gruppen nicht mehr auf dem Platz aufhalten. Da die Akteure (eigentlich Objekte und) keine Subjekte in dieser für sie relevanten Kommunikation sind, fehlen ihnen wichtige Informationen zur möglichen Weiterentwicklung ihrer kommunikativen Lebenswelt. Die mangelnde Einbindung in diese Informationsprozesse führt dazu, dass ihre soziale Situation auf dem Platz – und damit ihre *positive* Place-Identity – prekär wird. Dies gilt ebenso für die Kommunikation mit Polizisten, die in ihnen mögliche Delinquenten sehen, wodurch sie unfreiwillig zu sozialen Adressen werden. Ihre Gespräche auf dem Platz, die ein wichtiges Mittel zum gegenseitigen Anzeigen und Aushandeln von Agency sind, werden gleichzeitig zur Ursache für eine eingeschränkte soziale und räumlich-

aktionale Agency (Platzverbot). Und dies nicht, weil sie in diesen kommunikativen Prozessen (missachtete) Objekte sind, sondern weil sie zu rechtlich anerkannten, aber sozial stigmatisierten Subjekten werden, die erst performativ durch die Anrufung konstituiert werden.

Egal, ob als *fehlgedeutete Kommunikationsobjekte, nicht berücksichtigte und damit nicht konstituierte kommunikative Subjekte* oder als *in unangemessener Weise konstituierte Subjekte* – ihre passive Rolle, die eine adäquate Handlungsfähigkeit vermissen lässt, führt aus der Perspektive der Akteure zu einer Imagestigmatisierung oder Imagedemontage und damit zu Statusturbulenzen. Dies ist eine interaktiv-dynamische Perspektive auf Prekarität, die nicht, wie es in den Sozialwissenschaften eher üblich ist, von der umgekehrten Kausalität ausgeht, dass Statusturbulenzen, z.B. aufgrund eines Arbeitsplatzverlustes, dazu führen können, dass Akteure an öffentlichen Orten Alkohol konsumieren und deshalb zu Überwachungsobjekten werden. Durch die Methode der Gesprächsanalyse, die die Teilnehmerperspektive rekonstruiert, können daher auch Akteure als prekär erscheinen, die eigentlich als ›abgehängt‹ klassifiziert werden und deren sozialer Status als gefestigt erscheint.

Von besonderer Bedeutung ist die imaginierte Agency, die sich auf eine *alternative Place-Identity* bezieht, wenn die Akteure kontextualisierend ›mit dem Ort davonfliegen‹ oder sich den umgebauten Ort durch neue räumliche Praktiken aneignen. Wenn sie sozial Bessergestellte unangemessen adressieren, denunzieren und dadurch deren Image demontieren, sind sie in diesen fikionalisierten Szenen dargestellte *freiwillige Subjekte* in einer Kommunikation, die soziale Wirkmacht dadurch erlangen, dass sie bei anderen, deren Lebenssituation eigentlich als gefestigt erscheint, soziale Unsicherheit auslösen. Doch Agency, egal ob innerhalb absurder, fantastischer oder realistischer Fiktionen (vgl. Steen 2012b), nimmt zwar temporär einen gewissen Druck aus der Realität (vgl. Topitsch 1979: 11), die Fiktionen verdrängen »das Unbehagen an der Wirklichkeit für eine begrenzte Zeit« (Benkel 2008: 28), doch verweist jede fikionalisierte Agency und Image-souveränität (Ebene 1), selbst wenn sie sich performativ und interaktiv als Sprachwitz, Situationskomik und Kreativität darbietet (Ebene 2), am Ende wieder zurück auf ihre Notwendigkeit, auf den lebensweltlichen Hintergrund mit erlebter mangelnder Agency und Imagestigmatisierung (Ebene 3).

Schließlich bleibt festzuhalten: Ist imaginierte Agency eine kurzfristige Illusion, so ist soziale Sicherheit ein langfristiges Wunschbild. Soziale

Sicherheit ist auch nicht das Ziel in sozialen Situationen. Sondern die Aufrechterhaltung einer *empfundener* sozialen Sicherheit ist, wie auch das mit ihr verbundene Image, eine *Bedingung* für Interaktion (vgl. Goffman 1999: 17). Zwar sind Individuen im postmodernen Sinne immer prekär, weil soziale Sicherheit kontingent ist und jederzeit erschüttert werden kann, aber ohne den Glauben daran, dass es eine grundlegende Sicherheit gibt, die wir (wieder) herzustellen in der Lage sind, oder die letztlich nicht gänzlich erschüttert wird, ohne den Glauben daran, »daß eine bestimmte expressive Ordnung eingehalten wird« (Goffman 1999: 15), wären Individuen in Gesellschaften nicht handlungsfähig. Wenn sich die Akteure auf dem Stadtplatz also gegenseitig bestätigen, wer sie *nicht* sind – weder die Delinquenten, noch die Versnobten – und wenn sie einander und anderen in Ritualen des Beklagens bestätigen, dass sie die erlebten Imagestigmatisierungen gleichermaßen als bedrohlich oder entwürdigend erleben, so liegt in dieser iterativen sozialen Abgrenzung nach ›unten‹ und nach ›oben‹ nicht nur ein Moment der negativen Identitätskonstruktion, sondern auch Agency und soziale Sicherheit durch kommunikative Routinen der expressiven Ordnung. Damit sind die hier durchgeführten Analysen ein Beitrag zu einer sprachwissenschaftlichen Beschäftigung mit Prekarität, da sie aufzeigen, wie Individuen mit einer als unsicher erfahrenen Lebenswelt kommunikativ verfahren und in ihr eine (wenn auch beschränkte) Handlungsfähigkeit bewahren.

Literatur

- Abels, Heinz. 2001. *Interaktion, Identität, Präsentation*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Althusser, Louis. 1977. *Ideologie und ideologische Staatsapparate. Aufsätze zur marxistischen Theorie*. Hamburg: Argument.
- Bamberg, Michael & Alexandra Georgakopoulou. 2008. Small stories as a new perspective in narrative and identity analysis. *Text and Talk* 28(3). 377–396.
- Benkel, Thorsten. 2008. *Soziale Welt und Fiktionalität. Chiffren eines Spannungsverhältnisses*. Hamburg: Verlag Dr. Kovač.
- Benwell, Bethan & Elizabeth Stokoe. 2006. *Discourse and Identity*. Edinburgh: Edinburgh University Press.
- Bergmann, Jörg R. 1988. Haustiere als kommunikative Ressource. In Hans-Georg Soeffner (Hg.), *Kultur und Alltag. Sonderband 6 der Zeitschrift »Soziale Welt«*, 200–312. Göttingen: Schwartz.
- Bleicher, Joan Kristin. 2017. *Reality-TV in Deutschland. Geschichte. Themen. Formate*. Hamburg: Avinus.

- Böhnke, Petra. 2006. *Am Rande der Gesellschaft. Risiken sozialer Ausgrenzung*. Opladen: Barbara Budrich.
- Bourdieu, Pierre. 2004. Prekarität ist überall. In Pierre Bourdieu. *Gegenfeuer. Wortmeldungen im Dienste des Widerstands gegen die neoliberale Invasion*, 107–113. Konstanz: UVK.
- Brinker, Klaus & Sven F. Sager. 2010. *Linguistische Gesprächsanalyse. Eine Einführung*. 5., neu bearbeitete Aufl. Berlin: Erich Schmidt.
- Butler, Judith. 2001. *Psyche der Macht. Das Subjekt der Unterwerfung*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- de Certeau, Michel. 1988. *Kunst des Handelns*. Berlin: Merve.
- Deppermann, Arnulf. 2000. Ethnographische Gesprächsanalyse. Zu Nutzen und Notwendigkeit von Ethnographie für die Konversationsanalyse. *Gesprächsforschung. Online-Zeitschrift zur verbalen Interaktion* 1. 96–124.
- Deppermann, Arnulf. 2008. *Gespräche analysieren. Eine Einführung*. 4. Aufl. Wiesbaden: VS.
- Emirbayer, Mustafa & Ann Mische. 1998. What is Agency? *The American Journal of Sociology*. 103(4). 962–1023.
- Foucault, Michel. 2016. *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*. 16. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Fuchs, Peter. 1997. Adressabilität als Grundbegriff der soziologischen Systemtheorie. *Soziale Systeme. Zeitschrift für Soziologie Theorie*. 3(1). 57–79.
- Goffman, Erving. 1980. *Rahmen-Analyse. Ein Versuch über die Organisation von Alltagserfahrungen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Goffman, Erving. 1982. *Das Individuum im öffentlichen Austausch. Mikrostudien zur öffentlichen Ordnung*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Goffman, Erving. 1999. *Interaktionsrituale. Über Verhalten in direkter Kommunikation*. 5. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Goffman, Erving. 2003. *Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag*. München & Zürich: Piper.
- Goffman, Erving. 2005. *Rede-Weisen. Formen der Kommunikation in sozialen Situationen*. Herausgegeben von Hubert Knoblauch, Christine Leuenberger und Bernt Schnettler. Konstanz: UVK.
- Grimm, Natalie. 2013. Statusinkonsequenz revisited! Prekarisierungsprozesse und soziale Positionierung. *WSI Mitteilungen* 2/2013. https://www.boeckler.de/wsimit_2013_02_grimm.pdf (Abruf 15. November 2019).
- Günthner, Susanne. 1999. Beschwerdeerzählungen als narrative Hyperbeln. In Jörg Bergmann & Thomas Luckmann (Hgg.), *Kommunikative Konstruktion von Moral. Band 1: Struktur und Dynamik der Formen moralischer Kommunikation*, 174–205. Opladen: VS.
- Harré, Rom & Luk van Langenhove (Hgg.). 1999. *Positioning Theory*. Oxford: Blackwell.
- Helfferich, Cornelia. 2012. Einleitung: Von roten Heringen, Gräben und Brücken. Versuche einer Kartierung von Agency-Konzepten. In Stephanie Bethmann, Cornelia Helfferich, Heiko Hoffmann & Debora Niermann (Hgg.), *Agency*.

- Qualitative und gesellschaftstheoretische Bezüge von Handlungsmächtigkeit*, 9–39. Weinheim, Basel: Beltz Juventa.
- Holly, Werner. 1979. *Imagearbeit in Gesprächen. Zur linguistischen Beschreibung des Beziehungsaspekts*. Tübingen: Niemeyer.
- Hörmann, Hans. 1970. *Psychologie der Sprache*. Verbessertes Neudruck. Berlin, Heidelberg & New York: Springer.
- Hynes, William J. 1993. Mapping the characteristics of mythic tricksters. A heuristic guide. In William J. Hynes und William G. Doty (Hgg.), *Mythical trickster figures. Contours, context, and criticism*, 33–45. Tuscaloosa & London: The University of Alabama Press.
- Keller, Reiner. 2012. Der menschliche Faktor. Über Akteur(inn)en, Sprecher(inn)en, Subjektpositionen, Subjektivierungsweisen in der Wissenssoziologischen Diskursanalyse. In Reiner Keller, Werner Schneider & Willy Viehöver (Hgg.), *Diskurs – Macht – Subjekt. Theorie und Empirie von Subjektivierung in der Diskursforschung*, 69–107. Wiesbaden: VS.
- Knoblauch, Hubert. 1995. *Kommunikationskultur. Die kommunikative Konstruktion kultureller Kontexte*. Berlin & New York: de Gruyter.
- Kotthoff, Helga. 2007. Gemeinsame Herstellung humoristischer Fiktionen im Gespräch. Eine namenlose Sprechaktivität in der spielerischen Modalität. In: Helga Andresen & Franz Januschek (Hgg.), *SpracheSpielen*, 187–213. Freiburg im Breisgau: Filibach.
- Krappmann, Lothar. 1973. *Soziologische Dimensionen der Identität*. Stuttgart: Klett.
- Krebs, Thomas. 2001. *Platzverweis. Städte im Kampf gegen Außenseiter*. Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde.
- Kresic, Marijana. 2006. *Sprache, Sprechen und Identität. Studien zur sprachlich-medialen Konstruktion des Selbst*. München: Iudicum.
- Lévi-Strauss, Claude. 1968. *Das wilde Denken*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Löw, Martina, Silke Steets & Sergej Stoetzer. 2008. *Einführung in die Stadt- und Raumsoziologie*. 2. Aufl. Opladen, Farmington Hills: Barbara Budrich.
- Lucius-Hoene, Gabriele. 2012. »Und dann haben wir's operiert«. Ebenen der Textanalyse narrativer Agency-Konstruktionen. In Stephanie Bethmann, Cornelia Helfferich, Heiko Hoffmann & Debora Niermann (Hgg.), *Agency. Qualitative und gesellschaftstheoretische Bezüge von Handlungsmächtigkeit*, 40–70. Weinheim, Basel: Beltz Juventa.
- Lucius-Hoene, Gabriele & Arnulf Deppermann. 2004a. Narrative Identität und Positionierung. *Gesprächsforschung – Online-Zeitung zur verbalen Interaktion* 5(2004), 166–183.
- Lucius-Hoene, Gabriele & Arnulf Deppermann. 2004b. *Rekonstruktion narrativer Identität. Ein Arbeitsbuch zur Analyse narrativer Interviews*. 2. Aufl. Wiesbaden: VS.
- Luckmann, Benita. 1978. The small life-worlds of modern man. In Thomas Luckmann (Hg.): *Phenomenology and sociology*, 275–290. Tennessee: Penguin Books.
- Mouffe, Chantal. 1992. Feminism, citizenship and radical democratic politics. In Judith Butler & Joan W. Scott (Hgg.), *Feminists theorize the political*, 369–385. New York: Routledge.

- Offe, Claus. 1994. Moderne »Barbarei«. Der Naturzustand im Kleinformat? *Journal für Sozialforschung* 34, 229–247.
- Röhrich, Lutz. 2001. *Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten*. Band 1. 5. Aufl. Freiburg, Basel, Wien: Herder.
- Sager, Sven F. 1995. *Kommunikationsanalyse und Verhaltensforschung. Grundlagen einer Gesprächsethologie*. Tübingen: Stauffenburg.
- Sager, Sven F. 2004. *Kommunikationsanalyse und Verhaltensforschung. Grundlagen einer Gesprächsethologie*. Tübingen: Stauffenburg.
- Schmitt, Reinhold. 1992. *Die Schwellensteher. Sprachliche Präsenz und sozialer Austausch in einem Kiosk*. Tübingen: Narr.
- Schütz, Alfred. 1972. Der gut informierte Bürger. In Alfred Schütz, *Gesammelte Aufsätze*. Herausgegeben von A. Brodersen. Band 2., 85–101. Den Haag: Springer Netherlands.
- Schwitalla, Johannes. 2001. Beteiligungsrollen im Gespräch. In Klaus Brinker, Gerd Antos, Wolfgang Heinemann & Sven F. Sager (Hgg.): *Text- und Gesprächslinguistik. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung*. 2. Halbband, 1355–1361. Berlin & New York: de Gruyter.
- Seifert, Ruth. 1992. Entwicklungslinien und Probleme der feministischen Theoriebildung. Warum an Rationalität kein Weg vorbeiführt. In Gudrun-Axeli Knapp & Angelika Wetterer (Hgg.), *TraditionenBrüche. Entwicklungen feministischer Theorie*, 255–286. Freiburg: Kore.
- Selting, Margret, Peter Auer, Dagmar Barth-Weingarten, Jörg Bergmann, Pia Bergmann, Karin Birkner, Elizabeth Couper-Kuhlen, Arnulf Deppermann, Peter Gilles, Susanne Günthner, Martin Hartung, Friederike Kern, Christine Mertzluft, Christian Meyer, Miriam Morek, Frank Oberzaucher, Jörg Peters, Uta Quasthoff, Wilfried Schütte, Anja Stukenbrock & Susanne Uhmann. 2009. Gesprächsanalytisches Transkriptionssystem 2 (GAT 2). *Gesprächsforschung – Online-Zeitschrift zur verbalen Interaktion* 10, 353–402.
- Steen, Pamela. 2012a. Rekonstruierte, imaginierte und performative Agency in der verbalen Interaktion. In Stephanie Bethmann, Cornelia Helfferich, Heiko Hoffmann & Debora Niermann (Hgg.), *Handlungsfähigkeit, Handlungsmacht, Agency. Qualitative Rekonstruktionen und gesellschaftstheoretische Bezüge*, 238–268. Weinheim: Beltz Juventa.
- Steen, Pamela. 2012b. Fantastische Fiktionen in Alltagsgesprächen. In Lars Schmeink & Hans-Harald Müller (Hgg.), *Fremde Welten: Wege und Räume der Fantastik im 21. Jahrhundert*, 77–102. Berlin: de Gruyter.
- Steen, Pamela. 2015. *Die kommunikative Identität des Tricksters. Eine gesprächslinguistische und kultursemiotische Untersuchung zur Identitätskonstruktion in einer marginalisierten Gruppe*. Heidelberg: Winter.
- Topitsch, Ernst. 1979. *Erkennen und Illusion. Grundstrukturen unserer Weltauffassung*. Hamburg: Hoffmann und Campe.
- Twigger-Ross, Clare L. & David L. Uzzell. 1996. Place and Identity Process. *Journal of Environmental Psychology* 16. 205–220.
- Vogel, Berthold. 2008. Prekarität und Prekariat – Signalwörter neuer sozialer Ungleichheiten. *Bundeszentrale für politische Bildung*.

- <http://www.bpb.de/apuz/31024/prekaritaet-und-prekariat-signalwoerter-neuer-sozialerungleichheiten> (Abruf 29. Juni 2019).
- Vogel, Berthold. 2009. *Wohlstandskonflikte. Soziale Fragen, die aus der Mitte kommen*. Hamburg: Hamburger Edition.
- Webb, Michael. 1990. *Die Mitte der Stadt. Städtische Plätze von der Antike bis heute*. Frankfurt am Main & New York: Campus.
- Weber, Max. 1976. *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie*. 5., revidierte Aufl. Tübingen: J. C. B. Mohr.

Prekarität im Gespräch

Ina Pick*

Wiener Linguistische Gazette (WLG)
Institut für Sprachwissenschaft
Universität Wien
Ausgabe 85 (2020): 65–100

Abstract

This article examines conversations in organizations for homeless assistance in Germany in which social workers discuss precarious living situations with their clients. The analyses show that (most of) the conversations about such precarious social situations are precarious themselves. Precarious social situations and precarious conversations are comparable: In each case, precarity is understood as a constellation in which two contradictory reference orientations apply simultaneously (socially constructed normality and clients' actual normality). Precarity in conversations results from the participants communicatively establishing different reference points for normality. Findings are that coping strategies for precarious situations can also be observed as communicative strategies in conversations. However, the same clients show different strategies to deal with either social or communicative precarity. In general, such research helps improve our understanding of precarity and its effects on social (inter)action.

Schlagwörter: Prekarität, Wohnungslosenhilfe, Gesprächslinguistik, Handlungskonstellation, kommunikative Praktiken

* Dr. Ina Pick, Deutsches Seminar, Universität Basel, ina.pick@unibas.ch

1 Prekarität und Gespräch: Eine Einleitung

Dieser Beitrag untersucht Gespräche im Kontext sozialrechtlicher Interventionen, in denen KlientInnen mit ihren SozialarbeiterInnen ihre aktuelle Lebenssituation besprechen. Die KlientInnen in den hier untersuchten Gesprächen verbindet, dass ihre Lebenssituationen in verschiedenen Dimensionen von Prekarität geprägt sind: Alle sind wohnungslos, erwerbsarbeitslos und beziehen Leistungen im System sozialer Sicherungen. In den Gesprächen geht es grob gesagt darum, die aktuelle Situation der KlientInnen, ihre Ziele und bisher Erreichtes zu besprechen, zu bewerten und darauf aufbauend Maßnahmen der Sozialhilfe zu installieren, die die beteiligten SozialarbeiterInnen in die Wege leiten bzw. zur Bearbeitung weiterleiten. Diese Gespräche bilden meinen Ausgangspunkt für eine gesprächslinguistische Beschäftigung mit dem Thema Prekarität, weil davon auszugehen ist, dass Prekarität in den Gesprächen eine Rolle spielt – mindestens, weil die prekären Lebenssituationen der KlientInnen hier sprachlich bearbeitet werden. Dies hat sich in den Analysen der Gespräche bestätigt. Darüber hinaus aber haben die Analysen einen weiteren Aspekt gezeigt: Nicht nur wird *über* Prekäres gesprochen und verhandelt, sondern die Gespräche selbst sind vielfach von Prekarität *im Gespräch* geprägt. Prekarität wird also in den Gesprächen zweifach virulent: *Einerseits als Handlungskonstellation in der Lebenssituation von KlientInnen außerhalb der Gespräche und andererseits als Handlungskonstellation im Gespräch selbst*. Prekarität ist ein soziologisch gut untersuchtes und bestimmtes Phänomen, ebenfalls sind Verarbeitungsformen von prekären Arbeits- bzw. Lebenssituationen erforscht. Dass solche Verarbeitungsformen von Prekarität auch kommunikativ vollzogen werden können, wenn eine prekäre Gesprächskonstellation kommunikativ bearbeitet wird, ist bislang m.W. nicht untersucht und soll hier gezeigt werden.

Im Gespräch wird diese Konstellation mit sprachlichen Mitteln bearbeitet. Interessant ist, dass sich im Gespräch bei der Bearbeitung von Prekarität ähnliche Verarbeitungsformen zeigen, die auch für die Verarbeitung von prekären Lebenssituationen in soziologischen Studien herausgearbeitet werden. Diese Verarbeitungsformen lassen sich im Gespräch nun allerdings in ihrer Prozesshaftigkeit verfolgen und dadurch ausdifferenzieren. Dazu gibt der Beitrag zunächst einen Überblick über das Konzept der Prekarität, wie es in der soziologischen Debatte konturiert wird, sowie über Verarbeitungsformen (Abschnitt 2), skizziert Prekarität als Handlungskonstellation

im Gespräch (Abschnitt 3), gibt einen Überblick über die untersuchten Daten (Abschnitt 4) und verfolgt Prekarität im Gespräch sodann anhand von sechs Gesprächsausschnitten aus der Wohnungslosenhilfe (Abschnitt 5). In Abschnitt 6 werden die Ergebnisse zusammengefasst und methodische und theoretische Schlüsse gezogen.

2 Prekarität: Bestimmungsstücke eines schillernden Begriffs

Der Begriff der Prekarität ist in den letzten Jahren in gesamtgesellschaftliche, öffentliche Diskurse vorgedrungen (vgl. Dörre 2014: 2). Gesellschaftlich-diskursiv wird er vielfach relativ eng verwendet und tendenziell mit ›Randgruppen‹, z.B. als ›Prekariat‹ bezeichnet, besetzt (Marchart 2013: 16). Wissenschaftlich ist Prekarität als Terminus vorwiegend in der Soziologie geprägt und wird dort vor allem auf Fragen von Erwerbsarbeit bezogen¹ (maßgeblich angestoßen durch Impulse aus der französischen Soziologie, Bourdieu 1998; Castel 2000, 2009).

Auch wenn der Begriff in der Soziologie nicht abschließend definiert ist (vgl. Dörre 2014: 3; Hense 2018: 28; Motakef 2015: 50 bezeichnet Prekarität als »schillernde[n] Begriff«), so lassen sich doch einige Bestimmungsstücke ausmachen, die in der soziologischen Debatte weitgehend übereinstimmend referiert werden.² Prekarität wird u.a. wie folgt definiert: »Prekarität

¹ Zwar wird Prekarität typisch für Erwerbsarbeit verwendet (Hense 2018; Flecker 2018), es finden sich aber auch viele Studien, die den Begriff umfassender, auch bezogen auf andere soziale Phänomene, verwenden (vgl. Bourdieu 1998; Brinkmann et al. 2006: 18; Lorey 2012; Marchart 2013: 24; Völlker & Amacker 2015; Hepp 2016). Zudem wird in Arbeiten, die einen engeren Fokus auf Erwerbsarbeit haben, ebenfalls (meist) davon ausgegangen, dass Prekarität von der Erwerbsarbeit ausgehend Auswirkungen auf die gesellschaftliche Teilhabe insgesamt hat.

² Strittig in der soziologischen Debatte ist vor allem, ob Prekarität als ein gesamtgesellschaftliches Phänomen anzusehen ist (und dann entweder ausgehend von einzelnen Gesellschaftsgruppen allmählich um sich greift, wie von Bourdieu vorhergesagt, oder ob es aufgrund von gesellschaftlicher Ordnung zur Normalität wird, wie Lorey argumentiert) oder ob es sich auf einzelne gesellschaftliche Gruppen oder Aspekte (wie Arbeit) bezieht. Ebenfalls strittig ist, wie Prekarität zustande kommt (Staat als Bezugspol für Sicherheit und Stabilität wie von Castel angenommen oder Staat als Quelle für Prekarität, wie von

bezeichnet demnach ein unsicheres, instabiles, auf Widerruf gewährtes Verhältnis, das den Nehmer eines Gutes vom Geber abhängig macht. Der Gegenbegriff ist eine stabile, sichere, durch Rechtsgleichheit konstituierte Beziehung« (Dörre 2014: 1).

Abgegrenzt wird Prekarität (bezogen auf Erwerbsarbeit) in der Regel von Armut (Kraemer 2014: 442) sowie von atypischen und flexiblen Beschäftigungen (Hense 2018: 35–46). Soziologisch wird (Erwerbs-)Prekarität häufig mit bestimmten Beschäftigungsarten oder bestimmten Gruppen in Verbindung gebracht (Flecker 2018: 52), dabei stellt »[d]er Hilfsbezug [...] für die Prekarisierungsdebatte ein wichtiges Feld dar« (Motakef 2015: 57). Auch die Einkommenshöhe oder der sozialrechtliche Status werden als Kriterien für Prekarität herangezogen (vgl. Hense 2018: 40).

Nähert man sich dem Begriff der Prekarität weniger über bestimmte soziale Kategorisierungen und stärker über seine Qualität, bedeutet Prekarität ein »Brüchigwerden von sozialer Sicherheit« (Hense 2018: 27–29), eine »temporäre Passage oder Schwebelage [...] – mit offenen ›Ausgängen‹ nach ›oben‹ oder nach ›unten‹« (Kraemer 2014: 443; vgl. zum Begriff auch Marchart 2013: 11–12 oder Hense 2018: 39). Hense spricht von einer »Gefährdung der sozialen/symbolischen Teilhabe« (Hense 2018: 37–39). Dieses Brüchigwerden und die Gefährdung sind mit geringer Handlungsmacht der Betroffenen verbunden. »Prekär zu leben bedeutet, bei der Verfügung über Machtressourcen schwach zu sein« (Dörre 2014: 15). »Im negativen Fall mündet Prekarität in einen dauerhaften, nicht revidierbaren sozialen Abstieg« (Kraemer 2014: 443). Dies drückt sich auch darin aus, dass den Betroffenen »jede rationale Vorwegnahme der Zukunft« (Bourdieu 1998: 2) verwehrt ist. Prekarität ist ein »auf Widerruf gewährtes Verhältnis« (Dörre: 2014: 1). Glück oder Pech werden zu entscheidenden Größen beim Verlassen der Prekarität (ähnlich Penke 2012: 25, bezogen auf den Hilfebezug). Prekarität ist also ein Übergang(szustand) zwischen sozialer Sicherheit und Unsicherheit, auf den Betroffene selbst kaum Einfluss nehmen können, also wenig Handlungsmacht haben, diesen Übergang selbst zu bestimmen oder zu verändern.

Lorey angenommen). Strittig ist entsprechend auch, wie Prekarität gesellschaftspolitisch zu entgegen ist. Diese Debatten und damit verbundenen theoretischen Implikationen können hier nicht nachgezeichnet werden (vgl. Bourdieu 1998; Lorey 2012; Motakef 2015), hier stehen zunächst stärker empirische Interessen im Vordergrund.

Dadurch, dass Prekarität als ein Dazwischen, ein Brüchigwerden, ein Übergang definiert ist, handelt es sich »um eine relationale Kategorie, deren Aussagekraft wesentlich von der Definition gesellschaftlicher Normalitätsstandards abhängt« (Brinkmann et al 2006: 17; vgl. auch Marchart 2013: 9; Dörre 2014: 6; Kraemer 2014: 441; Motakef 2015: 51). »Was genau der Maßstab für Prekarität ist, kann nicht konzeptuell vorausgesetzt werden; es handelt sich um eine Frage, die empirisch geklärt werden muss« (Dörre 2014: 4–5). Soziale Zonen, die auf ihren Grad der Prekarität hin betrachtet werden können, sind also nur voneinander abhängig zu beurteilen (Dörre 2006: 188). Diese relationalen Verhältnisse konkretisiert ein Projektteam um Wilhelm Heitmeyer (vgl. Dörre et al. 2004; Brinkmann et al. 2006; Dörre 2006) in einem vielbeachteten Projekt, in dem auf Basis halbstrukturierter Interviews subjektive Verarbeitungsformen von Prekarität (bezogen auf Erwerbsarbeit und theoretisch im Anschluss an Arbeiten Castels) differenziert werden konnten. Die Ergebnisse zeigen, dass

die Castel'schen Zonen der Arbeitsgesellschaft in den Köpfen von Arbeitern, Angestellten und Arbeitslosen tatsächlich präsent sind. Im Arbeitsbewusstsein der Befragten markieren sie jedoch keine starren Grenzziehungen. Vielmehr wirken sie als flexibel handhabbare (Selbst-)Klassifikationen, in denen sich immer auch die Besonderheiten von eigener Berufsbiographie, Lebensalter, Qualifikationsniveau sowie soziale Konstruktionen von Geschlecht und Nationalität bemerkbar machen. (Brinkmann et al. 2006: 55)

Wie Beteiligte ihre Situation bewerten, ist also nicht nur von ihrem sozialen Status, Einkommen usw. abhängig, sondern auch von der eigenen Wahrnehmung geprägt. Die Ergebnisse der Befragungen resultieren in einer bis heute in der soziologischen Literatur regelmäßig zitierten Typologie von »(Des-)Integration von Erwerbsarbeit« (vgl. Abb. 1). Diese zeigt eine Zone der Prekarität, die zwischen den beiden anderen Zonen (Zone der Integration und der Zone der Entkopplung) angesiedelt ist. Die Ränder, also Zonen 4 und 8, zeigen jeweils Übergänge und Anschlussmöglichkeiten aus der und in die Zone der Prekarität.

Zone der Integration
1. Gesicherte Integration („Die Gesicherten“)
2. Atypische Integration („Die Unkonventionellen“ oder „Selbstmanager“)
3. Unsichere Integration („Die Verunsicherten“)
4. Gefährdete Integration („Die Abstiegsbedrohten“)
Zone der Prekarität
5. Prekäre Beschäftigung als Chance / temporäre Integration („Die Hoffenden“)
6. Prekäre Beschäftigung als dauerhaftes Arrangement („Die Realistischen“)
7. Entschärfte Prekarität („Die Zufriedenen“)
Zone der Entkoppelung
8. Überwindbare Ausgrenzung: („Die Veränderungswilligen“)
9. Kontrollierte Ausgrenzung / inszenierte Integration („Die Abgehängten“)

Abb. 1: (Des)Integrationspotenziale von Erwerbsarbeit (aus Dörre 2006: 184)

Begibt man sich auf die Suche nach Bezugspunkten von Prekarität, also nach den jeweils stabilen »Enden« bzw. »Ausgängen« nach »oben« oder nach »unten« (Kraemer 2014: 443) der instabilen Zwischenzone, spielt der Begriff der Normalität in der soziologischen Forschung eine wesentliche Rolle.

Und doch liefern die ›Integrierten‹ den ›Prekären‹ und ›Entkoppelten‹ mit ihren an Normalitätsansprüchen orientierten Jobs und Lebensstilen ein Leitbild, auf dessen Realisierung sich die Energien zumindest der agileren, halbwegs handlungsfähigen Gruppen in den Zonen der ›Nicht-Normalität‹ nach wie vor richten. (Brinkmann et al. 2006: 62)

Mit dieser Typologie wird nicht nur die Zone der Prekarität als das (bereits erwähnte) ›Dazwischen‹ kategorial ersichtlich, sondern es wird auch der zweite Pol (neben dem der Normalität³) im relationalen Bestimmungsgefüge deutlich: Die »Nicht-Normalität«. Dieser negative Gegenpol des Nicht-Normalen wird in der soziologischen Literatur in der Regel, wie auch im Zitat oben, entweder als Negativpendant zur Normalität bezeichnet oder auch weitgehend nur impliziert, selten aber näher bestimmt – im Gegensatz zum Pol der Normalität, der relativ klar definiert ist (vgl. zum Normalarbeitsverhältnis Mückenberger 1985; vgl. auch Hense 2018: 41–42). Viele Studien zu Verarbeitungsformen zeigen, dass sich Befragte im Hilfesystem an diesen

³ Dieser Begriff hat eine präskriptive und eine deskriptive Lesart, die jeweils nicht unabhängig voneinander sind (vgl. Link 2006; Sarangi 2001; Bredmar & Linell 2008; speziell bezogen auf die Soziale Arbeit Seelmeyer 2008, 2017).

gesellschaftlich diskursiv konstruierten Normalitätsfolien tatsächlich orientieren (Brinkmann et al. 2006: 55; Steckelberg 2010: 229; Grimm et al. 2013: 264, vgl. auch die Analysen in Abschnitt 5).

Neben dieser gesellschaftlichen Normalität (und deren Negativpendant der Nicht-Normalität) besteht m.E. eine weitere für das Konzept der Prekarität relevante Größe: Diese ist die Normalität im Sinne einer alltäglichen Realität der Betroffenen. Diese ›Realitätsnormalität‹ – so ergibt sich aus den Analysen der Gespräche unten – spielt für Fragen der Stabilisierung der Instabilität eine wesentliche Rolle und wird in Zusammenhang mit Prekarität bisher m.W. kaum als relevante Normalitätskategorie diskutiert. Dass diese Normalität (im Sinne einer alltäglichen Realität) vor allem in gesellschaftlich marginalisierten Gruppen von einer gesellschaftlichen Normalität abweicht, darauf hat Steckelberg (2010) in ihrer Untersuchung zu wohnungslosen Mädchen und jungen Frauen hingewiesen:

Diese alltäglichen Erfahrungen, die die wohnungslosen Mädchen und jungen Frauen aktuell auf der Straße wie auch im Laufe ihrer Biografie gemacht haben und noch machen, weichen von dem ab, was nach dominanten gesellschaftlichen Vorgaben als normal gilt. Die Untersuchungsergebnisse haben gezeigt, dass diese Diskrepanz in den Lebenswelten der Beforschten wirkmächtig ist. (Steckelberg 2010: 230)

Dies hat Implikationen für Integration und Anerkennung, wie Steckelberg betont, es hat aber m.E. auch Implikationen für das relationale Gefüge der Prekarität, weil damit zwei konkurrierende Begriffe von Normalität bestehen, die eigene Realitätsnormalität und hegemoniale, gesellschaftlich-diskursiv hergestellte Normalität.

Lebenslagen, die gemessen an Faktoren wie Einkommen oder sozial-rechtlichem Status prekär sind, müssen subjektiv nicht als prekär wahrgenommen werden (Kraemer 2014: 444; Dörre 2014: 5; Hense 2018: 78–115). Entsprechend unterscheiden sich Betroffene auch in ihrem Umgang mit einer prekären Situation, grob entweder durch Mobilisierung oder Stabilisierung gekennzeichnet.

Mobilisierung wird vor allem beobachtet bei der dauerhaften Anstrengung der Prekären, der Prekarität zu entgehen, indem stets versucht wird, Stabilität, Normalität, Teilhabe zu erreichen oder zu erhalten (Dörre 2014: 16). Dazu zeigen die Prekären eine »Dauermobilisierung« (Grimm et al. 2013: 250), die sich durch ein Suchen und Warten auszeichnet, verbunden mit »einer ›beständigen 'Stand-by-Haltung'«, um jederzeit flexibel auf neue

Erwerbschancen und Anforderungen reagieren zu können« (Grimm et al. 2013: 258; vgl. auch Dörre 2006).

Stabilisierung wiederum zeigt unterschiedliche Formen, die aber alle im Endeffekt darauf hinauslaufen, die instabile prekäre Situation als normal und stabil anzuerkennen. Eine solche Stabilität geht einher mit einer »Ausbildung einer spezifischen sozialen Mentalität«, einem »Bewusstsein des ›Dazwischen‹. [...] Für die überwiegende Zahl der Befragten unserer Studie [...] wird dieser [...] Status zur Normalität« (Grimm et al. 2013: 259). Dieses spezifische Bewusstsein bezeichnen Grimm et al. (2013: 261) als »Zwischenzonenbewusstsein«, das eine »Verarbeitungsstrategie der erlebten Unsicherheit« darstellt (Grimm et al. 2013: 262) und in einer »Stabilität in der Instabilität« zum Ausdruck kommt (Grimm et al. 2013: 265). Dies wird ähnlich auch in anderen Studien beobachtet:

Auf diese Weise sorgt die Konfrontation mit unsicheren Beschäftigungsverhältnissen nicht nur, wie Robert Castel (2000: 357) treffend formuliert, für eine ›Destabilisierung des Stablen‹. Indem sie die einen diszipliniert und den anderen elementare Voraussetzungen für Widerständigkeit und Gegenwehr nimmt, fördert sie zugleich eine eigentümliche ›Stabilisierung der Instabilität‹. (Brinkmann et al. 2006: 62, vgl. auch Dörre 2006: 188)

Ebenfalls stabilisierend wirken »sekundäre Integrationspotenziale« (Brinkmann et al. 2006: 59-60). Das sind »schwache, kompensatorische Formen gesellschaftlicher Integration, die entweder auf ›Normalisierungshoffnungen‹ oder auf einer Aufwertung partikularer Zugehörigkeiten und der Nutzung geborgter oder angesparter Ressourcen beruhen« (Dörre 2014: 9). Sekundäre Integration funktioniert z.B. durch Ethnie oder Geschlecht⁴ (vgl. Dörre 2006: 186–187). Eine solche Stabilisierung steht, wie die Analysen unten zeigen, in engem Zusammenhang zur Realitätsnormalität der Beteiligten, die von ihnen in unterschiedlicher Weise als Bezugspunkt für Normalität (im Gegensatz zu einer gesellschaftlichen Normalität) etabliert wird.

Um zusammenzufassen: Um Prekarität basierend auf den vorherigen Ausführungen (inter-)aktionsanalytisch operationalisieren zu können, verstehe

⁴ Beispielsweise wenn »sich Einzelhandels-Verkäuferinnen scheinbar vorbehaltlos in ihre Rolle als mehr oder minder zufriedene Zuverdienerinnen (Typ 7) fügen und damit eine stabile Partnerschaft und ein Existenz sicherndes Einkommen des Lebenspartners zur stillen Voraussetzung ihres eigenen, einer klassischen geschlechtsspezifischen Rollenteilung folgenden Arrangements machen« (Brinkmann et al. 2006: 59).

ich Prekarität als eine *Handlungskonstellation*, in der Beteiligte damit konfrontiert sind, dass ihre soziale Situation zwischen zwei Bezugspolen aufgespannt werden kann, aber mit keinem der Bezugspunkte in Deckung ist. Zudem ist die Situation von den Betroffenen kaum selbst zu beeinflussen und insofern durch Unsicherheit und Gefahr geprägt. Da in den nachfolgend untersuchten Gesprächen nicht nur Erwerbsarbeit thematisiert wird (wie überwiegend in der soziologischen Diskussion), spreche ich bezogen auf die Bezugspunkte (Normalität und Nicht-Normalität) nachfolgend allgemein von *Soll* und *Nicht-Soll*. Generell ist mit Soll eine gesellschaftlich bzw. kulturell diskursiv hergestellte Vorstellung von Normalität verbunden, die aber bezogen auf verschiedene Lebensbereiche und Gegenstände sehr unterschiedlich definiert sein kann. Diese beiden Pole sind als Gegenpole (gesellschaftlich, diskursiv konstituiert) miteinander verbunden und müssen analytisch rekonstruiert werden. Die je prekäre Situation liegt zwischen diesen beiden Bezugspunkten als Ist (Schwebelage, Dazwischen) und weicht vom Soll ab. Für eine dauerhafte Veränderung fehlen den Betroffenen die Machtressourcen weitgehend, was zu einer Dauermobilisierung und/oder zu einer Deutung ihrer Instabilität als dauerhaft und stabil führt.

Die Widersprüchlichkeit der prekären Konstellation ergibt sich durch unterschiedliche Normalitätsorientierungen (einer gesellschaftlichen, diskursiv hergestellten Normalitätsorientierung, ›Soll‹) mit ihrem negativen Gegenpol (›Nicht-Soll‹) und einer je spezifischen individuellen Normalität (Realitätsnormalität, ›Ist‹), die zwischen den Polen verortet ist. Prekäre Konstellationen kennzeichnet, dass beide Normalitätsorientierungen präsent sind bzw. in Vollzugssituationen von Wirklichkeit faktisch präsent und relevant gemacht werden und damit widersprüchliche Normalitätsorientierungen weitgehend aufrechterhalten werden, ohne dass für den Betroffenen ersichtlich oder beeinflussbar wäre, ob und wann diese doppelte Normalitätsorientierung aufgelöst werden kann.⁵

⁵ Es sind in dieser Hinsicht auch Handlungskonstellationen in ganz anderen Kontexten als prekär vorstellbar, in denen die Beteiligten in unterschiedlichen, aber gleichzeitig präsent gehaltenen Normalitäten und Realitäten agieren. Dies kann z.B. der Fall bei ethnografischer Forschung sein, in der man einerseits als Wissenschaftlerin (Soll) und andererseits (mit der Zeit) als Teil des Feldes oder auch als Beraterin (Ist) agiert und wahrgenommen wird. Auch hier ist man nicht selbst vollständig in der Lage, die Schwebelage zu beeinflussen, weil man immer auch auf den Feldzugang angewiesen ist, der in der Regel auf Widerruf gewährt wird.

3 Prekarität als Handlungskonstellation im Gespräch

Inwiefern können auch Gespräche durch eine solche prekäre Handlungskonstellation geprägt sein und inwiefern sind Prekarität im Gespräch und in sozialen Lebenssituationen vergleichbar? Zunächst sind Gespräche grundsätzlich prekär, weil sie stets ›unsicher‹ und ›unvorhersehbar‹ sind, weil sie u.a. von Vagheit geprägt und Gesprächspartner von Gegenseitigkeit abhängig sind, auf Hintergrunderwartungen angewiesen sind – kurz, weil Äußerungen indexikalisch und kontext-reflexiv sind (vgl. grundlegend Garfinkel 1967). Hier soll es nicht darum gehen, Gespräche generell auf Dimensionen von Vagheit oder Unsicherheit hin zu untersuchen, sondern Prekarität spezifischer als eine bestimmte Handlungskonstellation zu verstehen. Prekarität kann sich nicht nur auf soziale Lebenslagen, sondern auch auf kommunikative Situationen (hier: Gespräche) beziehen, wenn kommunikative Situationen die entsprechende Handlungskonstellation aufweisen. Das ist dann der Fall, wenn in Gesprächen verschiedene Norm(alitäts)vorstellungen (oder allgemeiner Soll und Ist) gleichzeitig, in konfligierender Weise als Orientierungspunkte von den Beteiligten relevant gesetzt werden und nicht ohne Weiteres aufgelöst werden (können). Eine prekäre Handlungskonstellation kann also im Gespräch kommunikativ etabliert werden und wird auch im Gespräch bearbeitet.

Prekarität als Handlungskonstellation in sozialen Lebenssituationen richtet sich auf soziale Positionen und Relationen gemessen an bestimmten (gesellschaftlich diskursiv etablierten) Normalitätsvorstellungen (z.B. LeiharbeiterIn im Verhältnis zu Normalarbeitsverhältnis, vgl. Abschnitt 2). Prekarität als Handlungskonstellation im Gespräch richtet sich auf kommunikative Positionierungen und Relationierungen im Gespräch, jeweils im Bezug zu gesellschaftlich-diskursiv hergestellten Norm(alität)en bzw. allgemeiner Solls, die als solche jeweils kommunikativ als gültig etabliert werden müssen.

Auch wenn die SozialarbeiterInnen in den Gesprächen gesellschaftliche Normalität kommunikativ reproduzieren, wenn sie sich an kulturell diskursiv hergestellten Normalitätsvorstellungen orientieren (vgl. zur Sozialen Arbeit als »Normalisierungsarbeit« Olk 1986; vgl. zur Diskussion in der Sozialen Arbeit Seelmeyer 2008, 2017; Schmidt 2012: 38–46; Seelmeyer & Kutscher 2015), sind also die beiden prekären Handlungskonstellationen nicht deckungsgleich: Im Gespräch agieren SozialarbeiterInnen als Norm-

instanzen, sie beanspruchen Deutungshoheit und bekommen sie zugestanden, wie die Analysen zeigen werden. In der prekären Lebenssituation der KlientInnen hingegen ist das Geflecht von Normalitäten, die gesellschaftlich-diskursiv bzw. über das Erleben der eigenen Realität relevant werden, vergleichsweise diffus und von verschiedensten subjektiven Deutungsmustern geprägt (vgl. dazu etwa Hense 2018). Bezogen auf die prekäre Lebenssituation ist auch der Hilfebezug nur ein Element unter vielen und letztlich auch der Einfluss der SozialarbeiterInnen begrenzt.

Auch bezogen auf Machtressourcen unterscheiden sich die beiden Handlungskonstellationen. Eine prekäre Handlungskonstellation in der sozialen Lebenswirklichkeit ist, neben den bestehenden widersprüchlichen Orientierungen, durch mangelnde Machtressourcen gekennzeichnet. Bezogen auf Gespräche sind Kategorien wie Macht, Dominanz oder A-/Symmetrie immer wieder problematisiert worden (u.a. Linell & Luckmann 1991; Brock & Meer 2004; Meer 2011), weil sich institutionelle, soziale Hierarchie- oder Machtkonstellationen und A-/Symmetrien im Gespräch analytisch als nicht statisch zeigen (was die Konzepte aber suggerieren), weil sich solche Macht-/Dominanzverhältnisse in Gesprächen auch umkehren können (dominante/r hierarchieniedrige/r GesprächspartnerIn), weil sie kommunikativ an verschiedenen Kriterien gemessen werden können (Rederechtvergabe, Redezeit, Stil, Wissen usw.), die in je verschiedenen Situationen je Unterschiedliches über die Gesprächsmacht aussagen können, und weil sie u.a. auch im Gespräch von allen Beteiligten hergestellt und damit zu einem gewissen Grad ausgehandelt werden. Brock und Meer (2004: 202) sprechen daher im Gegensatz zu »Vorstellungen einer stringenten einseitigen Unterdrückung« von einem »institutionell und diskursiv strukturierte[n] Möglichkeitsfeld, das für alle Beteiligten Wahlmöglichkeiten, gleichzeitig aber auch deutliche Grenzen vorsieht« (Brock & Meer 2004: 200). Das bedeutet selbstverständlich nicht, dass sich soziale Verhältnisse von Ungleichheit nicht in Gesprächen niederschlagen würden, das bedeutet aber, dass diese jeweils sehr situationsspezifisch ihren Niederschlag finden und sprachliche und außersprachliche Zusammenhänge jeweils analytisch genau rekonstruiert werden müssen. Bezogen auf Fragen nach Prekarität im Gespräch bedeutet das – und das bestätigen die Analysen unten –, dass jeweils rekonstruiert werden muss, wie sich soziale Abhängigkeiten kommunikativ niederschlagen und wie sie jeweils ausgehandelt werden, im Zusammenhang mit Prekarität vor allem bezogen auf die kommunikativ

gemeinsame Etablierung der (widersprüchlichen) Bezugspunkte (Soll, Nicht-Soll) und den Handlungsspielräumen im Umgang damit.

Berücksichtigt man die genannten Unterschiede, haben wir es also mit verschiedenen prekären Handlungskonstellationen zu tun (in der Lebenssituation der KlientInnen und im Gespräch selbst), denen die KlientInnen begegnen und die jeweils unterschiedliche Reichweite auf die Gesamtsituation der KlientInnen haben und insofern auch unterschiedliche Machtkonstellationen mit sich bringen. Prekarität als Handlungskonstellation in der sozialen Lebenswirklichkeit ist für die hier untersuchten Gespräche eine Voraussetzung, mit den Gesprächen soll diese Prekarität bearbeitet werden.⁶ Prekarität als Handlungskonstellation im Gespräch entsteht durch das kommunikative Etablieren verschiedener Bezugspunkte (hier zur Bewertung der Situation der KlientInnen zwischen Soll und Nicht-Soll) und wird auch im Gespräch kommunikativ bearbeitet. Beide prekären Handlungskonstellationen werden in den untersuchten Gesprächen relevant: Die prekäre Lebenssituation wird offen thematisiert und Maßnahmen ihrer Bearbeitung offen diskutiert, die Prekarität im Gespräch wird nicht explizit (u.U. unbemerkt) etabliert und auch nicht explizit (u.U. unbemerkt) kommunikativ bearbeitet.

Prekarität in sozialen Lebenslagen bringt verschiedene Verarbeitungsformen mit sich (vgl. Abschnitt 2), die wie dargestellt über Interviews rekonstruiert werden können. In prekären kommunikativen Situationen zeigen sich aufgrund der prekären Handlungskonstellation vergleichbare Voraussetzungen, hier aber kann man *Prekarität in Aktion* beobachten. Wie die Analysen unten zeigen, finden sich auch im Gespräch die bereits für außerhalb von Gesprächen bekannten Verarbeitungsformen von Prekarität. Diese Verarbeitungsformen lassen sich in den Gesprächen in ihrem Prozess verfolgen und differenzieren, somit lässt sich zeigen, wie Prekarität bearbeitet wird.

⁶ Dass in den Gesprächen ebenfalls über die prekäre Lebenssituation der KlientInnen gesprochen wird, trifft auf die hier untersuchten Gespräche zu, ist aber vermutlich keine Voraussetzung für eine prekäre Handlungskonstellation im Gespräch.

4 Fragestellung, Daten und Methode

Ausgehend von diesen Bestimmungen von Prekarität werde ich nachfolgend mit einem gesprächslinguistischen Zugang (vgl. Deppermann 2008; Pick 2017) Gespräche in der Wohnungslosenhilfe untersuchen, deren KlientInnen von Prekarität betroffen sind. Gespräche in der Sozialen Arbeit generell sind kaum Gegenstand linguistischer Forschung (vgl. aber Hitzler & Messmer 2008; Messmer & Hitzler 2011; Hall et al. 2014; Dobslaw 2018). Zu Hilfeplangesprächen liegen bisher einige wenige gesprächslinguistische Ergebnisse vor, vor allem zur Hilfeplanung in der Jugendhilfe (vgl. Greschke et al. 2010; Messmer & Hitzler 2011; Hitzler 2012). Gespräche in der Wohnungslosenhilfe sind bislang kaum systematisch untersucht (vgl. aber Petrenko 2016, 2017; Planitzer 2018). Zur Gruppe der ›Entkoppelten‹ gibt es ebenfalls kaum linguistische Untersuchungen, Dörre (2006: 184) bezeichnet die »›Abgehängten‹ als »ausgesprochen ›mikrofonscheu‹« (vgl. aber zur Kommunikation einer Gruppe überwiegend Erwerbsloser in ihrer Alltagswelt Steen 2015, 2020).

Die hier untersuchten Gespräche sind Teil eines Korpus, das an der TH Köln in Zusammenarbeit mit Studierenden des Masters Beratung und Vertretung im Sozialen Recht entsteht. Dieses Korpus besteht aus Gesprächen aus verschiedenen Feldern der Sozialen Arbeit. Der Beitrag arbeitet mit insgesamt 10 Gesprächen aus der Wohnungslosenhilfe aus diesem Korpus. Einige dieser untersuchten Gespräche sind Hilfeplangespräche (nach SGB XII, Kapitel 8), andere sind regelmäßig stattfindende Beratungsgespräche im Zusammenhang mit der Sozialhilfe (Maßnahmen, Auszahlung etc.).⁷

Die Transkription der Gespräche erfolgte nach HIAT (vgl. Rehbein et al. 2004). Die meisten der 10 Gespräche dauern ca. eine halbe Stunde, das kürzeste 12 Minuten, das längste etwas über eine Stunde. Beteiligt sind ausgebildete SozialarbeiterInnen und deren wohnungslose KlientInnen. In allen Gesprächen kennen sich die Beteiligten bereits. In den unten gezeigten 6 Gesprächen sind jeweils unterschiedliche KlientInnen und insgesamt 5 verschiedene SozialarbeiterInnen beteiligt, zwei Gespräche (Beispiel 1 und 6) führt derselbe Sozialarbeiter.

⁷ Die Aufnahmen der hier untersuchten Gespräche sowie weitestgehend auch die Transkription der Gespräche haben Lydia Planitzer und Alina Petrenko erstellt. Dafür möchte ich beiden herzlich danken.

Die Gespräche, die ich hier untersuche, sind alle in Deutschland erhoben worden und stehen im Kontext der Sozialgesetzgebung (SGB). Die Gesetze »verfolgen den Zweck, Personen in besonders schwierigen Lebensverhältnissen mit meist komplexem Hilfebedarf eine auf die besonderen Bedürfnisse abgestimmte Hilfe zukommen zu lassen, die es ihnen ermöglichen soll, ihr Leben wieder weitestgehend eigenverantwortlich zu führen und an dem gemeinschaftlichen Leben teilzunehmen (vgl. §9 Abs 1 SGB I)« (Kaiser 2019). Damit sind die untersuchten Gespräche ein Teil sozialstaatlicher Maßnahmen, um die prekäre Lebenssituation der KlientInnen zu bearbeiten. Dabei arbeiten SozialarbeiterInnen ihrem Selbstverständnis nach klientenzentriert (Deutscher Berufsverband für Soziale Arbeit e.V. 2014: 24–27), müssen aber auch die Mitarbeit der Beteiligten sicherstellen (bezogen auf das SGB XII, unter das die meisten hier untersuchten Gespräche fallen, vgl. z.B. §2 Abs. 4 DVO §69 SGB XII). Dies erzeugt für die SozialarbeiterInnen häufig widersprüchliche Anforderungen, die etwa Oevermann (2013: 138) als nicht auflösbar ansieht: »Die Professionalisierung von Hilfe (im Focus 1) lässt sich mit der Professionalisierung von Kontrolle (im Focus 2) nicht unter einen Hut bringen« (vgl. zu rechtlichen und institutionellen Rahmenbedingungen der hier untersuchten Gespräche Pick 2020). Die KlientInnen sind in diesen Gesprächen EmpfängerInnen staatlicher Hilfen, es wird fortlaufend anhand ihrer aktuellen Lebenssituation in den Gesprächen mit ihnen überprüft, ob die Hilfen noch passend sind, also weitergeführt, angepasst oder gekürzt werden sollten. In solchen Gesprächen sind es typischerweise nicht die SozialarbeiterInnen, die über die Hilfen entscheiden, sondern diese leiten ihre klientenbezogenen Einschätzungen und Empfehlungen an öffentliche Träger weiter, die (ohne Kontakt zu KlientInnen) darüber entscheiden. Insofern sind die KlientInnen für die Fortschreibung ihrer Hilfen von der Einschätzung ihrer SozialarbeiterInnen abhängig.

Anhand der Gespräche werde ich zweierlei zeigen: Zum einen wird die prekäre Lebenssituation der KlientInnen in diesen Gesprächen verhandelt und es lässt sich beobachten, wie sie ihre Situation bewerten und verarbeiten, welche Normalitäten sie dazu relevant setzen und wie sie sich darauf bezogen kommunikativ positionieren. Zum anderen wird gezeigt, dass die (meisten der) hier untersuchten Gespräche selbst eine prekäre Handlungskonstellation für die KlientInnen erzeugen, weil verschiedene Bezugsnormalitäten (Soll und Ist) als gleichzeitig handlungsleitend etabliert werden und sie die doppelte Orientierung nicht selbst auflösen können.

Anhand dieser Daten kann also die *Verarbeitung* (bezogen auf Prekarität in der Lebenssituation) und die *Bearbeitung* von im Gespräch etablierter Prekarität im Handlungsvollzug beobachtet werden, was differenzierte Einblicke zum Umgang mit prekären Handlungskonstellationen erlaubt.

Fragestellungen dieses Beitrags sind also a) wie sich KlientInnen bezogen auf ihre prekäre Lebenssituation kommunikativ positionieren (*welche* Bezugspunkte machen sie in welcher Weise für sich relevant?) und b) wie sie in einer prekären Gesprächssituation kommunikativ mit Prekarität umgehen (*wie* werden verschiedenen Bezugspunkte etabliert und miteinander/ gegeneinander in ein Verhältnis gesetzt, wie wird Prekarität prozessual bearbeitet?).

5 Analysen

Nachfolgend werden anhand von sechs kurzen Beispielen aus unterschiedlichen Gesprächen die in Abschnitt 4 genannten Fragestellungen bearbeitet. Die beiden analytischen Perspektiven werden anhand der ersten beiden Beispiele zunächst eingeführt und diskutiert, bevor weitere Beispiele folgen. Aufgrund der relativ geringen Datengrundlage von 10 Gesprächen haben diese Ergebnisse den Status einer ersten Exploration, die hier gefundenen Bearbeitungsformen müssten mit mehr Daten noch weiter systematisiert werden.

Beispiel 1: Konstanter Bezugspunkt für Normalität

Der folgende Ausschnitt (1) stammt aus einem Hilfeplangespräch, das in einem Wohnheim für wohnungslose Männer stattfindet, in dem der Klient seit fast zwei Jahren lebt.

Ausschnitt 1

[9]	SA		Also es ist nicht so ordentlich, Würden Sie sich grundsätzlich als eher
	KL	mal besser aus,	
[10]	SA	ordentlich, oder... ((1,1s)) Neigen Sie zu totaler Vermüllung?	
	KL	'm'm'	Das ist bei mir ähm so wie s
[11]	KL	mir geistig geht, So ähm wirkt sich das dann auch auf die Wohnung aus, Also ich sage mal	

In diesem Ausschnitt erkundigt sich der Sozialarbeiter (SA) nach dem Zustand des Zimmers seines Klienten (KL) und etabliert damit das Thema (»Ähm ((2,2s)) was ich zum Beispiel gar nicht weiß ist, wie s in Ihrem Zimmer aussieht«, Fl. 8, nicht abgebildet). Nachdem der Klient mit »nicht so ordentlich« eine erste Bewertung vornimmt, greift der Sozialarbeiter diese Bewertung auf und setzt daraufhin die beiden Pole des Normalitätskontinuum: »ordentlich« (Soll, Normalität) – »totale Vermüllung« (Nicht-Soll, Nicht-Normalität, Fl. 9–10). Der Klient stellt den Zustand seines Zimmers in Abhängigkeit zu seinem psychischen Befinden. Er legt sich also bezogen auf sein Ordnungsverständnis nicht fest, zeichnet aber beide Orientierungen, die eines ordentlichen Zimmers, wenn es ihm gut geht, und die eines nicht ordentlichen Zimmers, wenn es ihm schlecht geht, als für ihn bekannt und relevant. Mit »nicht so ordentlich« (Ist) legt er den vom Soll abweichenden Zustand zwischen die beiden vom Sozialarbeiter genannten Soll- und Nicht-Soll-Pole. Er kennt also sowohl das Soll, als auch ein graduell abweichendes Nicht-Soll. Dies ist Ausdruck seiner prekären Lebenssituation, dass er beide Zustände (Soll, Nicht-Soll) kennt und beide Normalitäten für ihn gültig sind.

Anstatt nun weiter selbst die Norm eines ordentlichen Zimmers aufrechtzuerhalten, drängt der Sozialarbeiter nach einer erzählenden Episode des Klienten nun weiter auf eine Bewertung des Klienten. Er fordert ihn auf, sich auf eine Normalitätsorientierung festzulegen. Dies tut er, indem er ihm eine bestimmte (an gesellschaftlichen Standards orientierte) Perspektive auf sein unordentliches Zimmer nahelegt (Fl. 18–20, Ausschnitt 2).

Ausschnitt 2

[18]	SA				Jä Ja, ich habe auch so, so ein
	KL	Ahnung, dann (will) ich nur schlafen und weg sein,			
[19]	SA	bisschen den ((ea_1,5s)) ahh • den Eindruck • dass Sie gar nicht so wollen, dass man da			
[20]	SA	so reinguckt,	Ja	Ja	((3,1s)) Das ist doch
	KL	Ist auch so, Ist mir peinlich, unangenehm, ((lacht))			
[21]	SA	immerhin schon mal was...			
	KL	Weil ich ja	weiß ich ähh • • so • das kann ich eigentlich/ also so kann ich		

Diese vom Sozialarbeiter geforderte negative Bewertung der Situation seines unordentlichen Zimmers liefert der Klient prompt (Fl. 20) und zeigt damit

eine Orientierung an gesellschaftlichen Normalitätsstandards, deren Nichterreichen ihm »peinlich, unangenehm« ist. Diese Normalitätsorientierung goutiert der Sozialarbeiter positiv (Fl. 20–21), worauf der Klient diese weiter elaboriert. Daran schließt eine pädagogisierte Lösungsentwicklung an, in der der Sozialarbeiter anbietet, ihn regelmäßig zu besuchen und das Thema Ordnung dabei mit ihm auch praktisch anzugehen.

Dieses Beispiel zeigt einen Klienten, der sich an der gesellschaftlich etablierten Normalität (Soll) orientiert und seine Anstrengungen darauf richtet, diese (wieder) zu erreichen. Er ist ein typischer Fall eines »Veränderungswilligen«, dessen Anstrengungen sich auf das Leitbild der »Integrierten« und deren Normalitätsansprüche richtet (vgl. Brinkmann et al. 2006: 62). In diesem Gespräch werden zwei tendenziell widersprüchliche Normalitätsorientierungen vom Sozialarbeiter etabliert: Diejenige an gesellschaftlichen Normalitätsvorstellungen (ordentliches Zimmer) und ihr Gegenpol (totale Vermüllung) sowie die subjektive und objektive Normalitätsrealität des Klienten, die sich je nach psychischem Befinden des Klienten unterschiedlich darstellt (Wie sieht sein Zimmer aus? Wie steht er zu einem unordentlichen Zimmer?).

In diesem Ausschnitt wird das Selbstverständnis der Sozialen Arbeit als »Normalisierungsarbeit« deutlich (vgl. Abschnitt 3), die der Sozialarbeiter durch seine Orientierung an gesellschaftlichen Normalitätsstandards umsetzt. Gleichzeitig aber deutet sich in diesem Beispiel an, dass auch die Perspektive des Klienten als Bezugspunkt einer Bewertung potenziell relevant ist. Dies ist einerseits mit dem Selbstverständnis der Sozialen Arbeit zu erklären, in der Klientenzentrierung und Hilfe zur Selbsthilfe wichtige Arbeitsweisen sind (Deutscher Berufsverband für Soziale Arbeit e.V. 2014: 24–27), andererseits aber auch sachlogisch, weil es letztlich darum geht, die Situation des Klienten zu verändern, was nicht ohne Kenntnis seiner Ausgangslage, seiner Mitarbeit und seinem Dafürhalten möglich ist.

Dieses erste Beispiel zeigt die Besprechung der prekären Lebenssituation des Klienten und die verschiedenen hier kommunikativ etablierten Bezugspunkte (Soll, Nicht-Soll, Ist). Es zeigt aber noch *keine* prekäre Handlungskonstellation des Gesprächs selbst, denn die verschiedenen Bezugspunkte werden hier nicht in widersprüchlicher Weise relevant gesetzt (im Kontrast zu den Beispielen unten). Hier wird also Prekarität kommunikativ *verarbeitet* (im Sinne einer Dauermobilisierung bezogen auf seine Lebenssituation, den Soll-Bezugspunkt zu erreichen), aber nicht *bearbeitet*, weil im Gespräch keine prekäre Handlungskonstellation etabliert wird.

Beispiel 2: Wechseln der Bezugspunkte für Normalität

Das folgende Beispiel ist ebenfalls ein Hilfeplangespräch mit einem veränderungswilligen Klienten. Es findet in einer Wohneinrichtung statt, in der er übergangsweise wohnen kann. Dieser aber orientiert sich anders als der Klient in Beispiel 1 nicht an dem von der Sozialarbeiterin aufgespannten Normalitätskontinuum (Soll, Nicht-Soll), sondern entwickelt aus seiner Normalitätsrealität heraus eine eigene Vorstellung eines Ziels. Konkret geht es um die Frage, welche Wohnform der Klient nach seinem Aufenthalt in der befristeten Wohneinrichtung, in der das Gespräch stattfindet, wählen will bzw. sollte (hier nur in wenigen Zitaten wiedergegeben, vgl. Pick 2020 für eine ausführliche Analyse). Die Sozialarbeiterin hält betreutes Wohnen für ihn für »das Richtige« (Soll) (Fl. 193), der Klient hingegen möchte einen Wohnwagen auf einem Campingplatz zuerst mieten und wenn möglich später kaufen. Mit dieser eigenen Vorstellung des Klienten zur Überwindung seiner prekären Wohnsituation steckt er sich ein aus seiner Realität (Ist) heraus erreichbares und erstrebenswertes Ziel. Dieser Klient zeigt also eine Verarbeitungsform seiner prekären Lebenssituation, die zwar mit einem Veränderungswillen einhergeht, der sich aber auf ein Ziel richtet, das nur aus der Realität (Realitätsnormalität) des Klienten heraus als erstrebenswert bewertet werden kann, nicht aber generell aus einem gesellschaftlich-diskursiven Normalitätsverständnis heraus, das die Sozialarbeiterin etabliert. Diese Verarbeitungsform von Prekarität wendet sich also von gesellschaftlichen (bzw. hier sozialarbeiterischen) Normalitäten ab und steckt eigene, erreichbarere Ziele. Der Klient zeigt also Formen sekundärer Integration, in der eine prekäre Realität als Normalität umgedeutet wird. Im Beispiel setzt er den Wohnwagen (sein Soll) mit einer Wohnung (Soll, das die Sozialarbeiterin relevant setzt) gleich: »da habe doch/ da habe ich eine Wohnung, Ist ja alles eingerichtet« (Fl. 322).

Hier wird nun darüber hinaus auch eine prekäre Handlungskonstellation im Gespräch ersichtlich. Denn sowohl die Sozialarbeiterin als auch der Klient orientieren sich beide an beiden Bezugspunkten für Normalität (Wohnung und Wohnwagen). Die Sozialarbeiterin setzt in ihrer institutionsrepräsentierenden Rolle eine gesellschaftliche Normalität relevant (Fl. 193 »Und ich glaube, ich glaube persönlich, dass ein betreutes Wohnen • auch wirklich das Richtige für Sie wäre.«; Fl. 348 »Es wäre glaube ich schöner für Sie ne richtige eigene Wohnung zu haben.«). Gleichzeitig aber ermutigt sie den Klienten, die Adresse vom Campingplatz zu behalten (Fl.

336 »Schmeißen Sie auch nicht weg, das behalten Sie«) und hält damit in klientenzentrierter Haltung auch seine Bezugsvorstellung als relevant aufrecht.

Ausschnitt 3

[348]			
SA (w)		Es wäre glaube ich schöner für Sie ne richtige eigene Wohnung zu haben,	
KL (m)	äh Gas...		Ja, das auf
[349]			
SA (w)	Ne?	Ja. Wie sieht s denn aus mit dem/ mit Ihrer • • Psyche?	
KL (m)	jeden Fall, Viell/ ja vielleicht,		

Auch der Klient zeigt in diesem Gespräch sowohl eine Orientierung an seiner eigenen Vorstellung, indem er zunächst alle anderen Optionen ausschließt und immer wieder auf den Wohnwagen zu sprechen kommt (zuletzt noch einmal in der Gesprächsbeendigung, in der noch Formalien erledigt werden). Ebenfalls orientiert er sich an der gesellschaftlichen Normalität (Fl. 196 »(Aber) ich meine, das [betreutes Wohnen, I.P.] könnte ich eigentlich machen, ne, Also besser wär s für mich«).

Seine widersprüchliche Orientierung wird besonders deutlich an den Stellen, an denen die Sozialarbeiterin klar auf ihre Sollvorstellung hin orientiert ist (Fl. 348–349, Ausschnitt 3), die er zuerst bestätigt und gleich darauf relativiert (»Ja, das auf jeden Fall, Viell/ja vielleicht«). Der Klient bearbeitet diese prekäre Gesprächssituation also damit, dass er sich wechselweise an beiden Bezugspunkten orientiert und sich im Endeffekt nicht auf einen festlegt. Dieser Klient zeigt also eine Dauermobilisierung im Gespräch (wechselnde Bezugsorientierungen) und Formen sekundärer Integration in seiner Lebenssituation (Anpassung des Ziels auf Realitätsnormalität).

Zwischenfazit: Zur Unterscheidung von Prekarität als Handlungskonstellation im Gespräch und in der Lebenssituation

Um die Unterscheidung der beiden Untersuchungsperspektiven nochmals deutlich zu machen, möchte ich diese anhand der ersten beiden Beispiele aufzeigen und diskutieren: Außerhalb des Gesprächs befinden sich beide Klienten in einer prekären Lebenssituation, ihre Realität (unordentliches Zimmer, übergangsweise, befristete Wohnsituation) weicht von gesellschaftlichen Normalitätsstandards ab (Soll, ordentliches Zimmer, eigene, dauerhafte Wohnung), die von den SozialarbeiterInnen, aber auch den

KlientInnen, reproduziert und kommunikativ relevant gesetzt werden. Zudem ist ihre Lebenssituation für beide Klienten problematisch, weil Ist und Soll nicht in Deckung sind, beide Normalitäten aber für die Klienten relevant sind (Realitätsnormalität und Sollnormalität). Beide sind veränderungswillige Klienten, zeigen aber in ihren Verarbeitungsformen unterschiedliche Strategien. Der Klient in Beispiel 1 orientiert sich an einer gesellschaftlichen Normalität als Bezugspunkt, der Klient in Beispiel 2 etabliert ein eigenes Soll, das von einer gesellschaftlichen Normalität abweicht, das aber aus seiner Normalitätsrealität heraus erreichbar und akzeptabel ist.

Die Gespräche hingegen zeigen sich bezogen auf ihre Prekarität unterschiedlich: Beispiel 1 zeigt keine prekäre Gesprächssituation, Beispiel 2 zeigt eine prekäre Gesprächssituation. Die Gespräche unterscheiden sich wie folgt: In Beispiel 1 werden keine widersprüchlichen Bezugspunkte kommunikativ relevant gesetzt. Dadurch, dass der Klient sich an der Normalitätsorientierung des Sozialarbeiters orientiert und beide geteilte Bewertungen und Ziele zur Situation haben, gibt es keine Widersprüchlichkeiten. Man könnte auch sagen, dass der Klient sich bezogen auf seine Rolle im Gespräch im Soll befindet. Dass dieser Klient sehr »mitarbeitwillig« ist, expliziert der Sozialarbeiter sowohl im Laufe des Gesprächs (Fl. 165): »Sie äh ((ea)) • sind eigentlich • sehr zur, zur Zusammenarbeit bereit«, als auch im Nachgespräch zur Aufnahme. Dazu schreibt Planitzner (2018: 40), die dieses Gespräch im Hinblick auf die Zielüberprüfung untersucht: »Der Sozialarbeiter beschreibt seine [des Klienten, I.P.] kognitiven Fähigkeiten im Vergleich mit anderen Bewohnern als überdurchschnittlich (hat Abitur, begann ein Studium). [...] Außerdem zähle er zu den wenigen krankheitseinsichtigen Bewohnern.« In Beispiel 2 hingegen etablieren beide Beteiligte sowohl die gesellschaftliche Normalität, die die Sozialarbeiterin als Bezugspunkt einbringt (Soll, betreutes Wohnen) als relevante Orientierung als auch die davon abweichende, aus der Normalitätsrealität des Klienten resultierende Orientierung (Soll, Wohnwagen mieten und kaufen). Insofern befindet sich der Klient in diesem Gespräch (Beispiel 2) in einer Handlungskonstellation, in der zwei widersprüchliche, aber gleichzeitig geltende Normalitätsorientierungen bestehen. Der Klient löst diese, indem er sich wechselweise an beiden orientiert.

Diese Beobachtungen zeigen noch einmal die Notwendigkeit der analytisch getroffenen Unterscheidung zwischen Prekarität als Handlungskonstellation in der Lebenssituation des Klienten und Prekarität als Handlungskonstellation im Gespräch. Eine solche Unterscheidung ist aus zwei

Gründen wichtig: Einerseits aus empirischer Perspektive, weil sich die Verarbeitungsformen bezogen auf Prekarität der Lebenssituation und jene von Prekarität im Gespräch bei denselben Klienten nicht zwangsläufig decken. Andererseits aber auch konstellativ (vgl. Abschnitt 3), denn in den Gesprächen ist der Sozialarbeiter die Norminstanz, setzt also für den Klienten unterschiedliche Normalitätsorientierungen relevant, beansprucht Deutungshoheit und bekommt sie letztlich auch weitgehend vom Klienten zugestanden (Planitzer 2018; Pick 2020). In der prekären Lebenssituation hingegen, ist das Geflecht von Normalitäten und Norminstanzen komplexer und die Sozialarbeitenden bzw. das Hilfesystem nur ein Bestandteil dieses Geflechts.

Die folgenden Beispiele zeigen weitere Verarbeitungsformen von prekären Lebenssituationen und andere kommunikative Strategien von KlientInnen in einer prekären Gesprächssituation, die stärker auf eine Stabilisierung im Gespräch ausgerichtet sind.

Beispiel 3: Stabilität in der Instabilität durch Desambiguieren der Bezugspunkte

Auch das folgende Beispiel (Ausschnitt 4) zeigt eine veränderungswillige Klientin, die sich an einer anderen Normalitätsvorstellung als die Sozialarbeiterin orientiert. Bei dieser Klientin handelt es sich um eine junge Schwangere, die eine langjährige Erfahrung in Einrichtungen der Sozialhilfe hat und die (vor dem Hintergrund dieser Realitätsnormalität, Ist) aus dem Hilfesystem herauskommen möchte. In diesem Fall sieht die Sozialarbeiterin den Bezugspunkt (Soll) für die Klientin in der Inanspruchnahme von Hilfsangeboten, die Klientin hingegen lehnt diese Angebote ab und möchte andere Angebote, die außerhalb des Hilfesystems liegen, wahrnehmen (Soll der Klientin). Hier zeigt sich also bezogen auf die Verarbeitung ihrer prekären Lebenssituation eine ähnliche Strategie wie in Beispiel 2 durch Etablierung eines eigenen Solls.

Dadurch, dass in diesem Gespräch beide Orientierungen aktiv sind und von der Sozialarbeiterin relevant gesetzt werden und die Klientin nicht offen widerspricht bzw. widersprechen kann, besteht eine prekäre Gesprächssituation. Zu deren Bearbeitung verfolgt die Klientin eine andere Strategie als bisher gesehen, indem sie sich konsequent an einer der beiden Bezugsnormalitäten orientiert (ihrer eigenen) und diese relevant setzt. Dazu nutzt

die Klientin die doppelte Orientierung der Sozialarbeiterin und desambiguiert diese konsequent in eine klientenzentrierte, die auf ihre eigene Soll-Normalität hin ausgerichtet ist.

Die Sozialarbeiterin möchte die Klientin in eine Maßnahme (Gesprächskreis für junge Schwangere) schicken (Soll). Damit setzt sie ihre Orientierung zwar relevant, überlässt aber gleichzeitig auch der Klientin die Entscheidung, ob sie mit ihrer Situation klarkommt (Fl. 199, Ausschnitt 4) und ob sie dieses Angebot wahrnehmen will (Fl. 199; 203). In Fläche 199 spricht sie mit der Stimme der Klientin, womit sie hier (auch) sprachlich eine klientenzentrierte Arbeitsweise performt.

Ausschnitt 4

[199]	SA	jetzt? Wie komm ich damit klar? Ich bin noch ziemlich jung." • Ähm...	
	KL		Aber damit hab ich
[200]	SA		Genau. S ham sie mir auch
	KL	mich schon abgefunden, das brauch ich ja alles nisch mehr.	
[201]	SA	erzählt und im Grunde genommen sind Sie ja hier auch in ner Wohngruppe, wo man sacht,	
	KL	Ja.	
[202]	SA	wir kochen mal zusammen oder wir sitzen mal zusammen, wir können	
	KL	Ja deswegen, das is ja eigentlich alles das Gleiche.	
[203]	SA	sprechen • Sie entscheiden...	Genau! Genau.
	KL	Ich frag sie morgen einfach nochmal wie das alles	abläuft da und dann • sag
[204]	SA		Genau. Das entscheiden Sie.
	KL	ich, isch möcht da nicht hin. So. Weil das is äh... Ich will eigentlich was anderes machen.	

Damit gelten also beide Soll-Orientierungen in diesem Gespräch als gültige Bezugspunkte. Die Klientin lehnt diese Idee ab, hört sich aber zunächst das Angebot der Sozialarbeiterin (erneut) an, schließt aber sogleich mit ihrer eigenen Einschätzung an (Fl. 199), nicht zum ersten Mal, wie sich zeigt. Dieselbe Strategie zeigt sie kurz später nochmals, wenn sie zwar die Vorgabe erfüllt (»Ich frag morgen nochmal...«, Fl. 203), dann aber ihre eigenen Vorstellungen durchsetzt (»und dann sag ich, isch möchte da nicht hin.«, Fl. 204). Sie ist damit hier erfolgreich, denn die Sozialarbeiterin gesteht ihr tatsächlich die Orientierung an ihrem eigenen Bezugspunkt zu (Fl. 204).

Wir sehen also hier eine Handlungsstrategie für den Umgang mit Prekarität, die sich im Gegensatz zu derjenigen in Beispiel 2 durch mehr Stabilität, also weniger Wechsel zwischen den Bezugspunkten, kennzeichnet. Damit zeigt sie Bearbeitungsformen von Stabilität in der Instabilität. Stabilität erzeugt die Klientin, indem sie nicht beide Bezugsnormalitäten gleichzeitig, sondern klar ihre eigene verfolgt. Dazu nutzt sie geschickt, dass ihr in der prekären Gesprächssituation beide Bezugspunkte zur Verfügung stehen, weil die Sozialarbeiterin neben ihrer (an institutionellen, gesellschaftlichen Vorstellungen orientierten) Normalitätsperspektive auch die der Klientin als gültig etabliert. Dennoch muss sich die Klientin auch mit der Bezugsnormalität der Sozialarbeiterin auseinandersetzen, indem sie diese immer auch zur Kenntnis nimmt (Anhören der Sozialarbeiterin und Informieren über das Angebot) und erst anschließend ablehnt. Auch im weiteren Gesprächsverlauf muss die Klientin Zugeständnisse an die Orientierung der Sozialarbeiterin machen, denn nicht immer kommt sie mit ihrer Strategie durch (z.B. beim Wunsch aus der Einrichtung auszuziehen und eine eigene Wohnung zu haben). Dies zeigt, wie sehr sie im Endeffekt auf die Mitarbeit der Sozialarbeiterin angewiesen ist und wie fragil ihre kommunikative Handlungsmacht ist.

Beispiel 4: Stabilität in der Instabilität durch gleichzeitige Orientierung an beiden Bezugspunkten

Die folgenden Beispiele (Beispiele 4–6) zeigen Klienten, die bezogen auf die in den Ausschnitten behandelten Themen keinen Veränderungswillen in ihrer Lebenssituation anzeigen und dies weitgehend aufrechterhalten. Diese Klienten zeigen Verarbeitungsformen ihrer prekären Lebenssituation, in denen sie ihre aktuelle Situation, also Realitätsnormalität (Ist), weitgehend als Soll etablieren. Diese Realitäten liegen zum Teil weit entfernt vom sozialarbeiterisch etablierten Soll und von gesellschaftlichen Normalitätsvorstellungen. Da in allen Beispielen die Verarbeitungsformen der prekären Lebenssituationen ähnlich sind, fokussiere ich nachfolgend jeweils auf die unterschiedlichen Bearbeitungsstrategien der prekären Gesprächssituationen.

Im folgenden Beispiel (Ausschnitte 5 und 6) zeigt der Klient weder wechselnde Orientierungen (wie in Beispiel 2), noch desambiguiert er in

eine Richtung (wie in Beispiel 3), sondern er bearbeitet beide Normalitätsorientierungen gleichzeitig und kann so die Anforderungen der Sozialarbeiterin einer Orientierung an gesellschaftlicher Normalität (Soll) erfüllen, gleichzeitig aber (temporär) auch seine eigene Realitätsnormalität (Ist = Soll) relevant setzen. Dies tut er, indem er auf die Aufforderung der Sozialarbeiterin in Fläche 55: »Was soll denn noch passieren? Vielleicht gesundheitlich • was?« (nicht abgebildet) zwar eine Problemdarstellung liefert, die gemessen an gesellschaftlichen Normalitätsorientierungen ein Problem darstellt (Fl. 56–60 »Was noch passieren sollte... Ja, gesundheitlich, dass ich mich dann nachheer (ääh) • • mal wirklich mal richtig (äh) durchchecken lasse, was mit mir los ist. Ich weiß zum (dreiviertel) Teil is bei mir sowieso alles • • kaputt • in ner (Weise). • • Lunge, Leber, und, und, und, ne?«). Diese vermeintliche Problemdarstellung aber beinhaltet einen Sachverhalt, den er nicht als problematisch darstellt, sondern als seine (unveränderliche) Realität (»sowieso alles kaputt«). Diese gleichzeitige Orientierung der Erfüllung des kommunikativen Zugzwangs einer Problemdarstellung, die aber keinen (für ihn) problematischen Sachverhalt beinhaltet, wird im weiteren Gesprächsverlauf umso deutlicher, wenn er den Alkohol und das Rauchen als (unabänderliche) Ursache für seinen gesundheitlichen Zustand anführt (Fl. 61–63).

Ausschnitt 5

[61]	SA	mit, ne?	Durch Ihr Verhalten.	Hmhm [~]	Hmhm [~]
	KL	• Ja, das ist richtig.	Durch den Alkohol und alles so.	Hmhm [~]	
[62]	SA			• Hmhm [~]	
	KL	• • • Ich bin Kettenraucher, ich rauche laufend.		Das ist auch äh wegen der	
	KL [k]		<i>lachend</i>		
[63]	KL	Lunge und so. Ich darf normalerweise gar nicht rauchen, aber ich ((1s) sag mir			

Dabei setzt er seine eigene Realitätsnormalität (»ich rauche laufend«, später auch: »Ich hab schon Magendurchbruch gehabt alles«, »ich komme so irgendwie mit Alkohol • oder ohne Alkohol komm ich nicht aus«) als Bezugsnormalität relevant (Ist = Soll). Eine gesellschaftliche Normalität ist ihm aber dennoch präsent: Zum einen kontrastiert er seine Realität mit dieser »normalen« Normalität (»normalerweise« Fl. 63), die er aber (anders als die Sozialarbeiterin u.U. annimmt) nicht mehr zu erreichen versucht, zum anderen orientiert er sich auf der Handlungsebene an gesellschaftlichen

(kommunikativen) Normalitäten, indem er dem Zugzwang nachkommt, ein Problem zu präsentieren, das vor dem Hintergrund einer gesellschaftlichen Normalität auch durchaus Problemstatus hat.

Seine doppelte Orientierung hält er auch weiter durch: An einigen Stellen muss der Klient (ebenfalls in Erfüllung eines kommunikativen Zugzwangs) Veränderungswillen demonstrieren. Auf die Frage, ob er etwas ändern möchte, auf die die Sozialarbeiterin die Antwort allerdings nicht erwartet, sondern gleich zu »wie könnte man s denn angehen« reformuliert (Fl. 85, Ausschnitt 6), kommt er dem Zugzwang nach und zeigt sich oberflächlich kooperativ (»Ich versuch es«). Dadurch aber, dass er sich dabei als nicht erfolgreich darstellt (»versuch«), kann er wiederum gleichzeitig die Erwartung (Soll, veränderungswillig) und seine eigene Normalität (Ist=Soll, Veränderung bisher nicht erfolgreich) etablieren. Eine etwaige Unterstützung von außen wendet er anschließend aber wieder ab, womit er sich (kurzfristig) seiner eigenen Orientierung zuwendet.

Ausschnitt 6

[84]

SA [redacted] ist/ meine Frage ist natürlich: Wollen Sie überhaupt was dran ändern, oder... Wenn

[85]

SA [redacted] ja, Wie könnt man s denn angehen? Wie könnt man s denn angehen?

KL [redacted]

••• Ich versuch es.

Ich versuch ess.

[86]

SA [redacted] Oder brauchen Sie Unterstützung von außen dazu?

KL [redacted]

Nö, ich versuche das noch

Wie gezeigt, deutet hier und im gesamten Verlauf des Gesprächs vieles darauf hin, dass der Klient sich nur noch scheinbar an gesellschaftlichen Normalitäten orientiert und vielmehr eine kommunikative Strategie gefunden hat, beide Bezugspunkte für Normalität zu stabilisieren, die die Sozialarbeiterin für ihn relevant und präsent hält. Denn die Sozialarbeiterin nimmt diese Problempräsentation durchaus ernst und bewertet sie mit einer gesellschaftlichen Normalitätsorientierung, sodass sie hier und im weiteren Gesprächsverlauf ein Problem erkennt, dieses weiter exploriert, dem Klienten immer wieder seine eigenen Anteile am Zustandekommen vor Augen führt und ihm einen Änderungswillen unterstellt (Fl. 85). Im Endeffekt kommt sie zur Lösung durch eine Suchtberatung mit anschließendem Entzug, diese wird aber in diesem Gespräch nicht weiterverfolgt, weil der Klient mit einem Themenwechsel ausweichen kann.

Mit seinen Strategien hat der Klient sich etwas Aufschub verschafft, wird dieser Maßnahme aber vermutlich nicht gänzlich entgehen können, weil er sich – solange er im Hilfesystem verbleibt – kooperativ zeigen muss. In diesem Ausschnitt arbeitet der Klient durchaus mit gesellschaftlichen Normalitäten und erkennt diese zum Teil an, aber bearbeitet sie als für sich nicht (mehr) gültig. Dennoch ist er, solange er weiter im Hilfebezug bleiben möchte, darauf angewiesen, diese Normalität als Bezugspunkt aufrechtzuerhalten, er kann sich also der Tatsache, dass die Sozialarbeiterin auch in seine deproblematisierte Darstellung Probleme interpretiert, nicht endlos entziehen. Die Tatsache aber, dass die Sozialarbeiterin eine Problemeinsicht beim Klienten erzeugen möchte und dabei auf seine Mitarbeit bei der Bewertung seiner Situation angewiesen ist, verschafft ihm etwas Handlungsspielraum, ihr diese so lange wie möglich zu verweigern.

Beispiel 5: Stabilität in der Instabilität durch Umdeuten der Bezugspole

Eine weitere Strategie, in der ein Klient ebenfalls seine Realitätsnormalität als Soll relevant setzt (Ist = Soll), zeigt das folgende Beispiel. Hier geht es inhaltlich um die emotionale Verarbeitung einer aus Normalitätsperspektive schwierigen Situation: Dieser Klient hatte am Vortag mit dem (hier beteiligten) Sozialarbeiter seine persönlichen Gegenstände aus seiner Wohnung geholt, bevor diese nun zwangsgeräumt wird.

Ausschnitt 7

[1]	SA	Wie ging s dir gestern?	Danach.
	KL	• Jah ((aa))	• • Ähmm ((aa)) • • • Ääh s • joah • ging so.
	[KO]	<i>Stimmen im Hintergrund</i>	<i>Stuhl knarzt</i>
[2]	SA	• • Also ich war richtig am Arsch. • Ich war richtig...	Das war ganz
	KL		((1,5s)) Joah ((aa))
	[KO]	<i>Stimmen im Hintergrund</i>	
[3]	SA	schön anstrengend.	
	KL		• Ja war auch anstrengend. Aber ich ääh puhhh ((1,7s)) verpack das
[4]	SA	• • Das glaube ich. Aber • trotzdem darf s dir ja zwischendurch mal richtig schlecht	
	KL	schon.	
[5]	SA	gehen, oder? • ((1,5s)) Ging s dir schlecht?	• • • War gut?
	KL		• Nöö. • Hm • Ja weil, weil du
[6]	SA		• • ((ea)) Was hast du noch gemacht
	KL	mich so gut unterstützt hast. Deswegen war es gut.	

Der Sozialarbeiter setzt in diesem Ausschnitt (7) als Soll, dass man sich nach einem solchen Ereignis (in der angemessenen Dosis) schlecht fühlt und macht dies an seinem eigenen Beispiel deutlich.⁸ Mit dem Klienten möchte er über sein Erleben sprechen und legt ihm nah, ebenfalls sein Schlechtgehen kundzutun (»trotzdem darf s dir ja zwischendurch mal richtig schlecht gehen«, »ging s dir schlecht?«). Nachdem der Klient zunächst keine eindeutige Aussage trifft (Fl. 1, 2; vgl. auch den Klienten in Beispiel 1) und sich dann zunächst (zögerlich) am Soll des Sozialarbeiters orientiert (Fl. 2, 3), etabliert er anschließend seine entgegengesetzte Verarbeitung der Situation und konstatiert, dass es ihm nicht schlecht ging (»Nöö«, Fl. 5). Damit positioniert er seine Realität (Ist) unumschweifig und bringt diese mit dem Nicht-Soll-Pol, den der Sozialarbeiter impliziert (es ging ihm gut), in Deckung. Diese Orientierung kann er nicht aufrechterhalten, denn der Sozialarbeiter fragt nach einer Pause weiter (»War gut?«, Fl. 5) und gibt ihm eine weitere Gelegenheit, seine emotionale Lage zu schildern, bzw. seine Bewertung zu verändern. Darauf könnte er nun ebenfalls desambiguieren (wie die Klientin in Beispiel 3) und seine Realität weiter durchsetzen, er aber entscheidet sich für eine weniger offensive Methode, seine Orientierung durchzusetzen. Der Klient bleibt bei seiner Einschätzung, dass es ihm gut ging, deutet nun aber seine Realität (Ist) in eine positive (Soll) um, indem er sie als Resultat der Unterstützung des Sozialarbeiters rahmt. Damit impliziert er, dass es ihm unter normalen Umständen ebenfalls schlecht gegangen wäre, womit er sich nun doch auch am Soll des Sozialarbeiters orientiert (schlecht gehen), dies aber nur deshalb nicht eingetreten ist, weil er sich im Hilfesystem befindet. Damit schafft er es, seine Realitätsnormalität aufrechtzuerhalten (Ist = Soll) und sich zugleich als guter, weil hilfeannehmer Klient, zu präsentieren. Dies wiederholt er auch später im Gespräch wieder, als der Sozialarbeiter nochmals auf die emotionale Lage des Klienten nach der gestrigen Wohnungsräumung zurückkommt. Auch hier betont er, dass sein Gutgehen mit der Unterstützung zusammenhängt (Fl. 136–138): »((1,2s)) Aber ich habe s, wie gesagt, ich hab s wirklich dank dir auch und

⁸ Dass SozialarbeiterInnen eigenes Handeln oder Empfinden als konkrete Orientierungspunkte für Normalität in die Gespräche einbringen, ist in den untersuchten Gesprächen keine Seltenheit (z.B. auch bezogen auf Aspekte des praktischen Lebens, etwa wie oft man aufräumen, Wäsche waschen sollte). In diesen Fällen etablieren die SozialarbeiterInnen nicht nur in ihrer (institutionellen) Rolle (allgemeine) Normalitätsbezüge, sondern personifizieren diese zusätzlich mit sich als (Privat-)Person.

dank euch/ oh also dank [Name] und dir habe ich s gut äh • • überwunden. Nur weil ich weiß, dass ich hiier • äh in guten Händen bin. • Ha! • Ihr seid einfach gut.« Auch mit »überwunden« zeigt er eine Soll-Orientierung (am Soll des Sozialarbeiters, schlecht gehen), die er aufgrund der Hilfe verlassen konnte. Damit legt er hier seine Abhängigkeit offen, die es ihm aber gleichzeitig erlaubt, auch seine Realität (Ist = Soll) aufrechtzuerhalten.

Beispiel 6: Stabilität in der Instabilität durch Offenlegen der widersprüchlichen Bezugspunkte von Normalität

Im letzten Beispiel verfolgt der Klient ebenfalls eine Orientierung an seiner Realitätsnormalität (Ist = Soll), seine kommunikative Strategie ist nun wieder eine desambiguierende, ebenfalls in Richtung seiner eigenen Realitätsnorm. Diese verfolgt er aber (im Gegensatz zu Beispiel 3) offen und verbündet sich metakommunikativ mit dem Sozialarbeiter. Im folgenden Ausschnitt (8) zitiert der Sozialarbeiter aus einem Bescheid des öffentlichen Trägers (vgl. dazu Abschnitt 4) und erläutert, dass dieser dem Klienten unterstellt, nicht ausreichend mitgearbeitet zu haben (Wohnungssuche aufgeschoben, Fl. 170–171).

Ausschnitt 8

[170]	SA	auch die Wohnungssuche ne zeitlang so vor sich hergeschr/schoben haben, lieber bei
	KL	Achso!
[171]	SA	uns geblieben wären... Ja.
	KL	Oorf! Ja, Klammer auf, tu... Ja? • Es könnte so sein. Klammer zu.
[172]	SA	
	KL	Müssen wir da/ müssen wir ihr ja nicht unbedingt direkt schreiben. • • •
	KL [k]	Nase hochziehen
	[KO]	beide lachen

Der Klient beginnt zunächst, dies ganz direkt zu bestätigen (»Ja, Klammer auf, tu...«, Fl. 171), entscheidet sich aber dann für eine etwas indirektere Form (»es könnte so sein«, Fl. 171). Dies führt zu einem gemeinsamen Lachen, worauf der Klient direkter wird, sich mit dem Sozialarbeiter verbündet (»müssen wir«, Fl. 172) und vorschlägt, das dem öffentlichen Träger gegenüber anders darzustellen (Fl. 172).

Ähnliches wiederholt sich kurz später, als der Sozialarbeiter Formulierungsvorschläge macht (Fl. 178). Die beiden witzeln anschließend darüber, was die Sachbearbeiterin beim öffentlichen Träger »mag« (Fl. 180), der Klient gesteht dem Sozialarbeiter darin mehr Erfahrung zu (Ausschnitt 9).

Ausschnitt 9

[178]	SA	Dann können wir so etwas schreiben wie "Muss/•musste in die Verantwortung • wieder
[179]	SA	reinwachsen"... Sowas in der Art, ja? "Musste" das, das hört sich
	KL	Genau. Jaja.
	KL [k]	leise
	[KO]	klopfen
[180]	SA	dann auch, äh, <u>einsichtig</u> an. Das mag die Frau [Name Sachbearbeiterin].
	KL	Jaja. Achso. Jaa, iich
[181]	KL	meine, Sie sind da erfahrener. Einsicht mag sie, okay. • Richtig. Ich bereue es sehr, dass
	KL [k]	Stimme verstellt

In diesem Beispiel macht der Klient den Sozialarbeiter zu seinem Komplizen, indem er ihm gegenüber seine Bezugsorientierung (Ist = Soll) offenlegt und sich mit ihm gegen den öffentlichen Träger verbündet. Dass die beiden schon länger ein solches Verhältnis etabliert hatten, zeigt sich bereits daran, dass der Sozialarbeiter eingangs bereits die Missstände aus Sicht der Sachbearbeiterin beim öffentlichen Träger thematisiert.⁹

In diesem Gespräch wird eigentlich keine prekäre Gesprächssituation deutlich, weil sich beide Beteiligte an einer gemeinsamen Bezugsnormalität orientieren. Diese ist (anders als in Beispiel 1) diejenige des Klienten. Ein solches Offenlegen der Orientierung und Verbünden mit dem Sozialarbeiter ist allerdings eine Strategie, bei der der Sozialarbeiter »mitspielen« muss und hat insofern einen etwas anderen Charakter als diejenige in Beispiel 1 und als die anderen gesehenen Strategien (obwohl auch dort zu fragen ist, inwiefern die Sozialarbeiter ebenfalls mitspielen). Bezogen auf die Beurteilung der Prekarität ist hier relevant, dass der Sozialarbeiter seine Unterstützung und seine Verbündung mit dem Klienten jederzeit widerrufen kann (z.B. auch

⁹ Eine solche Rolle entspricht nicht der üblichen eines Sozialarbeiters, die sich typischerweise zwischen Hilfe und Kontrolle bewegt (Oevermann 2013). Genau eine solche klare »Anwaltsfunktion« für den Klienten wird aber auch zum Teil in der Sozialen Arbeit gefordert (Roscher 2014).

dadurch, dass ein anderer Sachbearbeiter eingesetzt wird). Zudem verschiebt der Sozialarbeiter hier die Norminstanz innerhalb der Institution, indem er sie auf den öffentlichen Träger verlagert. Damit wird also die gesellschaftliche Normalität in diesem Gespräch nicht etwa ungültig, sondern bleibt vermittelt über den öffentlichen Träger präsent, auch wenn Klient und Sozialarbeiter die Realitätsnormalität des Klienten fokussieren können.

6 Fazit

Die Analysen haben Verarbeitungsformen und Handlungsstrategien im Umgang mit Prekarität in Gesprächen im Sozialhilfesystem untersucht. Dazu wurde Prekarität als eine Handlungskonstellation verstanden und die prekäre Lebenssituation der Klienten von Prekarität im Gespräch unterschieden. Das Material zeigt mehrfach Belege dafür, dass vor allem gleichzeitig aufrechterhaltene und widersprüchliche Normalitätsorientierungen, die nicht ohne Weiteres überwunden werden können, eine Situation prekär machen. Neben einer gesellschaftlich-diskursiven Normalitätsorientierung (Soll und Nicht-Soll) war in den Beispielen gleichzeitig eine Realitätsnormalität (Ist) der KlientInnen relevant und gültig.

Dadurch, dass in den Daten Bearbeitungsstrategien von Prekarität in Aktion beobachtet werden konnten, konnten (De-)Stabilisierungsmöglichkeiten nachgezeichnet werden, nämlich Wechseln von Bezugspunkten (zwischen Soll und Ist, Destabilisierung, Mobilisierung) oder Anpassung eigener Bezugspunkte (Ist = Soll, eigenes Soll, Stabilisierung). Weiter konnten verschiedene Stabilisierungsformen bezogen auf den Umgang mit verschiedenen gültigen Bezugsnormalitäten im Gespräch differenziert werden (Desambiguieren, gleichzeitiges Bearbeiten, Umdeuten, Metakommunikation). Es konnte auch gezeigt werden, dass sich Prekarität nicht nur auf die Bewertung bzw. Wahrnehmung eines aktuellen Zustands bezieht (Beispiel 1, 4–6), sondern sich auch auf die Zielbildung auswirkt (Beispiele 2 und 3).

Die Analysen haben gezeigt, dass die KlientInnen in der Sozialhilfe kommunikativ sehr hohe Kompetenz bei der Bearbeitung einer prekären kommunikativen Handlungskonstellation zeigen. Teilweise haben diese tricksterhafte Züge (Steen 2015), die hier allerdings weniger an der Identität

der KlientInnen ansetzen, sondern an deren Umgang mit Normorientierungen. Auch findet in den hier untersuchten Gesprächen an keiner Stelle ein »Moduswechsel in den Scherz, in die Fiktion oder ins Fingieren« statt, den Steen (2015: 369) in Alltagssituationen einer vergleichbaren Gruppe aus »überwiegend erwerbslosen Männern zwischen 30 und 70 Jahren mit prekären Lebensverhältnissen« (Steen 2015: 2) beobachtet. Dies mag damit zusammenhängen, dass diese kommunikativen »Täuschungsmanöver« in den hier untersuchten institutionellen Gesprächen nicht etwa dazu dienen, nur Handlungsmacht fiktiv darzustellen (vgl. Steen 2015: 363–369), sondern die Beteiligten verschaffen sich damit tatsächlich Handlungsspielräume und entwickeln so zumindest etwas Handlungsmacht im Gespräch (und damit auch innerhalb des Systems der Sozialhilfe). Dennoch ist diese begrenzt, weil sie immer auch abhängig vom Mitspielen der SozialarbeiterInnen sind, die die letzte Deutungshoheit im Gespräch haben und faktisch über institutionelle Ressourcen verfügen.

Der Fokus dieser Analysen lag auf KlientInnen aus der Gruppe der Entkoppelten. Auch in dieser Gruppe – das zeigen die Daten ebenfalls – ist eine gesellschaftliche Normalität präsent und wird als Folie relevant gehalten. Dies zumindest so lange, wie KlientInnen Teil des (Hilfe-)Systems bleiben, was sie in allen hier untersuchten Gesprächen ja sind. Zwar wird diese Normalität nicht mehr in allen Fällen zu erreichen versucht, sie wird aber als Orientierungspunkt dennoch aufrechterhalten, sei es zur Kontrastierung des eigenen Solls oder bei der Demonstration von Veränderungswillen im Gespräch oder sei es, indem auch praktisch wieder zu ihr gewechselt wird, z.B. ein Entzug gemacht wird oder die Wohnungssuche aufgenommen wird, wenn es der Aufrechterhaltung von Sozialleistungen dient. Damit geht die Orientierung an Normalitätsmaßstäben also auch in dieser Gruppe durchaus über den Status eines »fiktiven Maßstab[s]« (Dörre 2006: 185) hinaus. Das bedeutet auch, dass das Kontinuum der Prekarität nach unten offen sein dürfte und ein negativer Bezugspol (Nicht-Normalität) letztlich vermutlich nicht konkret gefüllt werden kann, sondern je nach Standpunkt auf dem Kontinuum weiter verschoben wird. Zwar symbolisieren die »Entbehrlichen« der Arbeitsgesellschaft eine soziale Lage, der die Masse der im engeren Sinne prekär Beschäftigten mit mehr oder minder großem Engagement zu entgehen versucht« (Dörre 2006: 185), dennoch positionieren die »Entbehrlichen« sich selbst in den untersuchten Beispielen, die hier nicht nur arbeitslos sind, sondern multiple Problemlagen haben, nicht als Antipol

(Nicht-Soll) zu einer gesellschaftlichen Norm, sondern sind ebenfalls auf diese Norm orientiert und nur graduell von ihr entfernt.

Methodisch hat sich der hier gewählte Zugang zu Prekarität als produktiv erwiesen, denn Prekarität wurde hier als Handlungskonstellation verstanden, die sowohl in der Lebenssituation der Klienten eine Rolle spielt als auch im Gespräch rekonstruiert werden konnte. Indem man nun beobachtet, wie Beteiligte diese Handlungskonstellationen kommunikativ bearbeiten, könnten sich Rückschlüsse darauf ziehen lassen, wie auch prekäre Lebenssituation bearbeitet werden (und nicht nur, wie sie *verarbeitet* werden, vgl. Abschnitt 2). Dies deutet darauf hin, dass nicht nur *sprachliches* Handeln (Herstellungspraktiken und Sprechhandeln) mit gesprächslinguistischen Analysen untersucht werden kann, sondern dass – aufgrund vergleichbarer Handlungskonstellationen – sich auch Rückschlüsse auf soziales Handeln in einem weiteren Sinne mit solchen Analysen ziehen lassen. Sprachliches und soziales, kulturelles Handeln wird hier nicht in einem instrumentalistischen, intentionalen, zweckrationalen Sinne verstanden, sondern – wie gezeigt – als eine gemeinsame Hervorbringung im Handlungsvollzug und in diesem Sinne als kommunikative Praktiken bzw. Praxis (vgl. Schäfer 2016; vgl. dazu theoretisch Habscheid 2016). In dieser Hinsicht eröffnen die hier nachgezeichneten Bearbeitungsweisen von Prekarität in ihrem Vollzug auch Anchlüsse für praxistheoretische Fragen.

Solche Ergebnisse sind darüber hinaus sicherlich in einem interdisziplinären Sinne relevant für die Sozialarbeitswissenschaft und auch mittelfristig für die Aus- oder Weiterbildung von SozialarbeiterInnen. Die Analysen können aber auch – über die hier untersuchten Daten hinaus – empirisch zur Reflexion von »Hierarchisierungen und Differenzen der Prekären« (Lorey 2012: 75) beitragen, wenn man Gespräche mit prekärer Handlungskonstellation in ganz anderen gesellschaftlichen Zusammenhängen untersuchen würde und dort rekonstruieren würde, welche Bezugsorientierungen jeweils wie und von wem relevant gesetzt und ausgehandelt werden. Insofern könnten gesprächslinguistische Methoden auch zu genaueren Differenzierungen von Prekarität beitragen und damit auch die Prozesse von gesamtgesellschaftlicher Ausweitung oder Verstetigung des Prekären erhellen.

Literatur

- Bourdieu, Pierre. 1998. *Gegenfeuer: Wortmeldungen im Dienste des Widerstands gegen die neoliberale Invasion*. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft.
- Bredmar, Margareta & Per Linell. 1999. Reconfirming normality: The constitution of reassurance in talks between midwives and expectant mothers. In Srikant Sarangi & Celia Roberts (Hgg.), *Talk, Work and Institutional Order: Discourse in Medical, Mediation and Management Settings*, 237–270. Berlin: de Gruyter.
- Brinkmann, Ulrich, Klaus Dörre & Silke Röbenack. 2006. *Prekäre Arbeit: Ursachen, Ausmaß, soziale Folgen und subjektive Verarbeitungsformen unsicherer Beschäftigungsverhältnisse*. Bonn: Friedrich Ebert Stiftung.
- Brock, Alexander & Dorothee Meer. 2004. Macht – Hierarchie – Dominanz – A-/Symmetrie: Begriffliche Überlegungen zur kommunikativen Ungleichheit in institutionellen Gesprächen. *Gesprächsforschung Online*. 184-209.
- Castel, Robert. 2000. *Die Metamorphosen der sozialen Frage: Eine Chronik der Lohnarbeit*. Konstanz: UVK.
- Castel, Robert. 2009. Die Wiederkehr der sozialen Unsicherheit. In Robert Castel & Klaus Dörre (Hgg.), *Prekarität, Abstieg, Ausgrenzung: Die soziale Frage am Beginn des 21. Jahrhunderts*, 21–34. Frankfurt: Campus.
- Deppermann, Arnulf. 2008. *Gespräche analysieren*. Wiesbaden: VS.
- Deutscher Berufsverband für Soziale Arbeit e.V. (DBSH). 2014. Berufsethik des DBSH Ethik und Werte. *Forum Sozial* 4.
- Dobslaw, Gudrun (Hrsg.). 2018. *Partizipation – Teilhabe – Mitgestaltung: Interdisziplinäre Zugänge*. Opladen: Budrich.
- Dörre, Klaus, Klaus Kraemer & Frederic Speidel. 2004. Prekäre Arbeit: Ursachen, soziale Auswirkungen und subjektive Verarbeitungsformen unsicherer Beschäftigungsverhältnisse. *Das Argument* 46. 378–397.
- Dörre, Klaus. 2006. Prekäre Arbeit: Unsichere Beschäftigungsverhältnisse und ihre sozialen Folgen. *Arbeit* 15(3). 181–193.
- Dörre, Klaus. 2014. Prekarität als Konzept kritischer Gesellschaftsanalyse: Zwischenbilanz und Ausblick. *Ethik und Gesellschaft* (2). 1–28.
- Flecker, Jörg. 2018. Normalarbeit und Prekarität. In Johanna Muckenhuber, Josef Hödl & Martin Griesbacher (Hgg.), *Normalarbeit: Nur Vergangenheit oder auch Zukunft?*, 41–60. Bielefeld: transcript.
- Garfinkel, Harold. 1967. *Studies in Ethnomethodology*. Englewood Cliffs: Prentice Hall.
- Greschke, Heike, Birte Klingler & Heinz Messmer. 2010. Praxis im Modellprogramm: Fallstudien zum Hilfeplangespräch. In Stefanie Albus, Heike Greschke, Birte Klingler, Heinz Messmer, Heinz-Günter Micheel, Hans-Uwe-Otto & Andreas Polutta (Hgg.), *Wirkungsorientierte Jugendhilfe: Abschlussbericht der Evaluation des Bundesmodellprogramms „Qualifizierung der Hilfen zur Erziehung durch wirkungsorientierte Ausgestaltung der Leistungs-, Entgelt- und Qualitätsvereinbarungen nach §§ 78a ff SGB VIII“*, 62–104. Münster: ISA.
- Grimm, Natalie, Andreas Hirsland & Berthold Vogel. 2013. Die Ausweitung der Zwischenzone. *Soziale Welt* 64. 249–268.

- Habscheid, Stephan. 2016. Handeln in Praxis: Hinter- und Untergründe situierter sprachlicher Bedeutungskonstitution. In Deppermann, Arnulf, Helmuth Feilke & Angelika Linke (Hgg.), *Sprachliche und kommunikative Praktiken*, 127–152. Berlin: de Gruyter.
- Hall, Christopher, Kirsi Juhila, Maureen Matarese & Carlous van Nijnatten. 2014. Discourse Analysis of <Ordinary> Social Work. In Christopher Hall, Kirsi Juhila, Maureen Matarese & Carolus van Nijnatten (Hgg.), *Analysing Social Work Communication: Discourse in Practice*, 173–180. London: Routledge.
- Hense, Andrea. 2018. *Wahrnehmung der eigenen Prekarität: Grundlagen einer Theorie zur sozialen Erklärung von Ungleichheitswahrnehmungen*. Wiesbaden: Springer VS.
- Hepp, Rolf. 2016. Einleitung oder das Drama des Prekären. In Rolf Hepp, Robert Riesinger & David Kergel (Hgg.), *Verunsicherte Gesellschaft*, 1–34. Wiesbaden: Springer.
- Hitzler, Sarah & Heinz Messmer. 2008. Gespräche als Forschungsgegenstand in der Sozialen Arbeit. *Zeitschrift für Pädagogik* 54(2). 244–260.
- Hitzler, Sarah. 2012. *Aushandlung ohne Dissens? Praktische Dilemmata der Gesprächsführung im Hilfeplangespräch*. Wiesbaden: Springer.
- Kaiser, Kirsten. 2019. SGB XII § 67 Rn. 1. In Rolfs, Christian, Richard Giesen, Ralf Kreikebohm & Peter Udsching (Hgg.), *Beck'scher Online-Kommentar SozR*. 55. Edition (1. Dezember 2019). Online verfügbar unter: https://beck-online.beck.de/?vpath=bibdata%2fkomm%2fBeckOKSozR_55%2fcont%2fBECKOKS OZR%2ehtm (Abruf 19. März 2020).
- Kraemer, Klaus. 2014. Prekarisierung. *Soziologische Revue* 37(4). 437–444.
- Linell, Per & Thomas Luckmann. 1991. Asymmetries in dialogue: some conceptual preliminaries. In Ivana Marková & Klaus Foppa (Hgg.), *Asymmetries in Dialogue*, 3–20. Hemel Hempstead: Harvester.
- Link, Jürgen. 2006 [1997]. *Versuch über den Normalismus: Wie Normalität produziert wird*, 3. Aufl. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Lorey, Isabell. 2012. *Die Regierung der Prekären*. Wien: Turia + Kant.
- Marchart, Oliver. 2013. *Die Prekarisierungsgesellschaft: Prekäre Proteste: Politik und Ökonomie im Zeichen der Prekarisierung*. Bielefeld: Transcript.
- Meer, Dorothee. 2011. Kommunikation im Alltag – Kommunikation in Institutionen: Überlegungen zur Ausdifferenzierung einer Opposition. In Karin Birkner & Dorothee Meer (Hgg.), *Institutionalisierter Alltag: Mündlichkeit und Schriftlichkeit in unterschiedlichen Praxisfeldern*, 28–49. Mannheim: Verlag für Gesprächsforschung.
- Messmer, Heinz & Sarah Hitzler. 2011. Interaktion und Kommunikation in der Sozialen Arbeit: Fallstudien zum Hilfeplangespräch. In Gertrud Oelerich & Hans-Uwe Otto (Hgg.), *Empirische Forschung und soziale Arbeit*, 51–64. Wiesbaden: Springer.
- Motakef, Mona. 2015. *Prekarisierung*. Bielefeld: Transcript.
- Mückenberger, Ulrich. 1985. Die Krise des Normalarbeitsverhältnisses. *Zeitschrift für Sozialreform* 31(7&8). 415–434, 457–475.

- Oevermann, Ulrich. 2013. Die Problematik der Strukturlogik des Arbeitsbündnisses und der Dynamik von Übertragung und Gegenübertragung in einer professionalisierten Praxis von Sozialarbeit. In Roland Becker-Lenz, Stefan Busse, Gudrun Ehlert & Silke Müller-Hermann (Hgg.), *Professionalität in der Sozialen Arbeit: Standpunkte, Kontroversen, Perspektiven*, 119–147. Wiesbaden: VS.
- Olk, Thomas. 1986. *Abschied vom Experten: Sozialarbeit auf dem Weg zu einer alternativen Professionalität*. Weinheim: Juventa.
- Penke, Swantje. 2012. „Ich tu ja auch was für mein Hartz IV“. *Sozial Extra* 36(11–12). 24–26.
- Petrenko, Alina. 2016. *Linguistische Analyse von Beratungsgesprächen in der Sozialen Arbeit: Entwicklung von Lösungskonzepten in der Wohnungslosenberatung*. Köln: TH Köln, Masterarbeit.
- Petrenko, Alina. 2017. Beratung in der Sozialen Arbeit. In Ina Pick (Hgg.), *Beraten in Interaktion: Eine gesprächslinguistische Typologie des Beratens*. 207–231. Frankfurt: Lang.
- Pick, Ina. 2017. Gesprächslinguistik. In Ekkehard Felder & Friedemann Vogel (Hgg.), *Handbuch Sprache und Recht*, 251–270. Berlin: de Gruyter.
- Pick, Ina. 2020. Normalitätsvorstellungen und Lebenswirklichkeiten: Eine gesprächslinguistische Perspektive auf Aushandlungsprozesse von Normalität in Hilfeplangesprächen nach SGB XII. In Claudia Steckelberg & Barbara Thiessen (Hgg.), *Wandel der Arbeitsgesellschaft: Soziale Arbeit in Zeiten von Globalisierung, Digitalisierung und Prekarisierung*. Opladen: Barbara Budrich.
- Planitzer, Lydia. 2018. Empowerment in der Hilfeplanung mit wohnungslosen Menschen: Eine linguistische Untersuchung der kommunikativen Zielüberprüfung. TH Köln: Masterarbeit.
- Rehbein, Jochen, Thomas; Schmidt, Bernd Meyer, Franziska Watzke & Anette Kerkenrath. 2004. *Handbuch für das computergestützte Transkribieren nach HIAT*. Bd. 56. Hamburg: Arbeiten zur Mehrsprachigkeit.
- Roscher, Falk. 2014. Hilfe für Wohnungslose nach §§ 67 ff. SGB XII: Überflüssig im «aktivierenden» Sozialstaat? In Rolf Keicher & Stefan Gillich (Hgg.), *Wenn Würde zur Ware verkommt*, 61–77. Wiesbaden: Springer.
- Sarangi, Srikant. 2001. Expert and lay formulation of «normality» in genetic counselling. *Bulletin VALS-ASLA* 74. 109-127.
- Schäfer, Hilmar (Hgg.). 2016. *Praxistheorie. Ein soziologisches Forschungsprogramm*. Bielefeld: Transcript.
- Schmidt, Friederike. 2012. *Implizite Logiken des pädagogischen Blickes. Eine rekonstruktive Studie über Wahrnehmung im Kontext der Wohnungslosenhilfe*. Wiesbaden: Springer.
- Seelmeyer, Udo & Nadia Kutscher. 2015. Normalität und Normalisierung. In Hans-Uwe Otto & Hans Thiersch (Hgg.), *Handbuch Soziale Arbeit*, 1091–1097. München: Ernst Reinhardt.
- Seelmeyer, Udo. 2008. *Das Ende der Normalisierung? Soziale Arbeit zwischen Normativität und Normalität*. Weinheim: Juventa.

- Seelmeyer, Udo. 2017. Normalität und Normalisierung. In Fabian Kessl, Elke Kruse, Sabine Stövesand & Werner Thole (Hgg.), *Soziale Arbeit: Kernthemen und Problemfelder*, 25-33. Opladen: Budrich.
- Steckelberg, Claudia. 2010. Zwischen Ausschluss und Anerkennung: Lebenswelten wohnungsloser Mädchen und junger Frauen. Wiesbaden: Springer.
- Steen, Pamela. 2015. *Die kommunikative Identität des Tricksters: Eine gesprächslinguistische und kultursemiotische Untersuchung zur Identitätskonstruktion in einer marginalisierten Gruppe*. Heidelberg: Universitätsverlag Winter.
- Steen, Pamela. 2020. Prekarität und Place-Identity. Wie Erwerbslose in ihren Gesprächen soziale Unsicherheit konstruieren und Agency kommunikativ aushandeln. *WLG* 85.
- Völker, Susanne & Michèle Amacker (Hgg.). 2015. *Prekarisierungen: Arbeit, Sorge und Politik*. Weinheim: Beltz Juventa.

Transkriptionskonventionen (nach HIAT)

.	Assertionen/ Aussagen, fallende Intonation
!	Ausrufe, Anredeformen, Aufforderungen, gleichbleibende/ansteigende Tonhöhe
?	Fragen
,	leicht steigende/schwebende Intonation am Äußerungsende von Assertionen
...	Abbrüche
•	Pause, Länge ca. 1/4 Sek.
••	Pause, Länge ca. 1/2 Sek.
•••	Pause, Länge ca. 3/4 Sek.
((1,5s))	Pause, Länge ab 1 Sek.
<u>nie</u>	Besondere Betonung
jaa	auffällige Dehnung
((ea))	einatmen
((aa))	ausatmen
na/ neben	Reparaturen
()	Schwer Verständliches, Vermuteter Wortlaut
((unv.))	Unverständliches

Gehört werden

Sprachrepertoire und Spracherleben im Zeichen von Prekarität

Brigitta Busch*

Wiener Linguistische Gazette (WLG)

Institut für Sprachwissenschaft
Universität Wien
Ausgabe 85 (2020): 101–123

Abstract

The article aims to identify how precarity and social exclusion can be experienced as a traumatic loss of voice. It is based on a transdisciplinary research project on traumatic experience, multilingualism, and resilience and presents the case study of a woman, who lived as an undocumented migrant in Austria for many years. The paper begins by reflecting on social exclusion and theoretical perspectives about trauma in the context of displacement, precarity, voice, and the loss of voice. The results are discussed in terms of the bodily-emotional dimension of language, the experience of isolation, fear and anger, the re-invocation of former experiences and the use of language resources that contribute to strengthen resilience.

Schlagwörter: Sprachrepertoire, Spracherleben, soziale Exklusion, Stimme, Stimmlosigkeit

* Brigitta Busch, Institut für Sprachwissenschaft, Universität Wien, Sensengasse 3a, 1090 Wien, brigitta.busch@univie.ac.at. Eine frühere Version dieses Texts erschien 2016 im E-Journal *Forschung Sprache* 2. https://www.forschung-sprache.eu/fileadmin/user_upload/Dateien/Heftausgaben/2016-2/FA_3_Busch_Gehoert_werden.pdf

1 Einleitung

Gesellschaften werden meist noch in Kategorien von Sesshaftigkeit und relativer demographischer Stabilität gedacht, doch die Zahl der Menschen ›in Bewegung‹ ist weltweit ständig im Wachsen begriffen. Viele dieser ›Mobilen‹ leben in der einen oder anderen Weise in einem Raum der Prekarität, in dem ihnen Grundrechte vorenthalten werden: Personen ohne Dokumente, Aufenthalts- oder Arbeitsbewilligung, Asylsuchende, Insassen von Flüchtlings- oder Internierungslagern, Personen, die trotz Ablehnung ihres Asylgesuch im Land bleiben, ›erased people‹, die aufgrund neuer Grenzziehungen ihre Staatsbürgerschaft und ihre legale Existenz verloren haben.

Im Verständnis von Giorgio Agamben (1998) tendiert der politische Raum der Moderne, indem er eine Art permanenten Ausnahmezustand etabliert, dazu, *Parias* zu produzieren, Gruppen von Menschen, die zwar unter der Gewalt des Gesetzes stehen, aber nicht unter seinem Schutz. In Anlehnung an Aristoteles unterscheidet Agamben zwischen der biologischen Existenz (*zoe*) und dem politischen Leben von Sprechen und Handeln (*bios*). Mit dem Ausdruck *nacktes Leben* bezeichnet er eine Existenzform, die ein Ergebnis von Mechanismen sozialer Exklusion darstellt. Solche Mechanismen waren Agamben zufolge von der Antike an grundlegend für die Konstitution souveräner politischer Entitäten. In Agambens Vorstellung bilden die Ausgestoßenen zwar eine ›Ausnahme‹, doch die Mechanismen, die sie zur Ausnahme gemacht haben, können jederzeit auf andere Bevölkerungsgruppen, die dann ihrerseits zu Ausgestoßenen werden, ausgeweitet werden.

Für Hannah Arendt, auf deren Analyse totalitärer Herrschaft sich Agamben in vielerlei Hinsicht bezieht, ist die Situation der staatenlosen Flüchtlinge und DPs (*Displaced Persons*) während und am Ende des Zweiten Weltkriegs exemplarisch für die Verweigerung von Grundrechten gegenüber jenen, die ihrer am dringendsten bedürfen:

The paradox involved in the loss of human rights is that such loss coincides with the instant when a person becomes a human being in general without a profession, without a citizenship, without an opinion, without a deed by which to identify and specify himself – and different in general, representing nothing but his own absolutely unique individuality, which, deprived of expression

within and action upon a common world, loses all significance.
(Arendt 1952: 302)

In ihrer deutschsprachigen Version von *Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft*, die von der amerikanischen Originalversion etwas abweicht, spricht Arendt (1986 [1955]: 613) von dem Moment, »wenn der Mensch den Standort in der Welt verliert, durch den allein er überhaupt Rechte haben kann und der die Bedingung dafür bildet, daß seine Meinungen Gewicht haben und seine Handlungen von Belang sind«. Diese Menschen würden gleichsam dadurch »mundtot« gemacht (Arendt 1986 [1955]: 615), dass ihnen die Fähigkeit abgesprochen wird, die Angelegenheiten des menschlichen Zusammenlebens durch Sprechen, und nicht durch Gewalt, zu regeln. Arendt warnt davor, dass immer breitere Bevölkerungsgruppen von Mechanismen der Exklusion und Entrechtung bedroht sein können:

Die ungeheure Gefahr der totalitären Erfindungen, Menschen überflüssig zu machen, ist, daß in einem Zeitalter rapiden Bevölkerungszuwachses und ständigen Anwachsens der Bodenlosigkeit und Heimatlosigkeit überall dauernd Massen von Menschen im Sinne utilitaristischer Kategorien in der Tat ›überflüssig‹ werden. (Arendt 1986 [1955]: 942)

Aus soziologischer und phänomenologischer Warte unterscheidet Hartmut Rosa (2016: 56) zwischen zwei Grundmöglichkeiten, mit denen Subjekte in Beziehung zur Welt stehen können, »zwischen *stummen* und *resonanten* Weltbeziehungen« (Hervorh. i. Orig.), zwischen solchen, die als angst-besetzt und abweisend, und solchen, die als gelungene Beziehung von Subjekt und Welt erlebt werden. Unter Berufung auf Pierre Bourdieu argumentiert er, dass eine sozioökonomische Prekarisierung, d. h. ein eingeschränkter Zugang zu ökonomischem, kulturellem, sozialem und somatischem Kapital, mit einer Prekarisierung des Weltverhältnisses und einem Verlust der Stimme und der Resonanzfähigkeit verbunden ist, die als Ausgrenzung, Diskriminierung und Missachtung erfahren wird.

In diesem Artikel geht es weniger um die Mechanismen der Prekarisierung als um Prekaritätserfahrungen, also darum, wie sich das Zurückgeworfensein auf das nackte Leben, die Erfahrung des Überflüssig-Gemacht-Werdens erlebt und gelebt wird. In einer Studie mit Berliner Hauptschülern mit Migrationshintergrund zeigt Stefan Wellgraf (2018), dass bereits existenzielle Prekarisierungängste, konkret die Angst vor

Arbeitslosigkeit und Abschiebung, aber auch das Vermissen zukunfts-gestaltender Handlungsmöglichkeiten bei den Betroffenen gravierende körperliche und affektive Auswirkungen zeigen. Durch einen Fokus auf Emotionen werde deutlich, wie eng gesellschaftliche Verhältnisse mit ambivalenten und idiosynkratischen Dynamiken von Subjektivierungsprozessen zusammenhängen.

Ziel dieses Artikels ist es, aus soziolinguistischer Warte der Frage nachzugehen, was es bedeutet, des ›Standorts‹ beraubt zu sein, von dem aus man sich in einer gemeinsamen, geteilten Welt ausdrücken und auf sie einwirken kann. Gefragt wird danach, wie Menschen solch ein ›nacktes Leben‹ als traumatisches Zum-Verstummen-Gebracht-Werden und Sich-als-Überflüssig-Fühlen erfahren, aber auch wie sie damit umzugehen lernen, indem sie (manchmal unerwartete) sprachliche Ressourcen aktivieren. Eine Auseinandersetzung mit theoretischen Zugängen zu Traumatisierung und Resilienz sowie zu Stimme und Stimmlosigkeit im folgenden Abschnitt soll zu einem besseren Verständnis der sprachbiographischen Erzählung einer Frau beitragen, die lange Jahre als prekarierte *Sans-Papiers* in Österreich gelebt hat. Das biographische Gespräch wurde im Zuge eines transdisziplinären Forschungsprojekts zu traumatischem Erleben, Mehrsprachigkeit und Resilienz geführt. Auszüge daraus werden in Abschnitt 3 einem *close reading* unterzogen, einer in den Cultural Studies in Anlehnung an die literaturwissenschaftliche Textanalyse entwickelten Methode, die besonders in disziplinübergreifenden Forschungsarbeiten Anwendung findet (Lutter und Reisenleitner 1998).

2 Traumatisierung und Stimmlosigkeit

Zunächst sollen einige Punkte angeführt werden, die in der aktuellen psychosozialen Traumaforschung weitgehend außer Streit stehen (vgl. van der Kolk, McFarlane & Weisaeth 2007). Traumatisches Erleben kann extrem ernsthafte und dauerhafte Folgen für die Gesundheit der betroffenen Personen haben, die sich unter anderem darin äußern, dass sie immer wieder Alpträumen, Panikattacken oder der unkontrollierbaren Überwältigung durch Gefühle ausgesetzt sind (›*flash-backs*‹), dass sie unter einem Zwang stehen, traumatische Situationen zu re-inszenieren, dass sie Affekte und Gefühle meiden (*frozen state*, *psychic numbing*), dass ihnen

bestimmte Erinnerungen nicht zugänglich sind, dass sie in verschiedener Weise somatisieren oder dissoziieren.

Im Zusammenhang mit Flucht, Migration und Exil können sich verschiedene Ereignisse zu einer Kette extrem belastender Erfahrungen verbinden: eine Situation der Bedrohung oder Verfolgung im Herkunftsland, erschütternde Erlebnisse auf dem Migrations- oder Fluchtweg, fort-dauernde Ungewissheit, Erfahrungen von Ausschluss und Rechtlosigkeit im Land der Ankunft (Becker 2014).

Standardwerke im Bereich der Psychotraumatologie, wie das von van der Kolk, McFarlane und Weisaeth herausgegebene Buch *Traumatic Stress: The Effects of Overwhelming Experience on Mind, Body and Society* (2007) verweisen auf die grundlegenden Arbeiten des französischen Psychiaters Pierre Janet, der sich am Übergang vom 19. zum 20. Jahrhundert mit den Wirkungsweisen von Traumata auseinandergesetzt hat. Janet (1904) zufolge ereignen sich ›emotionale Störfälle‹ (*accidents émotionels*) – so bezeichnet er, was man heute als Traumatisierung fasst –, wenn man einer plötzlichen und einschneidenden Veränderung des physischen und vor allem des sozialen Umfelds ausgesetzt ist, an die man sich – in der erforderlichen Zeit und mit den vorhandenen Ressourcen – nicht adaptieren kann. Ein belastendes Ereignis wird Janet zufolge dann zum emotionalen Störfall, wenn man nicht in der Lage ist, das Durchlebte in die eigene Wahrnehmung einzubauen, es mit früherem Wahrnehmen, Erleben und Erinnern zu verknüpfen. Die Schwierigkeit, traumatisches Erleben zu erinnern und in Worte zu fassen, es auf symbolischer Ebene zu repräsentieren und in eine biographische Erzählung einzubauen, könnte demnach auch darin begründet sein, dass es sich der Assimilation in die eigene Erfahrungswelt verweigert. In diesem Sinn kann traumatisches Erleben als »Grenz-(Nicht-)Erfahrung« (Fischer 2012: 148) verstanden werden, als ein radikaler Bruch des Grundvertrauens, dass die Welt ›weiter geht‹, des Vertrauens in das, was Edmund Husserl (1985 [1939]: 51) »das Undsowweiter« genannt hat. Die Erfahrung von der Brüchigkeit dieses Grundvertrauens ist es, was Prekaritätserfahrungen vom ›Aus-der-Ordnung-geraten-Sein‹, wie es Spitzmüller und Bendl in der Einleitung zu diesem Themenheft formulieren, in die Nähe zu traumatischen Erfahrungen rücken kann.

Das Bedrohungspotenzial eines gravierenden Ereignisses muss stets in Relation zur Fähigkeit einer Person gesehen werden damit umzugehen (Fischer & Riedesser 1998). Schon in den 1930er Jahren machte Lev Vygotskij

(1994) in einer Studie, an der drei Geschwister einer Familie beteiligt waren, darauf aufmerksam, dass verschiedene Personen potenziell traumatisierende Ereignisse unterschiedlich erleben und nicht gleichartig damit umgehen. Aus der unterschiedlichen Reaktion der Geschwister auf Misshandlungen im Elternhaus schließt er, dass das soziale Umfeld nicht unmittelbar und in statischer Weise auf das Verhalten einwirkt, sondern vermittelt durch das emotionale Erleben (*perezhivanie*), die Art und Weise, wie es aufgrund der persönlichen, situational bedingten Ressourcen erfahren und interpretiert wird. Diese Interpretation, sagt Vygotskij, ist dynamisch, sie verändert sich in der Interaktion mit dem sozialen Umfeld im Lauf der Entwicklung des Kindes hin zu dem, was er Sprachmacht (*the power of speech*) nennt (Vygotskij 1994: 19).

Mein Beitrag geht der Frage nach, wie Situationen der Prekarität, der Ausgrenzung oder der ›Ausnahme‹ als traumatischer Stimmverlust – oder anders gesagt: als Verweigerung der ›Sprachmacht‹ – erlebt werden, aber auch, wie Betroffene darum kämpfen, eine Stimme zurückzugewinnen. Um den Begriff *Stimme*, wie ich ihn hier verwende, näher zu definieren, stütze ich mich auf Konzepte, die vom russischen Literaturwissenschaftler Michail Bachtin, dem französischen Philosophen Maurice Merleau-Ponty und dem US-amerikanischen Linguisten Dell Hymes entwickelt wurden.

In Bachtins Heteroglossie-Konzept (Bachtin 1979 [1934–1935]) kommt dem Begriff *Stimme*, wie Todorov (1984) ausführt, neben den Begriffen *Diskurs* und *Sprache* eine zentrale Bedeutung zu: Der Begriff *Diskurs* (Todorovs Übersetzung des russischen *reč*) bezieht sich auf (miteinander konkurrierende) Weltansichten, die wiederum auf bestimmte, räumlich und zeitlich verortete sozioideologische Welten verweisen. Eine solche sozioideologisch begründete Redevielfalt kann sich über einen längeren Zeitraum in einer Differenzierung von *Sprache* bzw. in Sprachwandel niederschlagen; mit dem Begriff *Stimme* schließlich meint Bachtin die Art, wie sich individuelle Sprecher*innen – durch die Wahl einer ›Sprache‹, die auf Stimmen anderer antwortet – innerhalb der Vielfalt an möglichen Diskursen (*raznorečie*) und Sprachen (*raznojazyčie*) positionieren. Diese Wahl, die gewöhnlich weitgehend unbewusst getroffen wird, wird Bachtin zufolge im literarischen Schreiben bewusst nachvollzogen:

Das literarisch aktive Sprachbewusstsein findet immer und überall [...] »Sprachen« und nicht *die* Sprache vor. Es steht vor der Notwendigkeit, *eine Sprache zu wählen*. Mit jeder literarisch-verbale Hervorbringung

orientiert es sich aktiv an der Redevielfalt, nimmt es in ihr eine Position ein, wählt eine »Sprache«. (Bachtin 1979 [1934–1935]: 186; Hervorh. i. Orig.)

Was geschieht, wenn einem die Möglichkeit, einen spezifischen Standort innerhalb der sozioideologischen Welt zu wählen und zu besetzen, verweigert wird? Eine mögliche Antwort darauf lässt sich mit dem phänomenologisch begründeten Zugang von Maurice Merleau-Ponty (1966) finden. Er versteht Sprache primär als eine körperlich-emotionale Geste, mit der wir uns in Bezug zur Welt setzen und zum anderen hin projizieren, erst in zweiter Linie als System sedimentierter symbolischer Repräsentationen, auf die wir zurückgreifen. Keinen Ort haben, von dem aus man sprechen – also sich in Bezug zu anderen und zur Welt setzen – kann, resultiert demnach in einer Geste des Sich-Verschließens, einem Einfrieren der Körperbewegung, im Verlust der Stimme, einem Rückzug von der Welt. In einem solchen Fall, schreibt Merleau-Ponty (1966: 197),

[...] hat sich die Bewegung auf die Zukunft, die lebendige Gegenwart oder auf die Vergangenheit hin und das Vermögen zu lernen, zu reifen, mit Anderen in Kommunikation zu treten, gleichsam festgefahren in einem leiblichen Symptom, die Existenz hat sich verknötet, der Leib ist zum »Schlupfwinkel des Seins« geworden.

Anders Dell Hymes (1996), der sich dem Begriff der Stimme von seinem Gegenteil her annähert, also der Verweigerung von Stimme, was er am Beispiel unterprivilegierter Gruppen in den Vereinigten Staaten darlegt. Davon ausgehend entwickelt er (im Marx'schen Sinn) die Unterscheidung zwischen einer *negativen* und einer *positiven Freiheit des Sprechens*. Unter *negativer Freiheit* versteht Hymes (1996: 64) »the freedom from denial of opportunity due to something linguistic, whether in speaking or reading and writing«, also die Absenz sprachlicher Barrieren im weitesten Sinn. *Positive Freiheit* dagegen umfasst ihm zufolge »the freedom for satisfaction in the use of language«. Beide Aspekte von Freiheit konvergieren in einer Konzeption von Stimme, die Hymes (1996: 64) folgendermaßen fasst: »freedom to have one's voice heard, freedom to develop a voice worth hearing«.

Aus verschiedenen Perspektiven beleuchten die hier skizzierten Zugänge in komplementärer Weise, was es bedeutet, eine Stimme zu haben oder nicht zu haben, einen anerkannten sozialen Standort, von dem aus zu sprechen man legitimiert ist. Im Folgenden soll gezeigt werden, dass Prekarität,

Traumatisierung und Stimmverlust eng miteinander verwoben sind: Eine Traumatisierung kann den Verlust der Stimme nach sich ziehen, aber ebenso kann ein fortgesetztes Aberkennen von Stimme als traumatisch erfahren werden. Im Gegenzug bedeutet Entwicklung von Resilienz auch die Entwicklung einer Stimme und einer resonanten Weltbeziehung (Rosa 2016), wobei eine Stimme zu haben gleichzeitig ein Resultat von und eine Voraussetzung für Resilienz darstellt.

3 »Ohne eine Sprache is sehr schwer« – Sprachideologien, Spracherleben und Sprachrepertoire

3.1 Körperlich-emotionale Dimensionen von Sprache

Das Interview, das im Folgenden diskutiert wird, wurde im Zuge eines transdisziplinären Forschungsprojekts¹ geführt, in dem Zusammenhänge von Mehrsprachigkeit, Trauma und Resilienz exploriert wurden (Busch & Reddemann 2013; Busch & Busch 2013). Aus einem Korpus von dreizehn biographisch orientierten Gesprächen, wurde das Gespräch mit Frau L. für diesen Beitrag ausgewählt, weil aus ihren Darstellungen deutlich wird, welch tiefgreifenden Einfluss Prekaritätserfahrungen auf Spracherleben und Sprachrepertoire haben können.

Das Projekt orientierte sich am Konzept *Spracherleben*, das die intersubjektive, körperlich-emotionale Dimension von Sprache in den Vordergrund stellt. Unter Spracherleben verstehe ich die Art, wie man sich in einer verbalen Interaktion in Relation zum Gegenüber selbst erlebt (Busch 2015). In jeder Interaktion bewerten wir die Sprechweise unseres Gegenübers und richten unser Sprechen danach aus, d. h. wir bringen die ›Sprache‹, das Register, den Tonfall, die Mimik usw. zum Einsatz, die uns situationsadäquat erscheinen. Es handelt sich dabei um wechselseitige Prozesse der Typisierung (oder Stereotypisierung), bei denen das Gegenüber aufgrund seines Sprechens taxiert und einer bestimmten sozialen Kategorie

¹ *Mehrsprachigkeit und Resilienz – eine transdisziplinäre explorative Pilotstudie* (2012–2014) unter Leitung von Martin Aigner (Psychiatrie und psychotherapeutische Medizin, Medizinische Universität Wien), Brigitta Busch (Institut für Sprachwissenschaft, Universität Wien) und Luise Reddemann (Psychotraumatologie und psychologische Medizin, Universität Klagenfurt)
<http://heteroglossia.net/Resilienz-und-Mehrsprachigkeit.121.0.html>

zugeordnet wird, die mit bestimmten Eigenschaften verknüpft wird. Das sind gleichzeitig auch Prozesse der Stilisierung, durch die wir uns als einer bestimmten Kategorie zugehörig oder nicht zugehörig zu erkennen geben wollen (Spitzmüller 2013). Meist laufen diese metapragmatischen Prozesse unbewusst ab. Ins Bewusstsein rücken sie oft erst dann, wenn wir aus der Reaktion des Gegenübers entnehmen, dass etwas ›nicht passt‹. Wesentlich sind dabei Grunderfahrungen entlang der drei Achsen Anerkennung–Nichtanerkennung, Zugehörigkeit–Ausschluss, Macht–Ohnmacht (Busch 2015). Solche mit Emotionen verbundenen Interaktionserfahrungen schreiben sich – durch häufige Wiederholung oder durch ihren einschneidenden Charakter – ins Körpergedächtnis ein. In Form des individuellen Sprachrepertoires bilden sie eine intersubjektiv angeeignete, sprachlich-kommunikative Disposition, werden also Teil dessen, was Pierre Bourdieu (1990) mit den Begriffen *Habitus* und *Hexis* beschreibt. Eine zentrale Stellung nehmen dabei Sprachideologien ein, also Diskurse, die Sprachen und Sprechweisen bewerten und mit typisierten Zuschreibungen und Verhaltensweisen verknüpfen.

Im genannten Forschungsprojekt kam ein multimodales, kreatives Verfahren zur Anwendung, bei dem eine sprachbiographische Erzählung durch das vorangehende Zeichnen eines Sprachenportraits elizitiert wird (Busch angenommen). Die im Zuge von Einzelgesprächen an die Teilnehmer*innen gerichtete Einladung, ihr Sprachrepertoire, ihr Sprach erleben und ihre sprachlichen Zukunftsprojektionen bildlich darzustellen und darüber zu sprechen, erwies sich als geeigneter Zugang, um sich dem Biographischen zu nähern, ohne Traumatisches oder Belastendes anzusprechen. Der Umstand, dass Sprache in zweifacher Weise konzipiert werden kann – einerseits als eng mit dem eigenen Erleben verknüpfter emotionaler Raum, andererseits als externalisiertes Objekt der Beobachtung – erlaubte es den insgesamt dreizehn Teilnehmer*innen, den Grad der Nähe oder Distanz zu sich selbst in jedem Moment des Gesprächs zu regulieren. Das Sprachenportrait diente in den Gesprächen immer wieder als Bezugspunkt.

Phänomene von Mehrsprachigkeit werden in der Therapiewissenschaft nicht selten unter dem Gesichtspunkt einer Dichotomie zwischen Erst- und Zweitsprache gefasst, wobei erstere oft als mit Kindheitserinnerungen verbundene, emotional besetzte Sprache, letztere als nach vorn gerichtete, quasi ›neutrale‹ Sprache gewertet wird (Pavlenko 2005; Amati Mehler et al. 2010). Demgegenüber verstehe ich das semiotische Repertoire als ein

Ensemble an sprachlichen und kommunikativen Dispositionen, die sich in Situationen und Szenen erlebter intersubjektiver Kommunikation entlang der Lebensachse herausbilden, einander überlagern und sich verändern. Aus dieser Sicht scheint die Annahme begründet, dass das Sprechen über eigenes Spracherleben auch einen Zugang zu weiter zurückliegenden Erfahrungsschichten öffnen kann (Busch 2015).

3.2 Isolation, Angst und Zorn – ein Leben in Ungewissheit

Frau L. zeichnet in ihr Sprachenportrait (Abb. 1) der Reihe nach folgende Sprachen ein: Deutsch (rot in der Herzgegend), Ukrainisch (blau im Bauch), Rumänisch (pink an der Seite), Englisch (gelb als Wunschsprache), Russisch und Serbisch (blau und grün in einem Arm), Bulgarisch (violett im anderen Arm). Weitere Elemente setzt sie im Lauf des Gesprächs hinzu: das Orange im Kopf steht, wie sie sagt, für »Hilfe und Gespräche«, das Blau im Hals für »direktes Sprechen«, der gelbe Hof rund um das rote Herz für »Sprechen im Gebet«.

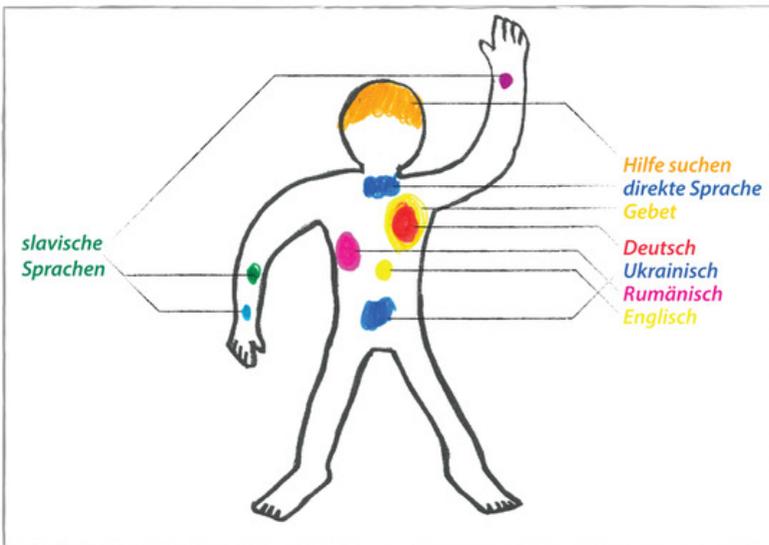


Abb. 1: Sprachenportrait von Frau L. – die von ihr in den vorgegebenen Körperumriss eingezeichneten Sprachen.

Frau L. ist in Rumänien aufgewachsen und war zum Zeitpunkt des Interviews um die vierzig Jahre alt. Nach der Hochzeit mit einem ebenfalls aus Rumänien stammenden Mann, der zu diesem Zeitpunkt bereits in Österreich arbeitete, war es ihr nicht möglich, ihm ins Ausland zu folgen. Fünf Jahre lang, die sie mit der gemeinsamen Tochter in Rumänien verbrachte, versuchte sie vergeblich, ein Visum zu erhalten. Um die Familie wieder zusammenzubringen, entschloss sie sich schließlich dennoch zur Ausreise. Während ihr Mann und der inzwischen geborene Sohn in Österreich über einen legalen Status verfügten, wurde ihr und der Tochter die Aufenthaltsbewilligung aus ihr unverständlichen Gründen verwehrt. Erst nach dreizehn Jahren, während derer sie und ihre Tochter ohne legalen Status waren, wurde ihnen die Aufenthaltsbewilligung endlich erteilt. Ihren psychischen Zusammenbruch, der relativ bald nach der Legalisierung ihres Status erfolgte, erklärt sie mit der Erschöpfung durch den endlosen »Kampf mit Papiere«, aus dem infolge einer Kumulation weiterer Probleme (Krankheit, Umzug, familiäre Konflikte, Wasserschaden...) ein »Zuviel« wurde. In einem permanenten Ausnahme-Zustand der Prekarität zu leben hieß für sie, ständig unvorhersehbaren und undurchschaubaren Entscheidungen ausgeliefert zu sein, die jede Lebensplanung durchkreuzten. Frau L. insistiert auf diesem Aspekt:

ich kann mir [die Verweigerung der Aufenthaltsbewilligung] bis heute nicht erklären. Ich weiß nicht die Grund und ich weiß nicht diee (2s)/ und jetzt bin ich endlich zu müde. [...] manchmal bin ich sauer, manchmal bin ich wütend, weil • denk ich mir, wenn ich hätte • längere Jahre gearbeitet, hätte v/ • • viel erreicht auch für Familie und für mich [...].

Frau L. beschreibt ihren insgesamt achtzehnjährigen, kräftezehrenden Kampf um Papiere und Anerkennung als eine Periode, in der sie das Vertrauen in ein strukturiertes, vorhersehbares und verstehbares Umfeld verliert – alles Voraussetzungen, die Aaron Antonovsky (1979) zufolge im Umgang mit belastenden Erfahrungen von entscheidender Bedeutung sind.

Als Gegenbild entwirft Frau L. ihre Vorstellung eines Lebens, in dem die Dinge ›normal‹, strukturiert und vorhersehbar verlaufen:

ich hätte schon gern, a, a, normales Job, a fixes Job,/ dass ich auch wie alle andere normale Menschen, in • • Arbeit gehe und komme

Im Kontrast dazu steht ihre Sicht auf die Jahre ohne regulären Status:

L: Ahm (1,5s) das war so: Ich habe immer Angst gehabt, dass ich ah auf-geschoben werde //

I: Abgeschoben.

L: abgeschoben, //

I: Ja. // [...]

L: und ich hab immer geguckt, wenn a Polizeiauto oder < so • • ((leicht zittrig)) > vorbei, ich war im Fenster, immer, das war • • über zehn Jahre.

Aus Angst davor entdeckt, denunziert und angefeindet zu werden, schränkt sie ihre Kontakte zur Welt außerhalb der Kernfamilie so weit als möglich ein:

L: Früher war ma gemobbt und von Nachbar und das war schwer, weil ich war ganze Za/ Zeit zuhause mit Kinder. Meine Mann war in Arbeit [...] er [der Nachbar] hat so geschrien und so hat ah • • geschrien: »Scheiß Ausländer!« Und »Gehts ihr weg!« und, und hat so viel Schlüssel hier gehabt, hat alles zugesperrt, zehn Mal kon/ zu kontrolliert, und dann ich mu/ ich musste auch ab und zu in Garten mit Kinder. Weill das geht nicht, ne? //

I: Natürlich. Nein. //

L: nur drinnen und, und, und die Gardinen zu und Fenster zu

Die Ängste, die Frau L. hier zum Ausdruck bringt, werden stellvertretend durch den Nachbarn repräsentiert: Mit seinen fremdenfeindlichen Äußerungen spricht er ihr das Existenzrecht ab und vermittelt ihr zugleich das Gefühl, überwacht und eingesperrt zu sein. Was sie schildert, ist eine

Situation des Eingesperrtseins und der sozialen Isolation, in der sie gleichsam unsichtbar und unhörbar werden muss, eine Erfahrung des Sich-nicht-Mitteilen-Könnens, auf die sie im Gespräch mehrfach in unterschiedlichen Zusammenhängen zurückkommt. Es sind Situationen, in welchen der Mensch nach Arendts (1986 [1955]: 613) Worten »den Standort in der Welt verliert, durch den allein er überhaupt Rechte haben kann und der die Bedingung dafür bildet, daß seine Meinungen Gewicht haben und seine Handlungen von Belang sind«.

3.3 Wiederaufrufen früheren Erlebens

An anderer Stelle des Interviews spricht Frau L. von ihrer Kindheit und Jugend in einem ukrainischsprachigen Dorf in Rumänien und hebt dabei verschiedene Erinnerungen hervor, die mit dem Minderheitenhintergrund der Familie zu tun haben. Zu dem, was sie über ihre Erfahrungen als Migrantin ohne regulären Status in Österreich erzählt, gibt es eine Parallelerzählung über die als ambivalent erlebte Zugehörigkeit zu einer diskriminierten Minderheit im totalitären Rumänen Ceauşescus. Eingesperrt und überwacht sein, keine Sprache haben oder eine ›falsche‹ – die Vorstellungen, mit denen Frau L. die Jahre der Ungewissheit in Österreich verbindet, finden sich ganz ähnlich in der Erzählung über ihre Kindheit und Jugend im Dorf.

In den späten 1970er Jahren, als Frau L. ihre Schullaufbahn begann, war die rumänische Sprachenpolitik auf Homogenisierung und Rumänisierung ausgerichtet. Schulen mit ukrainischer Unterrichtssprache wurden geschlossen, die griechisch-katholische Kirche, der die meisten ukrainischsprachigen Rumänen angehörten, wurde als solche verboten und als Unterorganisation der rumänisch-orthodoxen Kirche einverleibt. Diese Politik hatte eine massive Assimilierung zur Folge, die sich in den offiziellen Statistiken in einem dramatischen Rückgang der Personen, die sich als Ukrainer*innen bezeichneten, manifestierte (Yuriychuk 2014: 60–61).

Frau L. erinnert sich an die ersten Monate in der Schule, in der die Lehrerin ausschließlich Rumänisch sprach. Zum ersten Mal entdeckte das Kind, dass es jenseits der kleinen Minderheiten-Sprach-Welt, in der es mit

seiner Familie lebte, eine andere gab, zu der es sich den Zugang erst erkämpfen musste:

mit sieben Jahren ich könnte keinee • • Wort Rumänisch. Und da war ich • • sauer, wütend, (1s)/ ich könnte gar nix mit Lehrerin kommunizieren erste halbe Jahr. [...] ich hab auch rumänische äh • • Staatsbürgerschaft. Ich hab mich dann danach auch wie a Rumäner gefühlt, aber trotzdem, das, das in Kindheit war • • / für mich war verwirrend, komisch./ Auch schwierig hab ich empfunden./ Nicht jetzt nur auf Sprache, sondern vielleicht mehr auf meine Eltern, ich < weiß es nicht. ((leicht lachend)) > Weill (1s) mit sieben Jahre dann keine Wort, und in/ direkt in eine rumänische Schule, das war schon/

Sauer und *wütend* sind genau die Wörter, die Frau L. im Interview auch an jener Stelle verwendet, in der sie über ihr späteres Leben in Österreich spricht, im Speziellen darüber, wie undurchschaubar und willkürlich ihr die Entscheidung der Behörden erscheint, ihr und der Tochter (im Gegensatz zu Ehemann und Sohn) die Aufenthaltsbewilligung zu verweigern. Auch in der oben zitierten Stelle beziehen sich die beiden Wörter auf eine Situation des Nicht-Verstehens, in diesem Fall auf das Nicht-Verstehen der Sprache, in der die Lehrerin zu den Kindern spricht, und ein Nicht-Verstehen des Umstands, warum die Lehrerin eine andere Sprache spricht als die Schüler*innen. Das Kind macht die irritierende Erfahrung, wie die Grenzen des eigenen Sprachrepertoires ein Hindernis im Zugang zu einer weiteren Welt darstellen, zu der es sich hingezogen fühlt. In ihrer Erzählung verknüpft Frau L. die Erfahrung, sprachlich eingesperrt zu sein, mit der Lehrerin nicht kommunizieren zu können, mit einem Gefühl von Enttäuschung und Wut.

Im Zusammenhang mit der Erzählung über ihre Kindheit und Jugend im Dorf spricht Frau L. auch das Problem an, einem andauernden Konformitätsdruck ausgesetzt gewesen zu sein:

<sso war die Mentalität oder ich weiß es nicht. ((schnell)) > Aber das war alles • • geh/ »Wir gehen in die Kirche, weil die Nachbarn gehen auch.« Das hat mich so genervt! [...] »Was sagt die Nachbar?«. »Was sagt die Onkel?«. Oder sa/ hat meine Mutter gesagt: »Darf ma ned

schlafen bis neun, weil Leute sehen keine Rauch.«/ So und dann müss ma einheizen in die Früh und dann kann ma noch a bissi legen

Die Gesprächssequenz über ihre Kindheit und Jugend in Rumänien schließt Frau L. mit der Feststellung: »wir waren sehr zugesperrt mit Kommunismus. Mit Ceaușescu«. Der Konformitätsdruck wird aber nicht nur vom Regime ausgeübt, sondern gleichsam gedoppelt durch einen zweiten innerhalb jener Gruppe, die vom Regime diskriminiert und ausgegrenzt wird. Repräsentiert wird dieser Druck in Frau L.s Erzählung durch die Angst der Mutter vor dem Gerede im Dorf und durch ihre Forderung, nur ja nicht aufzufallen, sondern zu machen, was alle machen, oder zumindest so zu tun als ob. Signifikant in dieser Hinsicht ist auch, dass Frau L. sich im Interview daran erinnert, wie die Mutter von der Tochter verlangte, auf Ukrainisch zu beten, nicht auf Rumänisch. Dem Druck des Regimes, sich der offiziellen Sprache und dem Assimilationsdiskurs anzupassen, steht die Reaktion seitens der ausgegrenzten Gruppe gegenüber, sich auf sich selbst zurückzuziehen.

Von einem solchen doppelten Druck, dem Angehörige einer ausgegrenzten Gruppe ausgesetzt sein können – von außen auf die Gruppe, von innen durch die Gruppe – spricht auch Jacques Derrida (2014), indem er sich auf seine eigene Erfahrung als jüdisches Kind in Algerien bezieht, das aufgrund der antisemitischen Politik der französischen Kolonialverwaltung zur Zeit des Vichy-Regimes von der Schule verwiesen wurde. Für Derrida wird diese biographische Erfahrung zu einem Schlüsselerlebnis – sowohl eines traumatischen Nicht-Dazugehörens als auch einer ersten Revolte. Die Revolte des Kindes, richtete sich, wie er hervorhebt, sowohl gegen das antisemitische Herdenverhalten (*la grégarité raciste*) der Regimeanhänger (Derrida 2014: 36) als auch, wie Derrida zu seinem eigenen Erstaunen feststellt, gegen die reaktive Solidarität der diskriminierten Gruppe, die sich aus Selbstschutz nach außen abschließt und auf sich selbst zurückzieht.

Was Frau L. ihrer Aussage zufolge als Jugendliche *genervt* hat, war aber nicht nur der Druck zur Konformität, sondern auch die zwiespältige Weise, mit diesem Druck umzugehen: Man braucht sich nicht unbedingt ganz anzupassen, aber man soll zumindest so tun, als würde man. Es handelt sich dabei um eine Form von ›Doppeldenk‹, die Tzvetan Todorov (1985) als charakteristisches Phänomen totalitärer Systeme identifiziert. Er stützt sich dabei auf Beobachtungen, die er bei einem Besuch im kommunistisch regierten Bulgarien machte, aus dem er lange zuvor ausgewandert war. Mit

Verweis auf Bachtin stellt er fest, dass – als Antwort auf eine schizophrene Situation – zwei einander widersprechende und zugleich ergänzende Diskurse nebeneinander bestehen: ein öffentlicher Diskurs, der einer stabilen Ideologie folgt (*vérité de conformité*) und ein privater, der sich den wechselhaften Erfordernissen des Augenblicks anpasst (*vérité d'adéquation*). Todorov zufolge beherrschen die Sprecher*innen den Wechsel von einem Diskurs zum anderen und die Wahl des jeweils adäquaten Registers perfekt, ohne dies je lernen zu müssen. Diese grundsätzliche Dualität erkennt Todorov nicht nur unter den Bedingungen totalitärer Herrschaft; aber nirgends sonst, sagt er, ist das Subjekt in so fundamentaler Weise bedroht, wenn öffentlicher und privater Diskurs vermischt wird, anstatt peinlich voneinander geschieden zu werden.

3.4 Sprachliche Ressourcen zur Stärkung von Resilienz

Frau L. brachte im Gespräch aber auch zum Ausdruck, wie unerwartete oder unterbewertete sprachliche Ressourcen aufgefunden und entwickelt werden können, um Resilienz zu stärken – sozusagen im Gegenzug zu dem mit einem Leben im ›Ausnahmestand‹ verbundenen traumatischen Verlust von Handlungs- und Sprachfähigkeit. Solche Ressourcen umfassen unter anderem Möglichkeiten einer nicht konventionalisierten sprachlichen Kommunikation, die ich als ›Heteroglossie des Überlebens‹ bezeichnen möchte, aber auch die Fähigkeit, Ausdrucksmöglichkeiten zu aktivieren, die mit dem verbunden sind, was Julia Kristeva (2002 [1975]) die semiotische Dimension von Sprache nennt, und nicht zuletzt auch das Kämpfen um eine Form der Anerkennung, die es einem möglich macht, erneut einen Standort zu beziehen, von dem aus man sprechen und handeln kann.

Frau L. berichtet darüber, wie sie die Isolation, in der sie sich als Migrantin ohne regulären Status befand, gelegentlich durchbrechen und sich mit Nachbarinnen unterhalten konnte, die, ebenfalls als Migrantinnen, aus Bosnien, Bulgarien oder der Türkei nach Österreich gekommen waren. Damit eine Kommunikation zustande kam, mussten die Beteiligten auf unterschiedliche sprachliche Ressourcen zurückgreifen. Frau L., wie sie sagt,

besonders auf ihr Ukrainisch, das ihr den Zugang zu anderen slawischen Sprachen geöffnet hat:

Und da hab ich a bissi auf < Ukrainisch ((lachend)) >
und, und, und • war bissi gemischt, und • • is gegangen.
Wir könnten uns • v/ wie sagt ma, verständigen.

Damit umschreibt Frau L. eine Art *translanguaging* (Garcia 2009), das sich auf die heterogenen sprachlichen Repertoires stützt, die sie und ihre Nachbarinnen in die Interaktion einbringen. Der gemeinsame Boden ist in diesem Fall nicht eine bestimmte *lingua franca*, z. B. die offizielle Sprache des Einwanderungslandes, sondern die gegenseitige Anerkennung heteroglossischer Ressourcen. Heteroglossie fungiert hier als Mittel, um eine erzwungene Sprachlosigkeit zu durchbrechen und ein, wenn auch prekäres, soziales und sprachliches ›Überleben‹ zu ermöglichen. Das Beispiel von Frau L. hebt zudem die Bedeutung hervor, die dem gesamten sprachlichen Repertoire zukommt, wenn es darum geht, in einer neuen Sprachumgebung Fuß zu fassen.

Die meisten Personen, mit denen wir im Rahmen unseres Projekts zu Sprache und Trauma Gespräche geführt haben, haben als sprachliche Ressourcen auch spezifische Arten von Sprechen oder Sprache angeführt, in denen die poetische oder semiotische Dimension im Vordergrund steht. Auch Frau L. kommt auf eine solche zu sprechen:

Und auch, auch, auch das Singende in die Kirche, das/
das gefällt mir • so, so von • • Hören. • Von • / weil
die Wörter is/ die Bedeutung ist gleich.

In den liturgischen Gesängen, die Frau L. als Ressource nennt, steht nicht die referentielle Bedeutung der Wörter oder Zeichen im Vordergrund, sondern deren semiotische, materielle Qualitäten wie Rhythmik und Intonation. Für Julia Kristeva (2002 [1975]) ist dieses Semiotische gerade durch Vieldeutigkeit charakterisiert. Es verweist ihr zufolge zurück auf das Brabbeln und die rhythmische Intonation in der frühen Interaktion zwischen dem Kleinkind und seinen engsten Bezugspersonen und tritt später, im Erwachsenenalter, in der poetischen oder musikalischen Sprache, aber auch im Spiel mit Sprache wieder hervor. Kristeva schreibt dieser semiotischen Dimension von Sprache eine besondere Bedeutung in Momenten zu, wenn das sprechende Subjekt, etwa im Zug einer Psychose, vom Zusammenbruch der symbolischen Funktion bedroht ist. Es ist

naheliegend, dass die Aktivierung semiotischer Ressourcen auch für traumatisierte Menschen eine besondere Bedeutung haben kann. Die Schwierigkeit, das Trauma in Worte zu fassen, es symbolisch zu repräsentieren und in eine Erzählung des Selbst zu integrieren, scheint dieser anderen, semiotischen Dimension von Sprache erhöhtes Gewicht zu verleihen (Busch & McNamara 2020; Busch 2020).

Schließlich bringt Frau L. im Gespräch auch den intensiven Wunsch zum Ausdruck, ihr Deutsch zu verbessern, das sie sich, wie sie sagt, beim Fernsehen und beim Lesen von Zeitschriften oder Büchern selbst angeeignet hat. An mehreren Stellen des Interviews betont Frau L., wie wichtig Deutsch, das sie in ihrem Sprachenportrait mit roter Farbe in die Herzgegend eingetragen hat, für sie ist.

Ja. Das liegt mir am Herzen. [...] ohne deutsche Sprache ich könnte mir nicht vorstellen, hier zu leben, mein ich, • dass es ohne eine Sprache in eine Land, is sehr schwer. [...] Ahm • • ich bin froh, dass ich die Sprache • • gelernt habe, • ahm • ich bin noch nicht zufrieden, • • ich möchte gern (2,5s)/ ich mach das fast wie perfekt [...] ich finde sehr wichtig, weil ich hier lebe und • • mit meine Kinder und Familie/ und gefällts mir auch. Kann man auch in mehrere • • Länder • benützen • • is für mich is a Fremdsprache, (1,5s) ahm (1,5s) ja.

Der Wunsch, möglichst gut Deutsch zu sprechen, entspricht Frau L.s Willen, wieder Boden unter den Füßen zu haben, einen Standort einzunehmen, von dem aus sie sich in Bezug zur weiteren Welt setzen kann. Aus der oben zitierten Stelle wird klar, dass sie Deutsch als einen Schlüssel sieht, der ihr sogar den Zugang zu anderen Ländern öffnen kann. Frau L.s Insistieren auf sprachliche Perfektion und, wie sie später im Interview ausführt, das Beherrschen der Grammatik, deuten auf einen anderen Diskurs hin, der nicht die Rolle von Sprache in der Alltagskommunikation im Auge hat, sondern die Funktion sozialer Normsetzung und sozialer Distinktion. Auf der Ebene des Spracherlebens bedeutet dies, dass sich die Sprecher*innen – durch die Augen der anderen – selbst als defizitär wahrnehmen und sich nicht als legitime Sprecher*innen anerkannt fühlen. In mehreren Gesprächen, die wir im Rahmen des Projekts geführt haben, brachten Teilnehmer ihre ambivalenten Gefühle gegenüber der deutschen Sprache zu Ausdruck. Sie nahmen Deutsch als eine unverzichtbare und in hohem Maß

erstrebenswerte, aber gleichzeitig fast unerreichbare Sprache wahr. Dies kann als Hinweis darauf verstanden werden, welche Wirkung paternalistische Diskurse haben, die Migrant*innen nahelegen, dass man Deutsch nicht nur lernen muss, sondern es im eigenen Interesse lernen *wollen* muss (Dorostkar 2012).

Als Frau L. nach achtzehn Jahren der Ungewissheit, der Anspannung und des Kampfes mit den österreichischen Behörden endlich die Aufenthaltsbewilligung erhielt, wurde es für sie zum ersten Mal möglich, der angehäuften Erschöpfung nachzugeben. Erst nach einiger Zeit, zum Zeitpunkt, als das Gespräch mit ihr geführt wurde, war sie in der Lage wahrzunehmen, dass ihr neuer Status mehr Vorhersehbarkeit und Sicherheit bieten würde. Sie erkennt die Möglichkeit, den eingeübten Reflex, sich möglichst unsichtbar und unhörbar zu machen, zu überwinden und sich Schritt für Schritt von der Gewalterfahrung der Sprach- und Stimmlosigkeit zu befreien.

4 Schlussfolgerungen

Aus der Erzählung von Frau L. lässt sich herauslesen, dass die Verweigerung fundamentaler Rechte unter den Bedingungen von Migration und Prekarisierung (in ihrem Fall unter anderem die Verweigerung des Rechts auf ein geregeltes Familienleben) sich, was das Spracherleben anbelangt, auf verschiedenen Ebenen niederschlägt: Auf Diskursebene können fremdenfeindliche und rassistische Diskurse (in Frau L.s Erzählung werden sie durch den feindseligen Nachbarn repräsentiert) ebenso wie bürokratische Regelungen und Praktiken, die mit Politiken der Exklusion einhergehen, als massive Bedrohung erlebt werden. Auf der Ebene des Sprachgebrauchs kann die Erfahrung, nahezu immer und ausschließlich nach der Kompetenz in einer einzigen Sprache (der offiziellen Sprache des Landes der Ankunft) beurteilt zu werden, als Erniedrigung und Angriff auf die eigene Würde erlebt werden. Auf der Ebene der Stimme macht die Verweigerung eines legitimen Standorts innerhalb der sozialen Welt es schwer, sich als sprechendes Subjekt gegenüber anderen zu positionieren.

Sich ständig wiederholende Situationen, in denen einer Person die Qualität eines sprechenden und handelnden Subjekts abgesprochen wird, können, wie das Frau L. zum Ausdruck bringt, als leidvoll und traumatisierend erfahren werden. Gleichzeitig bringt ihre Erzählung aber

auch die Fähigkeit zum Vorschein, in extrem schwierigen Situationen bemerkenswerte Kräfte und Ressourcen zu entwickeln: Frau L. schafft es nach fünf Jahren erzwungener Trennung, die Familie an einem Ort zu vereinen; sie kämpft unbeirrt weitere dreizehn Jahre um eine Aufenthaltsbewilligung für sich und ihre Tochter; sie entdeckt die Macht, die in der poetischen, semiotischen Dimension von Sprache liegt und macht sie sich in Momenten der Entspannung zu Nutze; sie entwickelt spezifische heteroglossische Kommunikationspraktiken, um mit den Nachbarinnen in Kontakt zu treten; mit dem Ziel, sich auf eine erweiterte Welt hin zu projizieren, bringt sie sich selbst Deutsch bei (einen Kurs konnte sie mit ihrem irregulären Status nicht besuchen) und unternimmt, nach all den Jahren des Lebens in Ungewissheit, große Anstrengungen, in ein geregeltes Berufsleben einzusteigen.

Das diskutierte Beispiel macht deutlich, dass die Prekaritätserfahrung vom Leben an der Schwelle zwischen zwei Welten zu einem anhaltenden Zustand werden kann. Wenn Liminalität, das Dazwischensein, nicht ein Moment des Übergangs ist, sondern in einen Dauerzustand übergeht (vgl. Lehner i. d. Bd.), so wird Normalität als quasi utopischer Gegenentwurf zur täglich gelebten Prekarität konstruiert.

Wie die Psychotherapeutin Luise Reddemann (2011) deutlich macht, kann Heilung im Fall von Traumata nicht als *restitutio ad integrum* begriffen werden, sondern als Prozess, der Narben hinterlässt. Der Heilungsprozess ist kein ausschließlich individueller Prozess, sondern hängt genauso vom Umfeld ab, von der unmittelbaren zwischenmenschlichen Umgebung ebenso wie von soziopolitischen Rahmenbedingungen. Ein Faktor, der dazu beitragen kann, Resilienz zu stärken, ist die Anerkennung der leidvollen Erfahrungen, durch die man gegangen ist. Eine solche Anerkennung bietet die Möglichkeit, die eigene traumatische Erfahrung in Bezug zu denen anderer zu setzen, die eigene Biographie in eine größere Erzählung einzuschreiben. Ebenso wichtig aber ist es, die persönlichen Ressourcen anzuerkennen und wertzuschätzen, auf die betroffene Menschen zurückgreifen und die sie weiter entwickeln. Das gilt auch für das sprachliche Repertoire, das Menschen ›in Bewegung‹ mitbringen und das sie entsprechend den neuen Anforderungen und Bedürfnissen adaptieren. Und schließlich ist es entscheidend, außerhalb der Gefahr zu sein, sich also in einer Situation zu befinden, die als einigermaßen sicher und geschützt empfunden werden kann. Erst so wird es, um mit Hymes (1996) zu sprechen, möglich, sich aus der Gewalterfahrung der Stimmlosigkeit zu befreien und

eine Stimme zurückzugewinnen, die es – in der Wahrnehmung anderer und in der eigenen Wahrnehmung – wert ist, gehört zu werden.

Literatur

- Agamben, Giorgio. 1998. *Homo sacer: Sovereign power and bare life*. Stanford: Stanford University Press.
- Amati Mehler, Jacqueline, Simona Argentieri & Jorge Canestri. 2010. *Das Babel des Unbewussten: Muttersprache und Fremdsprachen in der Psychoanalyse*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Antonovsky, Aaron. 1979. *Health, stress and coping*. San Francisco: Jossey-Bass Publishers.
- Arendt, Hannah. 1952. *The origins of totalitarianism*. New York: Harcourt Brace.
- Arendt, Hannah. 1986 [1955]. *Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft: Antisemitismus, Imperialismus, totale Herrschaft*. München: Piper.
- Bachtin, Michail M. 1979 [1934–1935]. Das Wort im Roman. In Michail M. Bachtin, *Ästhetik des Wortes* (Rainer Grübel, Hg.), 154–300. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Becker, David. 2014. *Die Erfindung des Traumas: Verflochtene Geschichten*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Bourdieu, Pierre. 1990. *Was heißt sprechen? Die Ökonomie des sprachlichen Tausches*. Wien: Braumüller.
- Busch, Brigitta. 2012. The linguistic repertoire revisited. *Applied Linguistics* 33(5), 503–523.
- Busch, Brigitta. 2015. Zwischen Fremd- und Selbstwahrnehmung: Zum Konzept des Spracherlebens. In Anna Schnitzer & Rebecca Mörgen (Hgg.), *Mehrsprachigkeit und (Un)gesagtes: Sprache als soziale Praxis im Kontext von Heterogenität, Differenz und Ungleichheit*, 49–66. Weinheim, Basel: Beltz Juventa.
- Busch, Brigitta. 2020. Message in a bottle: Scenic presentation of the unsayable. *Applied Linguistics* 41(3), 408–427.
- Busch, Brigitta. 2018. Das Sprachenportrait in der Mehrsprachigkeitsforschung. *Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie* 93, 53–70.
- Busch, Brigitta & Thomas Busch. 2013. Sprachen der Verletzung, Sprachen als Ressource: Mehrsprachigkeit und traumatisches Erleben. In Astrid Lampe, Peer Abilgaard & Klaus Ottomeyer (Hgg.), *Mit beiden Augen sehen: Leid und Ressourcen in der Psychotherapie. Luise Reddemann zum 70. Geburtstag*, 95–117. Stuttgart: Klett Cotta.

- Busch, Brigitta & Tim McNamara. 2020. Language and trauma: An introduction. *Applied Linguistics* 41(3), 323–333.
- Busch, Brigitta & Luise Reddemann. 2013. Mehrsprachigkeit, Trauma und Resilienz. *Zeitschrift für Psychotraumatologie* 11(3), 23–33.
- Derrida, Jacques. 2014. *Le dernier des Juifs*. Paris: Galilée.
- Dorostkar, Niku. 2012. Linguistischer Paternalismus und Moralismus: Sprachbezogene Argumentationsstrategien im Diskurs über ›Sprachigkeit‹. *Aptum* 1, 61–84.
- Fischer, Gottfried & Peter Riedesser. 1998. *Lehrbuch der Psychotraumatologie*. Berlin: Springer.
- Fischer, Miriam. 2012. »Die Welt ist fort, ich muss dich tragen« (Celan) – Zum sprachlichen Umgang mit Grenz-(Nicht-)Erfahrung. In Emil Angehrn & Joachim Küchenhoff (Hgg.), *Macht und Ohnmacht der Sprache: Philosophische und psychoanalytische Perspektiven*, 137–160. Weilerswist: Velbrück.
- García, Ofelia. 2009. Education, Multilingualism and Translanguaging in the 21st Century. In Ajit K. Mohanty, Minati Panday, Robert Phillipson & Tove Skutnabb-Kangas (Hgg.), *Multilingual Education for Social Justice: Globalising the Local*, 140–158. New Dehli: Orient BlackSwan.
- Husserl, Edmund. 1985 [1939]. *Erfahrung und Urteil: Untersuchungen zur Genealogie der Logik*. 6. Aufl. Hamburg: Meiner.
- Hymes, Dell. 1996. *Ethnography, Linguistics, Narrative Inequality: Toward an Understanding of Voice*. London: Taylor & Francis.
- Janet, Pierre. 1904. L'amnésie et la dissociation des souvenirs par l'émotion. *Journal de psychologie normale et pathologique* 5, 417–453.
- van der Kolk, Bessel, McFarlane, Alexander C. & Lars Weisaeth (Hgg.). 2007. *Traumatic stress: The effects of overwhelming experience on mind, body and society*. New York, London: The Guilford Press.
- Kristeva, Julia. 2002 [1975]. From one identity to another. In Kelly Oliver (Hg.), *The portable Kristeva*, 93–115. Aktualisierte Aufl. New York: Columbia University Press.
- Lutter, Christina & Markus Reisenleitner. 1998. *Cultural Studies: Eine Einführung*. Wien: Turia und Kant.
- Merleau-Ponty, Maurice. 1966. *Phänomenologie der Wahrnehmung*. Berlin: Walter de Gruyter.
- Pavlenko, Aneta. 2005. *Emotions and multilingualism*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Reddemann, Luise. 2011. *Psychodynamisch Imaginative Traumatherapie PITT – Das Manual*. Stuttgart: Klett Cotta.

- Rosa, Hartmut. 2016. *Resonanz: Eine Soziologie der Weltbeziehung*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Spitzmüller, Jürgen. 2013. Metapragmatik, Indexikalität, soziale Registrierung: Zur diskursiven Konstruktion sprachideologischer Positionen. *Zeitschrift für Diskursforschung* 3, 263–287.
- Todorov, Tzvetan. 1984. *Mikhail Bakhtin: The dialogical principle*. Manchester: Manchester University Press.
- Todorov, Tzvetan. 1985. Bilinguisme, dialogisme et schizophrénie. In Collectif (Hg.) *Du bilinguisme : Actes du colloque*, 11–38. Paris: Denoël.
- Vygotskij, Lev S. 1994. §14. The problem of the environment (1934). In René Van der Veer & Jan Valsiner (Hgg.), *The Vygotsky Reader*, 338–354. Hoboken: Wiley-Blackwell.
- Wellgraf, Stefan. 2018. *Schule der Gefühle: Zur emotionalen Erfahrung von Minderwertigkeit in neoliberalen Zeiten*. Bielefeld: transcript.
- Yuriychuk, Yuriy. 2014. The Ukrainian minority in Romania: Problems of preserving national identity. In: Mircea Brie, Ioan Horga & Sorin Şipoş (Hg.), *Ethnicity and intercultural dialogue at the European Union Eastern border*, 54–64. Cambridge: Cambridge Scholars Publishing.

Transkriptionsregeln

•	kurze Pause
• •	längere Pause
(2s)	gemessene Pause in Sekunden
/	Abbruch
//	keine Pause zwischen Sprecher*innen-Wechsel
< >	bezeichnet eine Sequenz mit bestimmter Intonation
(())	Kommentar bei der Transkription
[...]	meine Auslassungen oder Ergänzungen
diee/weill	gedehnter Laut

Ungewissheit während des Asylverfahrens

Agencykonstruktionen zwischen struktureller Verunsicherung und subjektiver Wahrheit

Sabine Lehner*

Wiener Linguistische Gazette (WLG)

Institut für Sprachwissenschaft

Universität Wien

Ausgabe 85 (2020): 125–155

Abstract

Asylum seekers often struggle with various insecurities and uncertainties, given the indeterminate duration and outcome of the asylum proceedings. The legal status of a person (e.g., asylum seeker, recognized refugee) regulates their agency and possibilities for participation. In the case of Austria, the temporary legal status of asylum seekers implies various restrictions and precarious living conditions. This contribution explores this dimension of uncertainty and the construction of agency of asylum seekers in Austria. On the basis of interviews with asylum seekers in Vienna, I investigate how interviewees construct themselves as agents and how they position themselves towards their current living conditions and their uncertain legal status. The contribution shows that the different interviewed asylum seekers face similar constraints and uncertainties, share similar experiences (i.e., waiting), and position themselves in similar ways. The paper presents the interviewees' complex positioning strategies, including strategies of resistance and distancing from structural constraints and dominant discourses.

Schlagwörter: Ungewissheit, Asylverfahren, Agency, Positionierung, Prekarität, Warten

* Sabine Lehner, Institut für Sprachwissenschaft, Universität Wien, Sensengasse 3a, 1090 Wien, sabine.lehner@univie.ac.at.

1 Einleitung

Die auf rechtlicher Ebene festgelegten Kategorien für Geflüchtete (Asylwerber*in, subsidiär Schutzberechtigte*r, Nicht-/Asylberechtigte*r etc.) reglementieren maßgeblich die Handlungs- und Partizipationsmöglichkeiten sowie Zukunftsperspektiven der betroffenen Personen in Österreich (vgl. Ataç & Rosenberger 2013). Das Asylverfahren, das Gewissheit über die Gewährung von Asyl oder eines anderen Aufenthaltsstatus in Österreich schafft, bedeutet allerdings für viele Asylwerber*innen angesichts der oft langen Verfahrensdauer und des unbestimmten Ausgangs Ungewissheit und wirkt sich belastend aus.

Der vorliegende Beitrag untersucht verschiedene Dimensionen der Ungewissheit während des Asylverfahrens und fokussiert auf Handlungsmöglichkeiten bzw. Agency¹ (vgl. Ahearn 2010; Lucius-Hoene 2012) von Asylwerber*innen. Dabei werden insbesondere zwei Ebenen in den Blick genommen: Erstens werden strukturell-institutionelle und rechtliche Bedingungen betrachtet, die das österreichische Asylregime konstituieren, Handlungsmöglichkeiten strukturell vorgeben und Ungewissheiten für die Betroffenen hervorbringen. Zweitens werden auf der Basis von Interviewdaten (Interviews mit Geflüchteten in Wien) Agencykonstruktionen von Betroffenen untersucht.

Die Daten sind Teil meines laufenden Dissertationsprojekts² über Grenz- und Raumerfahrungen von Geflüchteten in Österreich. Im Rahmen des Projekts habe ich u.a. eine ethnographische Untersuchung in einer Grundversorgungseinrichtung in Wien durchgeführt. Einige Bewohner*innen habe ich in Fotobefragungen und semi-strukturierten Interviews u.a. zu ihrem Leben in der Unterkunft, ihrer momentanen Situation in Wien bzw. Österreich befragt.

In informellen Gesprächen mit Bewohner*innen wie auch in Situationen, in denen ich mit ihnen u.a. an der Erstellung ihrer Lebensläufe arbeitete, wurde ich mir zunehmend der strukturellen (Handlungs-) Einschränkungen durch die gesetzlichen Bestimmungen, wonach Asylwer-

¹ Zur Frage der Übersetzungsmöglichkeit von *Agency* ins Deutsche siehe Fußnote 4.

² Ich möchte mich bei der Österreichischen Akademie der Wissenschaften (ÖAW) für die Unterstützung in Form des DOC-Stipendiums bedanken. Weiters danke ich meinen Interviewpartner*innen für die Beteiligung an diesem Projekt. Den Herausgeber*innen und der*dem anonymen Reviewer*in möchte ich ebenfalls für das hilfreiche und ausführliche Feedback danken.

ber*innen bspw. nicht arbeiten dürfen, bewusst. Einige Bewohner*innen sprachen nicht nur Handlungsbeschränkungen, sondern auch das Thema *Ungewissheit* an, beispielsweise wenn sie mir erzählten, wie lange sie schon in der Unterkunft wohnten und auf eine Einladung der Behörden zu einem Asylinterview warteten. Wie das (unbestimmt) lange Warten und die ungewisse, prekäre Aufenthaltssituation belastende Lebenssituationen produzieren, ist auch vielfach in der Literatur belegt (vgl. Brekke 2004; Lori 2017).

Basierend auf diesen Beobachtungen ergeben sich die folgenden Forschungsfragen, die im vorliegenden Beitrag behandelt werden: *Inwiefern stellen sich Interviewteilnehmer*innen, die sich im Asylverfahren befinden, als mit Agency ausgestattete Personen dar? Inwiefern beziehen sie sich auf (strukturell bedingte) Ungewissheiten? Wie positionieren sie sich gegenüber diesen Ungewissheiten?*

Im nächsten Abschnitt (Abschnitt 2) stelle ich das in sozialwissenschaftlichen und linguistisch-narrativen Studien entwickelte Konzept *Agency* und migrationswissenschaftliche Forschungszugänge zu Ungewissheit während des Asylverfahrens vor. Weiters skizziere ich die strukturellen Bedingungen des österreichischen Asylregimes. Anschließend (Abschnitt 3) präsentiere ich das methodische Vorgehen und stelle die Ergebnisse anhand von ausgewählten Aspekten vor. Abschließend (Abschnitt 4) fasse ich die wichtigsten Erkenntnisse zusammen.

2 Agency und Ungewissheit während des Asylverfahrens

In diesem Abschnitt wird zunächst das vorliegende Verständnis von *Agency* dargelegt (Abschnitt 2.1). Darauf folgt eine Auseinandersetzung mit Forschungsarbeiten, die sich dem Thema Ungewissheit im Zusammenhang mit Asylregimen/dem Asylverfahren beschäftigen und beleuchten, wie durch gewisse rechtliche Maßnahmen Subjekte und deren Partizipationsmöglichkeiten sowie *Agency* reguliert werden (Abschnitt 2.2). Abschließend wird ein Blick auf den rechtlich-strukturellen Rahmen des österreichischen Asylregimes geworfen (Abschnitt 2.3).

2.1 Agency als Analysezugang und sensibilisierendes Konzept

Mit dem Begriff Agency³ soll im vorliegenden Beitrag die Darstellung der eigenen Handlungsfähigkeit von Asylwerber*innen untersucht werden (siehe Abschnitt 3). Wie bei vielen anderen sozialwissenschaftlichen bzw. soziolinguistischen Begriffen (wie Macht, Diskurs, Ideologie) liegen auch im Fall von Agency zahlreiche und teils differierende Konzeptualisierungen vor (siehe Emirbayer & Mische 1998; Helfferich 2012).⁴ Die verschiedenen sozialwissenschaftlichen Zugänge zu Agency teilen aber das Interesse an der Frage,

wer mit wem was in welcher Weise macht/machen kann, wessen Wirkung wem (dem Individuums [sic], der Gesellschaft, anonymen Mächten etc.) zugerechnet werden kann und was in der Macht des Einzelnen steht (faktisch oder als Vorstellung). »Agency« ist ein Grundbestandteil aller Konzepte, die erforschen oder erklären, wer oder was über welche Art von Handlungsmächtigkeit verfügt oder diese zugeschrieben bekommt bzw. als welchen und wessen Einwirkungen geschuldet etwas zu erklären ist. (Helfferich 2012: 10)

³ Für das vorliegende Forschungsvorhaben wird zwar der Begriff *Agency* als analytische Linse gewählt, doch ist *Agency* konzeptionell eng verknüpft mit Begriffen wie *Subjekt* oder *Akteur*in* (vgl. Butler 1997; Nentwich 2009; Porstner 2017), da Subjektkonstruktionen und »Handlungsmächtigkeit« (konzeptionell) miteinander verschränkt und »gleichursprüngliche Prozesse« sind (Nentwich 2009: Abs. 4).

⁴ Diese Differenzen setzen sich auch in Fragen der Terminologie bzw. Übersetzung vom Englischen ins Deutsche fort: Während in der englischsprachigen Literatur vornehmlich der Ausdruck *Agency* verwendet wird, wird in deutschsprachigen Publikationen sowohl der englische Ausdruck übernommen als auch auf eine Vielfalt verwandter Termini wie *Handlungsmächtigkeit*, *Handlungsmacht*, *Handlungsfähigkeit* und *Wirkmächtigkeit* zurückgegriffen (siehe auch Helfferich 2012: 10; Geiger 2016: 44). Diese Übersetzungsvielfalt deutet nicht nur auf eine Bedeutungsvielfalt und Unschärfe des englischen Begriffs hin, sondern auch auf unterschiedliche theoretische Annahmen (siehe Erläuterungen in diesem Abschnitt). In dieser Arbeit folge ich Geigers (2016: 44) Vorgehen, *Agency* synonym mit *Handlungsfähigkeit* zu verwenden. Im Sinne einer differenzierteren Betrachtung verwende ich weiters *Handlungsmöglichkeit/en* und *Handlungsbeschränkung/en*, die für mich stärker und spezifischer die strukturelle Bedingtheit der beschriebenen Agencyphänomene zum Ausdruck bringen.

Die verschiedenen Beschäftigungen mit Agency unterscheiden sich u.a. hinsichtlich der zugrundeliegenden (Gesellschafts- und Handlungs-) Theorien und Annahmen, beispielsweise in Bezug auf das Verhältnis zwischen Individuum/Subjekt und Struktur bzw. Gesellschaft oder auf Fragen der Selbstbestimmung und Intention(alität) (zur Agency-Struktur-Debatte siehe bspw. Bakewell 2010; Emirbayer & Mische 1998).⁵

In dieser Arbeit orientiere ich mich an der von Emirbayer & Mische (1998) vorgeschlagenen Konzeptualisierung von Agency, wonach diese – kurz zusammengefasst – als ein relationales, kontextabhängiges und subjektives respektive akteur*innenbezogenes⁶ Konstrukt gefasst werden kann. *Agency* und *Struktur* sind in dieser Auffassung stets empirisch aufeinander bezogen bzw. verschränkt, weshalb Agency nicht ohne den jeweiligen Kontext gedacht bzw. betrachtet werden kann. Struktur/en verstehen die Autor*innen nicht als absolut oder deterministisch, sondern als etwas, demgegenüber sich Akteur*innen in ihrem Handeln unterschiedlich positionieren (vgl. Emirbayer & Mische 1998: 1004). Weiters spielt in dieser Konzeptualisierung von Agency Zeitlichkeit bzw. die zeitliche Orientierung eine zentrale Rolle (vgl. Geiger 2016; Hassemer 2020; Mainwaring 2016; Steen 2012):

[...] human agency as a *temporally embedded process* of social engagement, informed by *the past* (in its habitual aspect) but also oriented toward *the future* (as a capacity to imagine alternative possibilities) and toward *the present* (as a capacity to contextualize past habits and future projects within the contingencies of the moment). (Emirbayer & Mische 1998: 963; meine Hervorhebungen)

Den Autor*innen zufolge sind allerdings nicht alle zeitlichen Dimensionen in den jeweiligen Agencykonstruktionen im gleichen Ausmaß präsent bzw. relevant (vgl. Emirbayer & Mische 1998: 971). Wie aus dem obigen Zitat hervorgeht, spielen neben Orientierungen gegenüber der Vergangenheit, Zukunft und Gegenwart auch Imagination und Kontingenz eine wichtige

⁵ Des Weiteren stehen jeweils unterschiedliche Dimensionen bzw. Untersuchungsebenen von Agency im Vordergrund. So fokussieren manche Arbeiten auf performative bzw. handlungsorientierte Aspekte von Agency und auf die Frage, wie individuelles Handeln bzw. Handlungsfähigkeit in Anbetracht äußerer Einflüsse bzw. struktureller Bedingungen gestaltet ist (bspw. in der Sozialen Arbeit siehe Scherr 2013; in der Migrationsforschung siehe Mainwaring 2016).

⁶ Emirbayer und Mische (1998) sprechen nicht von *Subjekt* und kaum von *Individuum/Individuen*, sondern von *Akteur*innen* bzw. *social actors*.

Rolle. Um alternative Zukunftsbilder und Handlungsszenarien zu entwerfen, setzen die Autor*innen eine Distanzierung, Reflexion und Evaluation der gegenwärtigen Situation, Agency und strukturellen Bedingungen voraus (vgl. Emirbayer & Mische 1998: 983–984). Diese reflexive Komponente erweist sich für die vorliegende Arbeit als besonders relevant, da ich den Fragen nachgehe, wie Asylwerber*innen ihre eigene Handlungsfähigkeit darstellen und inwiefern/wie sie sich gegenüber strukturellen Bedingungen positionieren.

Auch linguistische und linguistisch-anthropologische Arbeiten liefern wichtige Impulse für die vorliegende Untersuchung, da diese sowohl der Performativität von Agency durch Sprache bzw. Sprechen, als auch grammatikalisierten Erscheinungsformen von Agency nachgehen (vgl. Ahearn 2010; Duranti 2006). Das heißt, es wird untersucht, welche sprachlichen Mittel und grammatischen Strukturen (Aktiv/Passiv, Ergativität, semantische Rollen etc.) Einzelsprachen bereitstellen, um Agency auszudrücken (vgl. Lucius-Hoene 2012). Duranti (2006: 459–467) arbeitet universale Prinzipien heraus, wonach Einzelsprachen eine Vielfalt an grammatikalisierten Möglichkeiten umfassen, um Agency darzustellen und auch die Beteiligung verschiedener Akteur*innen und Entitäten an Handlungen und Ereignissen unterschiedlich anzuzeigen, diese in den Vorder- oder Hintergrund zu rücken oder auch zu unterdrücken. Ebenjene Fragen werden auch in gesprächsanalytischen Untersuchungen (bspw. Lucius-Hoene 2012; Steen 2012) und narrativen Positionierungsanalysen aufgegriffen (vgl. Bamberg 1997; Lucius-Hoene & Deppermann 2004; Spitzmüller et al. 2017). In vielen dieser Arbeiten wird ebenfalls zwischen verschiedenen heuristischen Dimensionen von Agency differenziert; so wird untersucht, wie Agency auf der Erzählebene (d.h. in der erzählten Welt), in der Interaktion und durch die Erzählung/Interaktion hergestellt bzw. rekonstruiert werden kann (vgl. Bamberg 1997; Lucius-Hoene 2012).

Vor allem die erste Untersuchungsebene (Agencykonstruktionen in der erzählten Welt) und das Sprechen über Agency («meta-agentive discourse« bei Ahearn 2010) stehen im Analysefokus der vorliegenden Arbeit. Im Zentrum steht die Frage, welche Mittel Sprecher*innen wählen, um sich selbst und ihre Handlungsfähigkeit sowie jene anderer Beteiligter in einem bestimmten Zusammenhang (wie einem Lebensbereich, -abschnitt, Ereignis) darzustellen. Zentral ist dabei die Frage,

ob und in welchen Aspekten und Bereichen seines [sic] Lebens er sich als handelnde Person, als Zentrum der Geschehnisse seines Lebens, als Inhaber von Kontrollmöglichkeiten und Entscheidungsspielräumen erlebt,

oder ob und hinsichtlich welcher Erfahrungen er sich von heteronomen Mächten dirigiert fühlt. (Lucius-Hoene & Deppermann 2004: 59)

Solche narrativ-positionierungstheoretischen Ansätze stimmen auch mit der oben vorgestellten Konzeptualisierung nach Emirbayer & Mische (1998) überein, wonach Agency als subjektive Wahrheit (vgl. Helfferich 2012: 16) und relationales sowie zeitlich bestimmtes Konstrukt verstanden wird. Ein relationales Verständnis erlaubt es, der Frage nachzugehen, wie strukturelle Bedingungen narrativ in Bezug zum eigenen Handeln gesetzt werden, ohne etwaige strukturelle (bspw. rechtliche, soziopolitische) Rahmenbedingungen als determinierend für das Handeln anzunehmen: »*Agency als subjektives Konstrukt muss nicht mit einer objektiv bestimmten, faktischen Handlungsmacht korrespondieren*. Das bedeutet, dass sich solche Menschen als handlungsmächtig konstruieren können, denen faktisch Ressourcen für eine aktive und effektive Gestaltung ihres Lebensumfeldes fehlen« (Helfferich 2012: 16–17, Hervorhebung im Original).

Für das Forschungsinteresse der vorliegenden Untersuchung an (narrativen) Agencykonstruktionen lässt sich prinzipiell auch an den oben erwähnten sprachlich-grammatikalischen Analysezugang anknüpfen, doch wird nicht von vordefinierten sprachlichen Markern als Hinweisen auf Manifestationen von Agency auf der sprachlichen Oberfläche ausgegangen, da sonst möglicherweise komplexere oder unerwartete Formen nicht erkannt werden, angesichts der »*unendlichen Vielfalt von Formen, die Agency annehmen kann*« (Helfferich 2012: 14, Hervorhebung im Original). Somit schließe ich mich Helfferichs Vorschlag an, Agency als *sensibilisierendes Konzept* – und nicht als absolute, eindeutige, statische (und eindeutig zu ermittelnde) Größe zu fassen (vgl. Helfferich 2012: 29), um die narrativ konstruierte Agency in den Interviews zu untersuchen.

Diese theoretischen Ausführungen abschließend möchte ich noch auf zwei forschungspraktische bzw. -ethische Aspekte in Bezug auf die Analyse von Agency hinweisen: Erstens wirft eine kritische Auseinandersetzung mit Agency(re)konstruktionen epistemologische und ontologische Fragen auf – so wird die privilegierte Position bzw. Autorität von Wissenschaftler*innen, Agency und Erfahrungen von anderen Menschen zu rekontextualisieren und zu bestimmen, kritisch hinterfragt (vgl. Parish & Hall im Erscheinen). Somit ist im Hinblick auf die Analyse und Interpretation mitzudenken, dass die jeweilige Präsentation und Rekonstruktion (von Agency) maßgeblich von den Selektionsentscheidungen und Rekonstruktionsleistungen der Forschenden abhängen.

Zweitens ist für den vorliegenden Forschungskontext zu berücksichtigen, dass mit der Interviewsprache Englisch auf eine Sprache zurückgegriffen wurde, die für keine der Beteiligten eine Erstsprache darstellt. Demnach stehen Sprecher*innen möglicherweise andere sprachliche Ressourcen zur Verfügung als in vertrauten Sprachen bzw. Erstsprachen. Dies spitzt sich im Falle der Interviewsprache Deutsch zu, da Deutsch im Kontext des Asylverfahrens und des restriktiven österreichischen Asyl- sowie Sprachenregimes spezifische sprachideologische Implikationen hat und weitere Machtasymmetrien (zwischen mir als Interviewerin und meinen Interviewpartner*innen) sowie sprachliche Unsicherheiten produziert.

2.2 Ungewissheit durch das Asylverfahren

Rechtliche Kategorien, die zwischen unterschiedlichen Aufenthaltstiteln für Geflüchtete (bzw. Drittstaatsangehörige) differenzieren, koproduzieren bestimmte (zumeist eingeschränkte) Handlungs- und Partizipationsmöglichkeiten sowie Zukunftsperspektiven in Aufnahmeländern wie Österreich (vgl. Ataç & Rosenberger 2013). Zwar halten Länder wie Österreich internationale Abkommen (wie die Genfer Flüchtlingskonvention) ein, doch obliegt es den einzelnen Staaten, weitere Bestimmungen und Rechte festzulegen. Dies zeigt sich bspw. darin, dass es international nicht nur unterschiedliche Asylanerkennungsquoten gibt, sondern auch Unterschiede in Bezug auf die Aufnahme und Behandlung von Geflüchteten sowie Gewährung von (sozialen, politischen, ökonomischen) Rechten (zur Teilhabe) (vgl. Ataç & Rosenberger 2013).

Während sich Asylwerber*innen nach erfolgter Fluchtmigration und Aufnahme in einem Aufnahmeland zwar zunächst in Sicherheit befinden, so handelt es sich hierbei zumeist nur um einen temporären Schutz bis zum Verfahrensausgang. Somit herrscht oft lange Zeit Ungewissheit in Bezug auf den Verfahrensausgang und die Frage, ob ein entsprechender Aufenthaltstitel gewährt wird oder nicht. Turner (2016: 142) beschreibt mit dem Begriff »indeterminate temporariness« ebenjenes speziellen, oftmals als belastend empfundenen Umstand der »unbestimmten Vorläufigkeit«, den Geflüchtete in Flüchtlingscamps und anderen Flüchtlingsunterkünften erleben: nicht zu wissen, wie lang der ungewisse Zustand andauern wird, aber zu wissen, dass er temporär ist.

Lori (2017) zufolge wird immer mehr Menschen (zumeist Migrant*innen und Geflüchteten) der Zugang zu Staatsbürgerschaft (und damit ein-

hergehenden Partizipationsmöglichkeiten und Rechten) und dauerhaftem Aufenthalt sowie Aufenthaltssicherheit erschwert (siehe auch Ataç & Rosenberger 2013). Unsichere bzw. prekäre Aufenthaltstitel wie der Asylwerber*innen-Status wirken sich auf viele Lebensbereiche aus und reproduzieren Unsicherheiten auf weiteren Ebenen wie Alltag, Arbeit, Wohnen und Bildung (vgl. Lori 2017; Täubig 2019: 4; Van Kooy & Bowman 2018). *Warten* stellt sich dabei als symptomatisch für die ungewisse bzw. prekäre Situation von Asylwerber*innen heraus (vgl. Brekke 2004; Lori 2017: 762–763): »In its structuring of everyday life, precarious citizenship is experienced as a protracted waiting – waiting for documents, waiting for resettlement, or waiting for authorization to be able to access the tools of a secure life, especially legal employment and travel« (Lori 2017: 762–763). Asylwerber*innen müssen sich gleichzeitig gegenüber zwei möglichen Verfahrensausgängen und somit (zumindest) zwei möglichen Zukunftsszenarien positionieren und ihr Handeln dem gegenüber ausrichten: der Möglichkeit des Dableibens und der der Rückkehr (»double-tracked situation« bei Brekke 2004: 51). Brekke (2004: 50) zufolge führt der anhaltende und ungewiss lange dauernde Wartezustand häufig dazu, dass vormals motivierte und »aktive« Asylwerber*innen in eine passive Haltung übergehen.⁷

2.3 Asylverfahren und Handlungsmöglichkeiten im österreichischen Asylregime

Den rechtlich-strukturellen Rahmen für das Asylverfahren, den Aufenthaltstitel und die Versorgung in Österreich bilden die rechtlichen Grundlagen wie das Asylgesetz (AsylG 2005) und das Grundversorgungsgesetz (GVG-B 2005). Grundsätzlich müssen im (österreichischen) Asyl-

⁷ Brekke (2004: 48–50) untersucht, wie sich Asylwerber*innen gegenüber der ungewissen Zukunft ausrichten und kategorisiert insgesamt vier Prototypen: Der erste Typ, der*die ideale Bewerber*in (»the ideal applicant«), kalkuliert beide Szenarien mit ein und richtet ihr*sein Verhalten dem gegenüber aus. Die*der »Bridgeburner« bzw. Brückenabbrecher*in hingegen geht nicht davon aus, in ihr*sein Herkunftsland zurückkehren zu können und orientiert sich in ihrem*seinem Handeln an einer Zukunft im Aufnahmeland. Die*der »Exile activist« bzw. Exilaktivist*in sieht seinen*ihren Aufenthalt nur als temporär an und geht davon aus, wieder zurückkehren zu können. Der*die Wartende (»The waiter«) scheint sich weder gegenüber einem dauerhaften Aufenthalt im Aufnahmeland noch einer Rückkehr auszurichten, sondern ist vielmehr durch ihre*seine passive Haltung charakterisiert.

verfahren ratifizierte internationale menschenrechts- und völkerrechtliche Bestimmungen (wie die Genfer Flüchtlingskonvention oder die Europäische Menschenrechtscharta) berücksichtigt werden. Allerdings sind seit einiger Zeit zahlreiche Novellierungen und Verschärfungen zu beobachten (vgl. Muzak 2012). Auch in öffentlichen bzw. politischen Diskursen wird die Möglichkeit der Einschränkung von (Menschen-) Rechten Geflüchteter debattiert (vgl. Rheindorf & Wodak 2018: 30).

Im Rahmen eines Asylverfahrens wird in einem ersten Schritt festgestellt, ob Österreich für den Antrag zuständig ist, und in einem zweiten, ob der*die Antragsteller*in eine Form des internationalen Schutzes bekommt. Dabei gibt es unterschiedliche Aufenthaltstitel: neben dem Flüchtlingsstatus gemäß der Genfer Flüchtlingskonvention gibt es u.a. *subsidiären Schutz* oder *humanitäres Aufenthaltsrecht*. Bei keiner dieser Formen handelt es sich allerdings um einen permanenten Schutz: Während bislang nur der subsidiäre Schutz und das humanitäre Bleiberecht jährlich bzw. nach einer gewissen Zeit verlängert werden mussten, gilt dies neuerdings auch für den Flüchtlingsstatus. Seit einer Gesetzesnovelle 2016 erhalten Personen, die ihren Asylantrag nach dem 15.11.2015 gestellt haben, nun nur noch einen dreijährigen Schutz (im politischen Diskurs als *Asyl auf Zeit* bezeichnet), der erneut überprüft werden muss. Mit Lori (2017), lassen sich derlei Verschärfungen als Prekarisierung von Aufenthaltstiteln sowie Verdauerung von Ungewissheit deuten.

Personen, die zum eigentlichen Asylverfahren zugelassen werden (Asylwerber*innen), erhalten während der Verfahrensdauer (und bis zu vier Monate nach der Zuerkennung der Flüchtlingseigenschaft) eine sog. *Grundversorgung*. Diese umfasst u.a. eine Wohnmöglichkeit (in organisierten Sammelunterkünften oder privat⁸), Essen/Verpflegung und Krankenversicherung. Zusätzlich erhalten Asylwerber*innen u.a. monatlich 40 Euro ›Taschengeld‹ sowie jährlich Zuschüsse für Bekleidung und Schulbedarf. Der Zugang zum regulären Arbeitsmarkt ist Asylwerber*innen zwar grundsätzlich verwehrt, es gibt allerdings wenige Ausnahmen, wie Saisonarbeit, Reinigungsarbeit in Privathaushalten, andere sog. *geringfügige Tätigkeiten* (die jedoch einer Einkommensgrenze unterliegen) oder gemeinnützige Hilfsarbeiten.⁹ Unbezahltes

⁸ Dies gestaltet sich jedoch aus verschiedenen Gründen (z.B.: hohe Mieten) als herausfordernd.

⁹ Zum Zeitpunkt des Verfassens dieses Beitrags laufen Verfahren, die eventuell die Aufhebung der österreichischen Regelung (Asylwerber*innen vom Arbeits-

ehrenamtliches Engagement wird wiederum im Asylverfahren mittlerweile schon als selbstverständlich vorausgesetzt und wird von vielen Asylwerber*innen ausgeübt (vgl. Hassemer 2020).

Ebenso problematisch ist der Umstand, dass der Deutschspracherwerb im Asylverfahren zwar als selbstverständlich angesehen wird, obwohl es strukturell gesehen schwierig ist, als Asylwerber*in (kontinuierlich) einen Deutschkurs zu besuchen. Gleichzeitig hat sich etabliert, im Rahmen des Asylverfahrens die Deutschkenntnisse zu überprüfen; da (nachweisbare) Deutschkenntnisse als Indikatoren für ›Integration‹ angesehen werden (vgl. Lehner 2018).

Nach einer negativen erstinstanzlichen Entscheidung durch das Bundesamt für Fremdenwesen und Asyl (BFA) gibt es noch die Möglichkeit, eine Beschwerde bei der zweiten Instanz, dem Bundesverwaltungsgericht (BVwG), einzulegen. Dabei ergeben sich nicht nur im erst-, sondern auch im zweitinstanzlichen Verfahren oft lange Wartezeiten, was mit einer andauernden Ungewissheit einhergeht. Während dieser Wartephase sind Asylwerber*innen mit den oben skizzierten strukturellen Bedingungen konfrontiert, die umfassende Handlungseinschränkungen¹⁰ mit sich bringen.

3 Empirische Befunde

Wie oben erwähnt, wohnen viele Asylwerber*innen während des Asylverfahrens in organisierten Unterkünften, die oft von NGOs betreut werden. Eine solche Grundversorgungseinrichtung habe ich auch im Rahmen meines Dissertationsprojekts besucht. Neben Interviews mit Organisationsangehörigen der Unterkunft (Sozialarbeiterinnen, Dolmetscherinnen und einem Lehrer), wurden sieben (ehemalige) Bewohner*innen in Form von Fotobefragungen (vgl. Kolb 2008)¹¹ und

markt auszuschließen) mit sich bringen könnte, da diese nicht im Einklang mit EU-Richtlinien steht (vgl. derStandard 2019).

¹⁰ Als weitere strukturelle Einschränkungen seien die Bereiche Bildung und Ausbildung angeführt, in denen Asylwerber*innen Österreicher*innen nicht gleichgestellt sind.

¹¹ Bei der (partizipativen) Fotobefragung handelt es sich um eine in der visuellen Soziologie entwickelte Form der Interviewführung, bei der Teilnehmer*innen gebeten werden, zu einem vorgegebenen Thema Fotos zu machen. Diese werden dann im Rahmen des Interviews gemeinsam besprochen. Im vorliegenden Projekt wurden verschiedene Akteur*innen – u.a. die Bewohner*in-

Interviews befragt¹². Der erstmalige Kontakt zu den meisten Interviewpartner*innen erfolgte durch meine projektbezogene Freiwilligenarbeit in der Unterkunft, in der ich Bewohner*innen dabei unterstützte, einen Lebenslauf und Bewerbungsunterlagen bspw. für ein studienvorbereitendes Programm für Geflüchtete anzufertigen. Daraus entwickelte sich zu einigen Bewohner*innen ein anhaltender und regelmäßiger Kontakt. Zum Zeitpunkt der Interviews waren alle interviewten (ehemaligen) Bewohner*innen noch Asylwerber*innen und haben auf die Einladung oder Entscheidung der erst- oder zweitinstanzlichen Instanz gewartet. Zusätzlich wurden drei weitere Personen interviewt, die sich in einem anderen Stadium ihres Verfahrens bzw. einer anderen Aufenthaltssituation befanden (weitere Informationen zu den Interviewpartner*innen folgen in den nächsten Abschnitten).

Für den vorliegenden Beitrag wurde das in Anlehnung an GAT 2 (vgl. Selting et al. 2009; siehe auch Anhang) transkribierte Interviewmaterial gesichtet, und gemäß dem Forschungsanliegen (siehe Abschnitt 1) wurden jene Stellen ausgewählt, in denen die Interviewten die eigenen Handlungsmöglichkeiten, Warten oder Ungewissheit während des Asylverfahrens thematisieren. Im Zuge der linguistisch-narrativen Analyse wurden die Darstellung von Agency sowie Positionierungen gegenüber möglichen Ungewissheiten in der erzählten Welt untersucht (vgl. Bamberg 1997).¹³

Im Folgenden werden drei ausgewählte Aspekte vorgestellt: Zuerst zeige ich, wie meine Interviewpartner*innen die eigenen Handlungsbegrenzungen, die im Zusammenhang mit dem Asylverfahren stehen, problematisieren (Abschnitt 3.1). Im zweiten Unterabschnitt (Abschnitt 3.2) stelle ich gegenläufige Agencykonstruktionen anhand des Themenbereichs ›Arbeiten‹ vor. Abschließend (Abschnitt 3.3) gehe ich auf Bewältigungsstrategien mancher Interviewpartner*innen ein, die als subversive bzw. widerständige Handlungen gedeutet werden können.

nen der Unterkunft – eingeladen, Fotos von Orten zu machen, die ihnen in ihrem momentanen Leben in Österreich/Wien wichtig sind.

¹² Die Interviews dauerten zwischen eineinhalb und drei Stunden. Aus organisatorischen Gründen fanden die Interviews zu unterschiedlichen Zeitpunkten bzw. Phasen statt – so konnten einige Interviews erst nach der Auflösung der Unterkunft und dem Umzug in eine neue Einrichtung durchgeführt werden.

¹³ Wie in Abschnitt 2.1 erwähnt, finden Positionierungshandlungen nicht nur auf der Ebene des Erzählten (Ebene 1), sondern auch interaktiv in Bezug auf die Interaktionspartner*innen (Ebene 2) und gegenüber Diskursen (Ebene 3) statt (vgl. Bamberg 1997; Spitzmüller et al. 2017: 6).

3.1 Handlungsbegrenzungen, Warten und Kontingenz

Wie bereits erwähnt, berichten viele Interviewteilnehmer*innen von (wahrgenommenen) Handlungsbegrenzungen und einem andauernden Wartezustand. Dabei zeigt sich ein komplexes Verhältnis zwischen Warten, extrinsisch bedingten Handlungsbegrenzungen, eigenen Bedürfnissen, eigener Motivation sowie (Handlungs-)Orientierungen gegenüber vergangenen Lebensumständen und einer ungewissen Zukunft.

Der folgende Auszug stammt aus einem Interview mit Hanan¹⁴ (Somalia, Mitte 30), die erst kurz vor dem Interview ihren positiven Asylbescheid erhalten hat und im Anschluss daran mit anderen Herausforderungen wie der Wohnungssuche zu kämpfen hat. Im Interview beschreibt sie ihre frühere Unterkunft als ›Gefängnis‹ (*prison*) und schildert anhand eines Fotos ihres Bettes im Mehrbettzimmer, wie sie die Zeit während des Asylverfahrens erlebt hat:

Beispiel 1:

01 HA: (2.0) uhm i came to austria july uh two
 02 thousand fifteen
 03 SL: hm_hm
 04 HA: and now it's two thousand seventeen august
 05 and i spent all this time here
 06 SL: hm_hm
 ((...))
 09 HA: and i couldn't be able to go somewhere else
 10 because i'm not allowed
 11 uh i was not allowed to move out uh out of
 12 the camp or to sp- to sleep somewhere else
 13 because i'm not allowed to to (2.0) rent a
 14 house rent a room or flat or whatever (.)
 15 because uh i'm refugee:
 16 i didn't get my asylum during this time and
 17 it was long time uh it's it was too much for
 18 me and whenever i asked no one tells me when
 19 i will get my asylum or if i'm not getting
 20 warten warten and i hate this warten

¹⁴ Bei den Namen handelt es sich um selbst gewählte oder von mir ausgewählte Pseudonyme. SL steht für Sabine Lehner, die anderen Kürzel stehen jeweils für die pseudonymisierten Namen der Interviewpartner*innen.

- 21 SL: hm_hm
 22 HA: warten a process waiting waiting waiting

Hanan führt die eigenen Handlungsbeschränkungen (Z. 09–15; bzgl. Mobilität, Umzug, Nicht-woanders-Schlafenkönnen) auf die ihr zugeschriebene Kategorie ›refugee‹ zurück. Auffallend ist hier der gehäufte Einsatz von Modalverben in Kombination mit Negationspartikeln (wie *i couldn't be able, i'm not allowed to*), der auf das Fehlen von Agency bzw. eine eingeschränkte Agency hinweist. Danach erwähnt Hanan die Belastung während dieses als lange wahrgenommenen Zeitraums, in dem sie noch keinen Asylbescheid hatte (Z. 16–20). Obwohl sie mehrmals versucht habe, Klarheit über das Verfahren (bzgl. der Entscheidung und Dauer) zu erlangen, sei sie (von nicht näher bestimmten Akteur*innen) aufs *Warten* vertröstet worden. Dabei wechselt sie von der Interviewsprache Englisch auf Deutsch (*warten warten*), was auf die Einbettung bzw. Zitierung einer anderen Stimme, möglicherweise jener der Behörden, hinweist. Nach der reduplizierten Äußerung *warten* äußert sie eine starke Ablehnung gegenüber dem *Warten* (*i hate this warten*, Z. 20). Nach erneuter Wiederholung verwendet sie nun auch den korrespondierenden englischen Ausdruck, indem sie dreimal *waiting* (Z. 22) sagt, was möglicherweise die wiederholte Antwort und die andauernde Erfahrung des Wartens unterstreicht. Hanan verwendet hier zwar nicht explizit das Wort *Ungewissheit* (bzw. *uncertainty*), doch verweist sie indirekt auf zwei Merkmale der zuvor besprochenen Ungewissheits- und Warteerfahrung: nicht zu wissen, wann eine und welche Entscheidung getroffen wird (Z. 16–20; vgl. Abschnitt 2.2).

Derlei Erfahrungen teilen viele meiner Interviewpartner*innen. Auch Paria (Afghanistan/Iran, ca. 27 Jahre alt), die zum Interviewzeitpunkt mit ihrem Ehemann und Kind bereits in einer anderen Unterkunft wohnt, thematisiert Einschränkungen, die sich als Planungsunsicherheit äußern:

Beispiel 2:

- 01 SL: ähm (-) ich hätt eine ANDere frage
 02 wie würdest du denn äh momentan deine
 situation in
 03 österreich oder in wien beschreiben
 04 PA: (2.0) <<leise> situation> ((ea))
 05 (6.0) MEIne situation in wien derzeit
 06 [ist]
 07 SL: [hm_hm]
 08 PA: BISSschen schwierig=

09 SL: =ja
10 PA: weil äh ((ea)) ich weiß es nicht ob hier
11 bleiben kann
12 SL: hm_hm
13 PA: oder nicht
14 SL: hm_hm
15 PA: und äh zuerst muss ich bescheid bekommen
16 SL: hm_hm
17 PA: POSitiver bescheid
18 DANN ich kann gut organisieren und gut
19 planen
20 SL: hm_hm
21 PA: WAS (.) will ich MACHen
22 SL: hm_hm
23 PA: und äh (-) studium
24 SL: hm_hm
25 PA: wei- weiterstudieren
26 SL: hm_hm
27 PA: eine Arbeit (.) suchen
28 SL: hm_hm
29 PA: <<leiser> ja>
30 SL: hm_hm=
31 PA: =aber ANderes (.) hm- (-) nein is
32 SL: hm_hm
33 PA: alles in ordnung
34 alles is okay (.) ja

Paria beschreibt, dass ihre momentane Situation aufgrund des unsicheren Aufenthaltsstatus schwierig sei und dass viele weitere Entscheidungen und Handlungen von dem Erhalt des Bescheids abhängen. Der fehlende Bescheid geht mit Ungewissheit und Kontingenz ([nicht] hierbleiben zu können) einher, was sie daran hindert, ihre Zukunft zu planen bzw. weitere Handlungen zu setzen. Sie schwächt allerdings dabei das Ausmaß der Beeinträchtigung ab, indem sie die Situation nur als *BISSchen schwierig* (Z. 08) bezeichnet und betont, dass alles andere in Ordnung sei. Eine ähnliche Relativierung findet sich auch bei Omid (Afghanistan, ca. 20 Jahre alt), der bei der gleichen Frage sagt: *ich habe kein problem, ich habe eine problem mit nur bescheid* und bilanziert: *ja es ist schon (-) gut*. Beide Interviewpartner*innen problematisieren den fehlenden Bescheid und dessen Auswirkungen, doch relativieren sie dies jeweils in einer Koda. Diese

Relativierung lässt sich möglicherweise damit in Verbindung bringen, dass beide Interviewpartner*innen im Interview Österreich gegenüber Dankbarkeit (für die Sicherheit) äußern – und es möglicherweise nicht als angemessen empfinden, den gegenwärtigen Zustand zu monieren. Im Vergleich zur Sicherheit und vielleicht auch zu früheren, nicht-sicheren Lebensumständen mögen diese Konditionen des Wartens hinnehmbar erscheinen.

Gefragt nach seiner momentanen Situation in Wien schildert Saied (Iran, ca. Mitte 20) das Ausmaß der Einschränkung ausführlicher (Z. 01–31), doch endet er mit einer ähnlichen Abschwächung (Z. 32–34):

Beispiel 3:

01 SA: ja ich hab meine ruhe und (.) aber (2.0)
 02 nicht ganz
 03 in meinem land konnte ich viel MACHen
 04 SL: hm_hm
 05 SA: ich konnte super reden
 06 ich konnte arbeiten
 07 (-) ich hab ein leben gehabt
 08 DA da bin ich so ein baby
 09 SL: hm_hm
 10 SA: ein KIND
 11 (.) ich brauche noch zeit
 12 (.) es ist schwere geboren ((ea)) geworden
 13 und (2.0) ((ea)) weißt du (.) manchmal denke
 14 ich ich kann nicht viel aushalten aber es
 15 [MU]SS so sein
 16 SL: [hm_hm]
 17 SA: und ich kann- ich kann nichts ändern
 18 (2.0) und ich hab nichts-
 19 (weißt du) was schwierig is dass man nichts
 20 zu tun hat
 21 SL: hm_hm
 22 SA: ga:r nichts und (.) das macht man müde
 23 SL: hm_hm
 24 SA: ja (2.0) jetzt ist besser geworden=
 25 =seit zwei monate arbeite ich
 26 SL: hm_hm
 27 SA: aber es ist auch nicht so: viel
 28 (.) ich gehe fitness
 29 SL: hm_hm

- 30 SA: fußballclub
 31 (-) aber ich hab noch viele freie zeit
 32 (-) ja: nur das stört mich
 33 SL: hm_hm
 34 SA: (-) die anderen sachen schon gut

Saied stellt einen starken Kontrast zwischen seinem früheren Leben, früheren Freiheiten bzw. Handlungsmöglichkeiten auf der einen Seite und seinen jetzigen Lebensumständen auf der anderen her: Während er früher *viel machen, super reden* und *arbeiten* konnte und *ein Leben gehabt* habe, fühle er sich hier wie ein *baby* bzw. *KIND*. Er problematisiert, dass er nichts zu tun zu habe, nichts an der gegenwärtigen Situation ändern könne und dies hinnehmen müsse. Dabei wird die heteronome Wirkmacht, die von den – allerdings nicht direkt angesprochenen – strukturellen Bedingungen ausgeht und auf Saied einwirkt, deutlich: *es MUSS so sein* (Z. 15) und *das macht man müde* (Z. 22). Eine kleine Verbesserung seines Zustands bringe die Arbeit, der er seit zwei Monaten nachgehe. Obwohl Saied ausführt, wie belastend die Situation sei, relativiert er diese wie auch Paria und Omid davor: *die anderen sachen schon gut* (Z. 34), ohne dies weiter auszuführen. Etwas später im Interviewverlauf meint Saied, dass ihm der Bescheid fehle, um *normal*, wie *ein österreichischer* leben zu können.

Farhad (Afghanistan/Iran, ca. 26 Jahre alt, Parias Ehemann) beschreibt eine ähnliche Ambivalenz, die er gegenüber seiner momentanen Situation in Österreich empfinde: So habe er drei Gefühle gegenüber seinem Zimmer (welches er mit seiner Frau Paria und seinem Sohn teilt): Sicherheit (in Österreich), Ärger (durch den Vergleich mit seinem früheren, besseren Leben) und Sorge, weil er nach dreizehn Monaten noch immer keinen Bescheid erhalten habe bzw. auf einen Interviewtermin warte. Diese Ambivalenz spiegelt sich auch in den oben dargestellten Erzählungen von Paria, Omid und Saied wider, die jeweils durch turnabschließende Relativierungen deutlich wird.

Die hier vorgestellten Auszüge teilen ferner die Eigenschaft, dass die eigene Handlungsfähigkeit nicht explizit als fremdbestimmt markiert ist. Die Konstruktion der eigenen gegenwärtigen Agency ist dabei – wie auch Emirbayer & Mische (1998) zeigen – stark von Vergangenen (früheren Lebensumständen) wie auch der Zukunft (die ungewiss ist) geprägt. Das Handeln in der Gegenwart ist maßgeblich durch Warten und bei manchen durch eine ungewollte Inaktivität bzw. fehlende Handlungsfreiheit (Saied und Hanan) geprägt. Andere Akteur*innen kommen in diesen Auszügen nicht bzw. nur indirekt vor. So tauchen Akteur*innen der (Asyl)Behörden

bzw. des Asylregimes indirekt als abstrakte, diffuse, allerdings wirkmächtige Entitäten auf, die einen Kontrast zu den eigenen (erfolglosen) Versuchen bilden, Veränderungen (bzw. Entscheidungen) herbeizuführen.

3.2 Agencykonstruktionen am Beispiel Arbeit

Wie der obige Auszug aus dem Interview mit Saied zeigte, stellen jegliche (allerdings spärlich vorhandenen) Möglichkeiten, einer Arbeit oder einer anderen Form der Beschäftigung (Praktika, Schnuppertage, Bildungsprogramme etc.) nachzugehen, für viele Bewohner*innen der Unterkunft eine willkommene Abwechslung in Anbetracht der eingeschränkten Handlungsmöglichkeiten und des Wartens dar. Arbeiten zu dürfen ist ein von den meisten Gesprächspartner*innen geäußertes Ziel, das sich insbesondere *ex negativo* – aus der wiederholt vorgebrachten Feststellung, nicht selbst für sich sorgen zu können, – erschließt (siehe auch Täubig 2019).

Im nächsten Auszug beschreibt Farhad anhand eines Selfies, welches im Hintergrund sein Büro zeigt, die Bedeutung seiner Arbeit:

Beispiel 4:

- 01 FA: ((papierrascheln)) der nächste ist meine:
 02 arbeit
 03 ((Teil des Namens der Arbeitsstelle)) äh
 04 SL: hm_hm
 05 FA: ((zweiter Teil des Namens der Arbeitsstelle))
 06 äh das Zimmer ist ((Zimmernummer)) äh (-) ja
 07 für mich äh das gefällt mir wirklich wirklich
 08 sehr super weil äh: äh dort alle sind
 09 raumplanung und [archi]tektur
 10 SL: [hm_hm]
 11 FA: genau was es- was ich äh vorher studiert habe
 12 SL: hm_hm
 13 FA: äh:: (.) jeden tag lerne ich auch viele äh
 14 inf-
 15 neue informationen
 16 SL: hm_hm
 17 FA: auch hilfe ich äh:m projekte zum beispiel
 ((Farhad erzählt von seinem Arbeitskollegen, mit dem er
 eng zusammenarbeitet))
 41 FA: (-) und äh: ja ich arbeite zwei tage

- 42 SL: hm_hm
 43 FA: vormittag dort acht bis zwölf
 44 SL: hm_hm
 45 FA: acht stunden äh pro pro woche
 46 und äh (.) das gehalt für mich nicht [wichtig]
 47 SL: [hm_hm]
 48 FA: auch sehr wenig zweihundert euro pro monat
 49 SL: hm_hm
 50 FA: oder einhundertsechzig euro äh:
 51 aber (-) ähm äh das ist ein platz dort fühle
 52 ich sehr gut
 53 SL: hm_hm
 54 FA: a::nd ja ich mag super

Der Auszug verdeutlicht die durchgängig positive Evaluierung seiner Arbeit bzw. seiner Arbeitsstätte (Z. 07–11, 51–54). Dies begründet er mit der gegebenen Passung zu dem, was er früher studiert habe (Z. 08–11). Ferner könne er sich einbringen und sein Wissen täglich erweitern (Z. 13–17). Farhad räumt zwar ein, dass das Gehalt gering sei, dies sei ihm allerdings nicht wichtig, weil es sich um einen Ort handle, an dem er sich sehr wohl fühle (Z. 46–54).

Ähnliches beschreibt Marwa (Iran/Kuwait, Anfang 40), die sich ehrenamtlich in einer Sozialeinrichtung für Kinder und Jugendliche engagiert und dafür eine Anreise von zweieinhalb bis drei Stunden auf sich nimmt. Obwohl sie nichts dabei verdient, schreibt sie ihrer Tätigkeit einen hohen Stellenwert und Sinnstiftung zu (*to feel i'm doing something (.) useful and i'm i'm a useful person*; ca. Minute 45) und schöpft Freude daraus (Z. 01, 10, 13–14). Auch relativiert sie den Status ihrer Beschäftigung als ›Arbeit‹: *to feel like i have a job* (Z. 10–11). Über ihre Tätigkeit in der Einrichtung kann Marwa, die sich als *professional person* (Z. 04) versteht, an ihrem Selbstbild als arbeitende Person und an frühere Lebensumstände anknüpfen:

Beispiel 5:

- 01 MA: it's something that really makes me happy
 02 SL: hm_hm
 03 MA: yeah (.) cause (-) i'm like (-) i'm i'm kind
 04 of a PROFE:ssional person
 05 i used to go like every day (.) uh: to wo:rk
 06 SL: hm_hm
 07 MA: a:nd well i had <<schneller> my own office

08 and everything>
 09 SL: hm_hm
 10 MA: so it is good to go to feel like i have a
 11 job
 12 SL: hm_hm
 13 MA: although i don't make money out of that but
 14 still it's something that makes me feel good

Dieser Auszug steht im Kontrast zu anderen Schilderungen, in denen Marwa ausführt, wie sie sich der Willkür des Unterkunftsbesitzers oder der Behörden ausgesetzt fühlt.

3.3 Gegenstrategien

Nach den zuvor vorgestellten Auszügen (Abschnitt 3.2), mit denen am Beispiel des Arbeitens Formen des aktiven Handelns aufgezeigt wurden, die im Gegensatz zu den häufig geteilten Erfahrungen des Wartens und der beschränkten Handlungsmöglichkeiten stehen, werden nun weitere andere Positionierungen und Strategien gegenüber diesen strukturellen Bedingungen vorgestellt.

Mister Z. (Syrien, ca. Mitte 20) berichtet, wie er unmittelbar nach und in der ersten Phase nach seiner Ankunft in Österreich motiviert und aktiv gewesen sei und viel Deutsch gelernt habe. Nachdem nach einer gewissen Zeit allerdings der Großteil seiner Freund*innen bereits einen Asylbescheid bekommen habe, habe er versucht, bei Gericht (vermutlich ist die erstinstanzliche Behörde gemeint) Informationen über den Verfahrensstand einzuholen, doch sei er darauf hingewiesen worden, dass er auf die schriftliche Einladung warten müsse. Nach dieser Erfahrung habe sich Resignation eingestellt, was auch mit einer Veränderung seines Handelns einhergegangen sei:

Beispiel 6:

01 MZ: my motivation has gone and even uh GERMAN
 02 in my normal state i would speak german with
 03 you
 04 SL: hm_hm
 05 MZ: but ah now i can't because (.) the moment i
 06 came to austria i've studied a lot of german
 07 SL: hm_hm
 08 MZ: i didn't do anything

09 i wasn't playing
10 SL: hm_hm
11 MZ: all the time
12 SL: hm_hm
13 MZ: [((lacht))]
14 SL: [((lacht))]
15 MZ: like i'm doing right now ((lacht))
(...)
38 MZ: but after that period i studied a little and
39 then (.) i stopped because (.) i said okay
40 i'll just wait for the a b two course or (.)
41 my asylbescheid to come
42 SL: hm_hm
43 MZ: and then nothing has happened
44 ah i tried to do b two but it wasn't
45 possible because it needs paper
46 it needs paper
47 SL: hm_hm
48 MZ: yes
49 SL: hm_hm
50 okay
51 MZ: (-) ah (-) then after that period i when i
52 saw this my friends were (.) having their
53 asylbescheid about four month
54 SL: hm_hm
55 MZ: and (.) i me the one who studied and gave it
56 all
57 i was working ah at that time
58 (.) uh the one who has give it all and he
59 has a good case as they say ((lacht))
60 SL: hm_hm
61 MZ: uh didn't get ANYthing
62 so: (.) i stopped studying and i said okay
63 when (.) the- a the invitation will come
64 SL: hm_hm
65 MZ: i'll (.) go back to start studying again
66 SL: hm_hm
67 MZ: and until now i say this
68 i'm just eager to (.) HAVE this invitation

69 in my hand
 70 SL: hm_hm
 71 MZ: and then i'll change my whole life

Mister Z. beschreibt den Verlauf und die Begründung für seinen graduellen, allerdings letztlich vollkommenen Rückzug von jeglichen Aktivitäten und vom Deutschlernen. Dabei zeichnet sich eine deutliche Differenz zwischen den Agencykonstruktionen vor und nach der Resignation wie auch in Hinblick auf einen positiven Asylbescheid ab: Während er anfangs aktiv und motiviert gewesen sei, gearbeitet, gelernt etc. habe, haben sich allmählich Resignation und Passivität eingestellt. Er übertrug dann die strukturell bedingte Wartestellung nun auch auf seine Handlungen: Er habe sich zurückgezogen und seine Tätigkeiten auf ein Minimum reduziert (wie warten, essen, schlafen, Computer spielen). Allerdings stellt er radikale Veränderungen in Ausblick (*then i'll change my whole life*), sobald er die Einladung zum Asylinterview bekomme (Z. 68–71). Diese Dynamik exemplifiziert den bei Brekke (2004) dokumentierten Wandel hin zur Passivität (vgl. 2.2).

Zwar berichtet Mister Z. vom belastenden monotonen Alltag in der Unterkunft und vom andauernden Warten, doch lässt seine selbstgewählte Strategie, sich bis zu einer Entscheidung bzw. Einladung zurückzuziehen, auch als Bewältigungsstrategie bzw. Widerstand deuten. Durch diesen Strategiewechsel ergibt sich allerdings folgende Paradoxie: Er widersetzt sich zugleich der Subjektivierung durch das Asylregime und den vorherrschenden Integrationsdiskurs, indem er bspw. beschließt, nicht mehr Deutsch zu sprechen. Durch seine selbstbestimmte Abstinenz vom sozialen Leben und jeglichen sozialen Aktivitäten bzw. die Reduzierung auf körperliche Bedürfnisse folgt er aber indirekt der Grundversorgungslogik, die primär auf die körperliche Unversehrtheit abzielt und weitere Bedürfnisse außen vor- bzw. der Selbstverantwortung der Subjekte überlässt (siehe auch Turner 2016: 145).

Dieses Beispiel verdeutlicht die Komplexität und Dynamik von Agencykonstruktionen. Ferner zeigt es, dass sich Individuen selbst angesichts struktureller Verhältnisse, die Widersprüche, Ungewissheiten und Handlungseinschränkungen bedingen (siehe Abschnitt 2.3), noch immer Handlungs- und Entscheidungsfreiheiten schaffen, und sei es die Entscheidung, nichts zu tun.

Ein weiteres Beispiel für eine besondere bzw. distanzierende Positionierung gegenüber Handlungseinschränkungen und Zuschreibungen, die oft mit den strukturellen Bedingungen während der Grundversorgung

in Verbindung gebracht werden, liefert John (Iran, 18 Jahre alt). Er ist wenige Monate zuvor mit seiner Familie nach Österreich gekommen. Aufgrund des Gesundheitszustandes der anderen Familienmitglieder muss er neben seinen sonstigen Tätigkeiten und Verpflichtungen sämtliche Familienangelegenheiten übernehmen und ist dementsprechend beschäftigt bzw. überlastet. Nach kurzen Überlegungen, wie man die österreichische Asylpolitik verbessern könne, wendet er ein, dass sie kein Problem darstelle (Z. 01–02), und verdeutlicht dies anhand eines Gesprächs mit seiner Mutter (Z. 03–38):

Beispiel 7:

01 J0: yeah but for me it
 02 there is no big problem since i'm i'm- i'm
 03 like once i told my mother like
 04 why are you so nervous about us having THIS
 05 kind of card but not THIS kind of card and
 06 WHEN comes the uh the:
 07 SL: asylbescheid?
 08 J0: and everything
 09 (2.0) just just THINK that you have it
 ((John verweist auf Personen, die seiner Ansicht nach
 nicht verfolgt werden und trotzdem ihr Land
 verlassen))
 23 J0: but i told them
 24 look THAT person got a passport why wouldn't
 25 you?=
 26 =it's fair
 27 everything is in order
 28 just think that you HAVE it
 29 so what's now
 30 what what different does it make?
 31 like do you want to study?
 32 do you want to (.) like
 ((...))
 35 you don't want to travel s:o that's not a
 36 problem
 37 so just think that you have the passport so
 38 what?

In diesem Auszug zitiert John ausschließlich seine eigenen Redebeiträge aus einem Gespräch mit seiner Mutter, von deren Sorgen er sich (mehrfach) abgrenzt. Die Stimme bzw. Position der Mutter ist nur implizit in den zitierten Repliken enthalten. Durch die zitierten Fragen in Zeilen 04–08 lässt sich erschließen, dass die Mutter wegen des Verfahrensausgangs und der Dauer besorgt ist. Dies greift er in mehreren Turns (und rhetorischen Fragen wie in Z. 30–32) auf, indem er die Sorgen hinterfragt bzw.

dekonstruiert. John greift dabei auf Rationalisierungen zurück, indem er seiner Mutter versichere, dass alles in Ordnung sei (Z. 26–27). Ferner leitet er indirekt die Legitimität des Asylanspruchs bzw. Wahrscheinlichkeit einer Asylgewährung seiner Familie vom (nicht legitimen) Anspruch anderer Personen ab (*THAT person got a passport why wouldn't you?* in Z. 24–25; siehe auch Z. 10–22).

Er legt seiner Mutter einerseits nahe, sich vorzustellen, den (positiven) Asylbescheid bereits zu haben (Z. 09, 28, 37). Andererseits stellt er die (rhetorische) Frage, welchen Unterschied dies überhaupt mache (Z. 30), und spricht seiner Mutter die Intention ab, Ziele zu verfolgen, für die ein Bescheid notwendig wäre (wie Studieren oder Reisen; Z. 31–36). Dadurch dekonstruiert er dessen Notwendigkeit und die Sorge der Mutter.

Über den Dialog mit seiner sich sorgenden Mutter thematisiert er zwar gängige Probleme der Ungewissheit und der Handlungsbeschränkungen, sein eigenes Betroffensein macht er allerdings nicht explizit – er nimmt durch den zitierten Dialog und die darin stattfindenden Dekonstruktionen und Rationalisierungen vielmehr indirekt eine Distanzierung gegenüber den Problemen vor. Diese indirekt distanzierende Haltung setzt sich auch in seiner expliziten Positionierung gegenüber dem Warten fort:

Beispiel 8:

01 SL: so waiting for the papers to:=
 02 JO: =it doesn't hurt
 ((...))
 06 and i'm not waiting
 07 i'm not drawing lines and crossing them
 08 every day
 09 ((lacht)) no
 ((...))
 42 so when you project to a DIFFerent aspect of
 43 life
 44 then things like this become rather silly
 45 for me for me it's like that

Mit dieser Positionierung gegenüber dem Warten hebt sich John von den anderen Beispielen bzw. Interviewpartner*innen ab. John verneint sogar explizit zu warten (Z. 06) und kommentiert das Warten auf den Bescheid auf ironische respektive zugespitzte Weise (Z. 02, 07–09). Im Vergleich (*to a different aspect of life*) scheint sich das Warten für ihn zu relativieren bzw. ihm sogar >dumm< vorzukommen (Z. 42–45).

4 Fazit

Auf der Basis von Interviews mit Asylwerber*innen befasste sich dieser Beitrag mit der Frage nach der Darstellung von Handlungsfähigkeit (Agency) und Positionierungen gegenüber Ungewissheit während des Asylverfahrens. Dafür wurde auf das häufig übernommene Agency-Verständnis nach Emirbayer & Mische (1998) und auf linguistisch-narrative Ansätze (vgl. Bamberg 1997; Lucius-Hoene & Deppermann 2004) zurückgegriffen. Agency wurde demnach u.a. als relational und subjektiv verstanden. Weiters erlaubte dieser Zugang, im Hinblick auf die Interviews sowohl auf strukturelle, als auch – und viel zentraler – subjektive Dimensionen von Agency und im Besonderen auf die Narration von Agency (d.h. *das Sprechen über die eigene Handlungsfähigkeit*) zu fokussieren.

In diesem Sinne wurde zunächst ein Blick auf die strukturellen Rahmenbedingungen und rechtlichen Grundlagen des Asylverfahrens geworfen. Es wurde dargelegt, wie die rechtlichen Aufenthaltstitel (sowie deren sukzessiven Verschärfungen und die Temporalisierung des Flüchtlingsstatus), die damit einhergehenden Handlungsbeschränkungen und Ungewissheiten als Elemente eines zunehmend restriktiven österreichischen Asylregimes gedeutet werden können (vgl. Lori 2017).

Die Ergebnisse der linguistisch-narrativen Analyse der Interviews zeigen, dass viele Interviewteilnehmer*innen ähnliche Warte- und Prekaritätserfahrungen teilen und sich diesen Bedingungen gegenüber auch ähnlich positionieren. In der Gesamtbetrachtung lassen sich die analysierten Agencykonstruktionen in einem Kontinuum zwischen zwei Polen verorten: Der eine Pol ist durch eine ausgeprägte Passivität gekennzeichnet, was sich in Handlungen wie Warten, Nichtstun, Rückzug bis hin zur Inaktivität bzw. Reduktion auf basale Körperbedürfnisse manifestiert (siehe auch Brekke 2004). Der andere Pol bezieht sich auf Handlungen, die keine asylrechtlich bedingten Begrenzungen erfahren. Es ist allerdings anzumerken, dass dieser Pol nicht den geschilderten momentan verfügbaren Handlungsoptionen entspricht, sondern vor allem als Desiderat oder im Vergleich zu Vergangenen bzw. vergangenen Agencykonstruktionen auftritt. Ferner sind die Agencykonstruktionen stark dadurch geprägt, was den Interviewten *nicht* möglich oder erlaubt ist zu tun. Dabei führen einige Interviewte die Handlungsbeschränkungen auf den fehlenden Asylbescheid zurück, ohne weitere Ursachen zu erläutern. Das Asylregime tritt hierbei als abstrakte, aber wirkmächtige Entität auf, die sich auf die Handlungsfähigkeiten beschränkend auswirkt. Dennoch wurden die Auswirkungen

der strukturellen Bedingungen von einigen Interviewten relativiert. Weiters zeichnete sich eine auch bei Brekke (2004) dokumentierte Dynamik bzw. ein Wandel von Agency ab, wonach die anhaltende Ungewissheit und das Warten eine Umorientierung von einem aktiven hin zu einem passiven Verhalten bedingen. Die Analyse zeigte allerdings komplexere Positionierungshandlungen und Passivitäts-Konzepte als jene, die Brekke (2004) dokumentiert. So manifestiert sich beispielsweise in der selbst getroffenen Entscheidung, nichts zu tun, sowohl ein angedeuteter Widerstand als auch eine Handlungsfähigkeit.

Die in Abschnitt 3.2 und 3.3 geschilderten Positionierungen weichen insofern von den anderen Agencykonstruktionen ab, als sie entweder zeigen, wie die Interviewten sich selbst als aktiv Handelnde bzw. (im erlaubten geringen Ausmaß) Arbeitende konstruieren (Abschnitt 3.2) oder wie sie mit ihren Positionierungen und Handlungen der Unterwerfung des gängigen Asylregimes entgegentreten.

Des Weiteren konnten einige der von Emirbayer & Mische (1998) beschriebenen Komponenten von Agency in den analysierten Auszügen identifiziert werden: Die Bewertung der eigenen Agency bzw. Situation erwies sich als zentrale Komponente von Agencykonstruktionen. Dabei griffen die Interviewten verschiedentlich auf Vergleiche mit der Vergangenheit, früheren Tätigkeiten bzw. früherer Agency zurück, wodurch die aktuelle eingeschränkte Agency deutlich wurde.

Die vorläufigen Ergebnisse legen nahe, dass die gegenwärtigen Agencykonstruktionen in den hier behandelten Auszügen vornehmlich auf Vergleichen mit der Vergangenheit basieren. Auf potentielle Zukunftspläne hingegen wird nicht Bezug genommen – die Zukunft scheint unbestimmt und wird selten angesprochen. Die Ungewissheit bezieht sich zwar auf ein zukünftiges Ereignis, doch scheint diese stark das gegenwärtige Handeln zu beeinflussen. Die strukturellen Bedingungen scheinen so auf Individuen einzuwirken, dass Zukunftsvorstellungen bzw. das, was Emirbayer & Mische (1998) als *imaginierte* oder *projizierte* Dimension von Agency bezeichnen (siehe auch Steen 2012: 240), blockiert oder gar verunmöglicht wird (siehe auch Hassemer 2020: 56–57):

Projectivity encompasses the imaginative generation by actors of possible future trajectories of action, in which received structures of thought and action may be creatively reconfigured in relation to actors' hopes, fears, and desires for the future. (Emirbayer & Mische 1998: 971; Hervorhebung im Original)

Wie die theoretische Einführung des Konzepts und der empirische Teil dieser Arbeit deutlich machen, ist Agency nicht als absolute oder messbare Größe, sondern als relationales, temporäres sowie situatives Konzept, subjektives Konstrukt und narratives Moment zu begreifen. Im Rahmen der Analyse standen die für die subjektive Deutung der eigenen Agency und strukturellen Umstände im Kontext eines Forschungsinterviews im Fokus. Die Bestimmung und Rekontextualisierung von Agencykonstruktionen gehen allerdings – wie in Abschnitt 2.1 ausgeführt – mit forschungspraktischen sowie -ethischen Herausforderungen einher: Einerseits verleitet die Betrachtung der strukturell-rechtlichen Bedingungen, die umfassende Handlungsbeschränkungen vorsehen, zur Viktimisierung von Asylwerber*innen. Andererseits birgt die konsequente Konzeptualisierung von Agency als subjektive Deutung die Gefahr, positiv bewertete Agencykonstruktionen (wie die Relativierungsbeispiele in Abschnitt 3.1) unkritisch zu übernehmen und dabei strukturelle Ungleichheiten aus dem Blick zu verlieren (siehe auch Mainwaring 2016: 292). Auch Bakewell (2010: 1700) hält in seiner Reflexion einer früheren Forschungsarbeit über Agency von Geflüchteten Folgendes fest: »while I was concerned not to assume away the agency of refugees, I am open to the charge of overplaying their room for manoeuvre and suggesting they had more autonomy than they really had«.

Unabhängig von diesen forschungspraktischen und -ethischen Überlegungen haben die Widersprüche des österreichischen Asylregimes jedenfalls weitreichende Konsequenzen für die betroffenen Individuen: Einerseits wird von Asylwerber*innen erwartet, Deutsch zu lernen, sich zu »integrieren«, sich gemeinnützig zu engagieren etc. Andererseits werden Asylwerber*innen wie meine Interviewpartner*innen umfassend in ihrem Handeln eingeschränkt, was sie zum Warten und zur Passivität zwingt. Diese Bedingungen lassen sich mit Lorey (2011: 1) als Elemente einer »gouvernementalen Prekarisierung« lesen. Dieses Regierungsinstrument umfasst strukturelle Abläufe und Bedingungen, wie die hier skizzierten langen Verfahrensdauern oder die zunehmenden rechtlichen Verschärfungen sowie Einschränkungen der Agency von Asylwerber*innen, woraus eine auch hier verdeutlichte »Verunsicherung der Lebensführung« (Lorey 2011: 1) resultiert. Ein weiterer Ausdruck der hier dokumentierten Verunsicherung ist die Erfahrung der »indeterminate temporariness« (Turner 2016: 142; siehe 2.2) – der »unbestimmten Vorläufigkeit« der Lebensumstände während des Asylverfahrens und der Grundversorgung in Österreich. Unbestimmte Vorläufigkeit bedeutet für die betroffenen Personen

zwar temporären Schutz, aber gleichzeitig u.a. auch Ungewissheit, Warten, Nichtteilhabe, Ungleichheit, Planungsunsicherheit, Hingehalten-Werden sowie fehlende Möglichkeiten, eigenständig Veränderungen herbeizuführen, um beispielsweise Gewissheit über die Verfahrensdauer, den Verfahrensausgang oder die Aufenthaltssicherheit zu erlangen. Unsichere Vorläufigkeit als Effekt bzw. Produkt einer gouvernementalen Prekarisierung impliziert auch eine potentielle Gefährdung der Prekarisierten im Falle eines negativen Asylbescheids und einer Abschiebung (siehe auch Lorey 2011: 5). Die Ungewissheit, das Warten und die eingeschränkten Handlungsmöglichkeiten stehen den ersehnten Lebensentwürfen entgegen, denn: »das Leben besteht nicht nur aus Warten« (Paria, Memo, September 2018).

Transkriptionskonventionen (GAT 2)

Wie unter 3 beschrieben, wurden die Interviews in Anlehnung an die Gesprächsanalytische Arbeitstranskription (GAT 2, vgl. Selting et al. 2009) in Form eines Minimaltranskripts verschriftet. Zur besseren Orientierung und Verweismöglichkeit auf die entsprechenden Stellen wurden alle Zeilen unabhängig von den Intonationsphrasen durchnummeriert. Die folgenden Konventionen wurden in den Transkripten angewandt:

(.)	Mikropause
(-)	Kurze Pause
(2.0)	Pausen unter Angabe von Sekunden
=	Unmittelbarer Anschluss
-	Turnabbruch, zumeist gefolgt von Selbstreparatur
((...))	Auslassungen im Transkript
hm_hm	Hörer*innensignal
(())	Erklärungen, Kommentare
((ea))	Einatmen
beTONung	Besondere Betonungen
(weist du)	Vermuteter Wortlaut
:	Dehnungen
<< lachend >>	Interpretierende Angabe zur Äußerungsart
[MU]SS	Überlappungen, simultanes Sprechen
[hm_hm]	

Literatur

- Ahearn, Laura M. 2010. Agency and language. In Jef Verschueren, Jan-Ola Östman & Jan Blommaert (Hgg.), *Handbook of Pragmatics Online*, Bd. 14, 1–26. Amsterdam: Benjamins.
- Ataç, Ilker & Sieglinde Rosenberger. 2013. Inklusion/Exklusion – ein relationales Konzept der Migrationsforschung. In Ilker Ataç & Sieglinde Rosenberger (Hgg.), *Politik der Inklusion und Exklusion*, 35–52. Göttingen: V&R Unipress; Wien: Vienna Univ. Press.
- Bakewell, Oliver. 2010. Some reflections on structure and agency in migration theory. *Journal of Ethnic and Migration Studies* 36(10). 1689–1708.
- Bamberg, Michael. 1997. Positioning between structure and performance. *Journal of Narrative and Life History* 7(1–4). 335–342.
- Brekke, Jan-Paul. 2004. *While we are waiting: Uncertainty and empowerment among asylum-seekers in Sweden*. 2nd edn. Oslo: Institute for Social Research.
- Bundesgesetz, mit dem die Grundversorgung von Asylwerbern im Zulassungsverfahren und bestimmten anderen Fremden geregelt wird (Grundversorgungsgesetz – Bund 2005 – GVG-B 2005). Fassung vom 07.08.2019. *Rechtsinformationssystem des Bundes (RIS)*. <https://www.ris.bka.gv.at/GeltendeFassung.wxe?Abfrage=Bundesnormen&Gesetzesnummer=10005762> (Abruf 07. August 2019).
- Bundesgesetz über die Gewährung von Asyl (Asylgesetz 2005 - AsylG 2005). 2005. Fassung vom 20.08.2019. *Rechtsinformationssystem des Bundes(RIS)*. <https://www.ris.bka.gv.at/GeltendeFassung.wxe?Abfrage=Bundesnormen&Gesetzesnummer=20004240> (Abruf 20. August 2019).
- Butler, Judith. 1997. *The psychic life of power: Theories in subjection*. Stanford: Stanford University Press.
- derStandard. 2019. EU-Verordnung: Asylwerber dürfen in Österreich früher arbeiten. *derStandard.at* (13. August). https://www.derstandard.at/story/2000107356454/eu-recht-ermoeglicht-beschaeftigung-von-asylwerbern-in-oesterreich?ref=article&fbclid=IwAR1pom7Hct4u0Cypooos_7uP9aTqbeWfMyQIIZbYkuWqLtwSZQtgiAfLhbXo (Abruf 13. August 2019).
- Duranti, Alessandro. 2006. Agency in language. In Alessandro Duranti (Hg.), *A companion to linguistic anthropology*, 449–473. Malden, MA: Blackwell.
- Emirbayer, Mustafa & Ann Mische. 1998. What is agency? *American Journal of Sociology* 103(4). 962–1023.
- Geiger, Dorothee. 2016. *Handlungsfähigkeit von geduldeten Flüchtlingen: Eine empirische Studie auf der Grundlage des Agency-Konzeptes*. Wiesbaden: Springer VS.
- Hassemer, Jonas. 2020. The Value(s) of volunteering: Asylum seekers' trajectories through language work in refugee assistance. *International Journal of Multilingualism* 17(1). 46–61.
- Helferich, Cornelia. 2012. Einleitung: Von roten Heringen, Gräben und Brücken. Versuch einer Kartierung von Agency-Konzepten. In Stephanie Bethmann, Cornelia Helferich, Heiko Hoffmann & Debora Niermann (Hgg.), *Agency*, 9–39. Weinheim & Basel: Beltz Juventa.

- Kolb, Bettina. 2008. Involving, sharing, analysing: Potential of the participatory photo interview. *Forum: Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research* 9(3), Art. 12.
- Lehner, Sabine. 2018. The discursive construction of (in)credibility: Language ideologies and intertextuality in Austrian asylum procedures. In Iman M. Nick (Hg.), *Immigrants, refugees, asylum-seekers, and forensic linguistics*, 95–120. Wilmington, Delaware: Vernon Press.
- Lorey, Isabell. 2011. *Gouvernementale Prekarisierung*. <https://transversal.at/pdf/journal-text/567/> (Abruf 07. August 2019).
- Lori, Noora A. 2017. Stateless, 'in-between' statuses, and precarious citizenship. In Ayelet Shachar, Rainer Bauböck, Irene Bloemraad, Maarten Peter Vink (Hgg.), *The Oxford handbook of citizenship*. Oxford: Oxford University Press.
- Lucius-Hoene, Gabriele. 2012. „Und dann haben wir's operiert“: Ebenen der Textanalyse narrativer Agency-Konstruktionen. In Stephanie Bethmann, Cornelia Helfferich, Heiko Hoffmann & Debora Niermann (Hgg.), *Agency*, 40–70. Weinheim & Basel: Beltz Juventa.
- Lucius-Hoene, Gabriele & Arnulf Deppermann. 2004. *Rekonstruktion narrativer Identität: ein Arbeitsbuch zur Analyse narrativer Interviews*. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Mainwaring, Çetta. 2016. Migrant agency: Negotiating borders and migration controls. *Migration Studies* 4(3). 289–308.
- Muzak, Gerhard. 2012. Migration und öffentliches Recht. In Heinz Fassmann & Julia Dahlvik (Hgg.), *Migrations- und Integrationsforschung – multidisziplinäre Perspektiven: Ein Reader*. 2., erw. und überarb. Aufl., 281–301. Göttingen: V&R Unipress, Vienna University Press.
- Nentwich, Julia C. 2009. Zwischen Provokation und Anpassung: Handlungsmächtigkeit als diskursive Positionierung. *Forum: Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research* 10(3), Art. 8.
- Parish, Ayden & Kira Hall. Im Erscheinen. Agency. Draft-Version. In *International Encyclopedia of Linguistic Anthropology*. Oxford: Wiley Blackwell. <https://www.academia.edu/38398299/Agency> (Abruf 11. Juli 2019).
- Porstner, Ilse. 2017. Subjektpositionen in der postkolonialen Gesellschaft: Die diskursive Konstruktion von Selbstbildern junger Migrantinnen und Migranten. In Jürgen Spitzmüller, Mi-Cha Flubacher & Christian Bendl (Hgg.), *Soziale Positionierung als Praxis und Praktik: Theoretische Konzepte und methodische Zugänge*. [Themenheft]. *Wiener Linguistische Gazette* 81, 19–45.
- Rheindorf, Markus & Ruth Wodak. 2018. Borders, fences, and limits – protecting Austria from refugees: Metadiscursive negotiation of meaning in the current refugee crisis. *Journal of Immigrant & Refugee Studies* 16(1-2). 15–38.
- Scherr, Albert. 2013. Agency – ein Theorie- und Forschungsprogramm für die Soziale Arbeit? In Gunther Graßhoff (Hg.), *Adressaten, Nutzer, Agency*, 229–242. Wiesbaden: Springer VS.
- Selting, Margret, Peter Auer, Dagmar Barth-Weingarten, Jörg Bergmann, Pia Bergmann, Karin Birkner, Elizabeth Couper-Kuhlen, Arnulf Deppermann, Peter Gilles, Susanne Günthner, Martin Hartung, Friederike Kern, Christine Mertzluft, Christian Meyer, Miriam Morek, Frank Oberzaucher, Jörg Peters, Uta Quasthoff, Wilfried Schütte, Anja Stukenbrock & Susanne Uhmman. 2009.

- Gesprächsanalytisches Transkriptionssystem 2 (GAT 2). *Gesprächsforschung – Online-Zeitschrift zur verbalen Interaktion* 10. 353–402. <http://www.gespraechsforschung-online.de/fileadmin/dateien/heft2009/px-gat2.pdf> (Abruf 26. September 2018).
- Spitzmüller, Jürgen, Mi-Cha Flubacher & Christian Bendl. 2017. Soziale Positionierung: Praxis und Praktik: Einführung in das Themenheft. In Jürgen Spitzmüller, Mi-Cha Flubacher & Christian Bendl (Hgg.), *Soziale Positionierung als Praxis und Praktik. Theoretische Konzepte und methodische Zugänge*. [Themenheft]. *Wiener Linguistische Gazette*. 81. 1–18.
- Steen, Pamela. 2012. Rekonstruierte, imaginierte und performative Agency in der verbalen Interaktion. In Stephanie Bethmann, Cornelia Helfferich, Heiko Hoffmann & Debora Niermann (Hgg.), *Agency*, 210–237. Weinheim & Basel: Beltz Juventa.
- Täubig, Vicki. 2019. Work as real life in the context of organised disintegration: A perspective on the everyday life of refugees. *Identities* 26(3), 339–355.
- Turner, Simon. 2016. What is a Refugee Camp? Explorations of the Limits and Effects of the Camp. *Journal of Refugee Studies*. 29(2). 139–148.
- Van Kooy, John & Dina Bowman 2018. ‘Surrounded with so much uncertainty’: Asylum seekers and manufactured precarity in Australia. *Journal of Ethnic and Migration Studies*. 1–18.

Prekäre Ethnographie

Zur Rolle von Prekaritätserfahrungen im ethnographischen Erkenntnisprozess

Jonas Hassemer^{*}/Mi-Cha Flubacher[†]

Wiener Linguistische Gazette (WLG)
Institut für Sprachwissenschaft
Universität Wien
Ausgabe 85 (2020): 157–182

Abstract

Along with recent scholarship, we hold that ethnography is a reflexive endeavour and a liminal activity. It has been a basic tenet in ethnography that knowledge is produced in reflexive engagement not only with the research context but also with researcher's experiences thereof. Liminality describes ambivalent roles, shifting contexts, and it also critically challenges dichotomous categories that structure academic knowledge production. This paper aims to deepen this argument by engaging with phenomena of precariousness and precarity in fieldwork rapport, moments of symbolic and material interdependency and vulnerability. Thereby, we do not only look into the existential fragility of ethnographic research, but we also highlight the resourcefulness of such phenomena – in terms of ethics but also in terms of understanding the research object. In this sense, we argue that ethnography is, besides being reflexive and liminal, a precarious practice. By *precarious ethnography* we thus refer to the resourceful yet dependent nature of contact at the heart of ethnography.

Schlagwörter: Ethnographie, Prekarität, Liminalität, Reflexivität, Rapport

* Jonas Hassemer, Institut für Sprachwissenschaft, Universität Wien, Sensengasse 3a, 1090 Wien, jonas.hassemer@univie.ac.at.

† Mi-Cha Flubacher, Institut für Sprachwissenschaft, Universität Wien, Sensengasse 3a, 1090 Wien, mi-cha.flubacher@univie.ac.at.

1 Einleitung

Ethnographie wird traditionell als eine Form der teilnehmenden Feldforschung verstanden, die eine vertiefte und unmittelbare Auseinandersetzung mit Individuen und Gruppen und ihren Praktiken anstrebt, um soziale Phänomene zu verstehen. »[D]as Gestalten von Forschungsbeziehungen« (Breidenstein et al. 2015: 60) wird dabei für eine erfolgreiche Feldarbeit als grundlegend gehandelt. Das Herstellen eines solchen produktiven Kontakts mit den Forschungsteilnehmer*innen wird in der Ethnographie gemeinhin als positiver *Rapport* bezeichnet (Breidenstein et al. 2015: 60–67; Pratt 1986; Rampton 2016; Slembrouck 2005). Das bedeutet, dass sich Forschungs- und Erkenntnisprozesse – ja die fundamentale Machbarkeit von ethnographischer Forschung – am Forscher*innen-subjekt ›entfalten‹ und Feldarbeit als »personal, emotional and identity work« (Coffey 1999: 1) erfasst werden muss. So verstehen wir das Subjekt der* Forscher*in hier weniger als ein souverän Handelndes denn als ein ›Erfahrendes‹, und zwar in zweifacher Hinsicht: Einerseits verstehen wir es als diskursiv konstituiert, d.h. seine* Existenz ist abhängig von diskursiv geprägten, sozialen Kategorien (Foucault 1982). Andererseits ist uns als Forscher*innen eben jene diskursive Ordnung der Lebenswelt über subjektives Erleben zugänglich, d.h. nicht ›direkt‹, sondern über eine Betrachtung der Weisen, wie sie mit dem Subjekt in Interaktion tritt (Hitzler & Eisewicht 2016: 10).

Wir gehen folglich davon aus, dass Forscher*innen selbst als Forschungsinstrument zu verstehen sind (Hitzler & Eisewicht 2016: 127). In diesem Sinne geht es weniger darum, die eigene *Positionalität*¹ (Binder 2019) und die vermeintlich daraus folgenden Einschränkungen der Güte und

¹ Wir orientieren uns hier am Konzept der Positionalität (umschreibbar etwa auch mit ›Positioniertheit‹) so wie es aus feministischer, kritischer und intersektionaler Perspektive theoretisiert wird (vgl. Binder 2019) und nach dem Subjektpositionen und die damit zusammenhängenden Wissensbestände analytisch in enger Verbindung zu Macht und Machtverhältnissen gedacht werden (Ali 2015; Merriam et al. 2001). So schreibt Binder (2019: 546; Hervorhebung hinzugefügt): »Mit der Sensibilität für die Positionalität jeder Forschung wuchs auch die Aufmerksamkeit für die kontinuierliche und situative Aushandlung der Positionen von Forschenden und Beforschten im Forschungsverlauf«. Im Zentrum steht also das Aushandeln dieser Positionen, die »in lokalen/translokalen, materiell verwobenen und durch Status-, Gender-, Alters-, Klassen- oder ethnische Kategorien vermittelten, machtinskribierten Beziehungen geformt« werden (Ouma 2012: 207).

Gültigkeit ethnographischer Daten zu reflektieren. Auch ist es nicht das Ziel, sich selbst zum zentralen Erkenntnisobjekt zu machen. Vielmehr geht es darum, die eigene Positionalität für die Erkenntnis fruchtbar zu machen. Dies bedeutet, sich grundsätzlich mit der Frage auseinanderzusetzen, was produktives und erfolgreiches ethnographisches Arbeiten heißt.

Wie insbesondere neuere methodologische Arbeiten nahelegen, ist Kontakt im Feld und das Etablieren eines Rapports mit den Forschungsteilnehmer*innen nicht immer unproblematisch (Goebel 2019): Das Aufeinandertreffen von Subjekten und die Verschränkung von Kontexten, die aus den ethnographischen Aktivitäten folgen, bringen beispielsweise immer wieder symbolische und ökonomische Abhängigkeitsbeziehungen mit sich. Dies wiederum führt zu der Frage, wie Positionalitäten durch eine wechselseitige, aber nicht unbedingt symmetrische Abhängigkeit zwischen Forschenden und Forschungsteilnehmer*innen im Kontakt konstituiert werden (Merriam et al. 2001). Anrufungen, die Subjekte in ihrer Positionalität momentan fixieren oder mobilisieren, sind potentiell gewaltsam und produktiv (Butler 1997; im Anschluss an Althusser 2014 [1970]): Sie erschaffen Subjekte der Forschung (>Forscher*in< und >Beforschte<), schreiben damit historisch kontingente (politisch positionierte, soziale, rassifizierte, vergeschlechtlichte) Kategorien fort und sich in das Erleben der Beteiligten ein (Coffey 1999).

Unser Beitrag stellt zum einen solche Momente des *Erkennens* und *Verkennens* ins Zentrum der Aufmerksamkeit, als fragile Drahtseilakte und produktive Erkenntnischancen der ethnographischen Forschung – d.h. eben nicht nur als >problematisch<, sondern potentiell als erkenntnisgewinnend (siehe Beiträge in Goebel 2019 zur positiven Wertung von >misslungenem< Rapport; Ali 2015; auch als >kritisch< im Sinne Kants lesbar, siehe Einführung i.d.Bd.). Zum anderen adressiert unser Beitrag die ökonomischen Verflechtungen, die im Aufeinandertreffen und Ineinander-Verschränken von Subjekten entstehen, die mit kontingenten und emergenten Asymmetrien einhergehen und aus denen neue Abhängigkeiten entstehen. Auch diese Abhängigkeiten sind inhärent in Kontaktphänomenen und sowohl potentiell problematisch als auch produktiv: Sie können Ungleichheiten, die wir verstehen und bekämpfen wollen, fortschreiben, zu Konflikten oder anderen Situationen führen, die unsere Forschung und/oder das Tun der Forschungsteilnehmer*innen zu kompromittieren drohen. Sie können aber auch einen produktiven Austausch befördern. Mit Prekaritätserfahrungen in der Ethnographie lenken wir den Blick auf eben jene Abhängigkeiten, die

eine Grundbedingung ethnographischer Forschung – als Risiko und Ressource – darstellen.

In diesem Artikel plädieren wir somit für ein Weiterspinnen dieser grundlegenden epistemologischen Überlegungen zu den Bedingungen des ethnographischen Arbeitens und weisen dabei in Richtung Prekarität. Das heißt, wir schlagen vor, Ethnographie als inhärent prekär zu denken. Prekäre Ethnographie meint damit weder eine Ethnographie der Prekären (die sie jedoch sehr wohl sein kann; siehe etwa Mears 2013; Sidoti 2015; McHugh 2017) noch zielt sie auf die Thematisierung des wissenschaftlichen Prekariats. Vielmehr stellt die prekäre Ethnographie das epistemologisch Prekäre in den Mittelpunkt, welches sich in zwei Dimensionen zeigt. Dies beinhaltet zum einen *Prekärsein* (*precariousness* nach Butler 2004, 2009), welches Butler (2009: 54) »socially and politically, a generalized condition of interdependency« – also Wechselbeziehung – nennt und somit Vulnerabilität als grundsätzliche Bedingung menschlicher Existenz versteht (vgl. Butler 2009: 22). Im Kontext der Ethnographie deuten wir Prekärsein als Abhängigkeit vom Anderen im Rahmen der Wissensproduktion (siehe auch Wacquant 2005; Mears 2013; McHugh 2017). Diese Abhängigkeit ist nicht per se als unidirektional zu lesen, da sie tatsächlich in alle möglichen Richtungen und auf unterschiedlichen Ebenen verlaufen resp. manifest werden kann, parallel zu oder entgegen den im Forschungsfeld vorhandenen Machtbeziehungen und -verhältnissen, die die Forschungsteilnehmer*innen tagtäglich erleben und mit denen die Forscher*innen einen analytischen wie praktischen Umgang finden müssen.

Zum anderen verweist ›prekär‹ auf die oben genannten materiellen Bedingungen, welche auf die jeweilige Forschungssituation und -interaktion einwirken – also Prekarität im politisch-ökonomischen Sinn (Bourdieu 1998; Lorey 2012; Motakef 2015; siehe auch Pick i.d.Bd. und Steen i.d.Bd., die sich beide ausgiebig mit den soziologischen Ursprüngen dieses Begriffs und seinem Erklärungspotential auseinandersetzen). Diese Prekarität macht sich einerseits in den zumeist forschungspolitisch bedingten Ressourcen der Ethnographie bemerkbar, die sich auf Möglichkeitsbedingungen von Forschungsprojekten auswirken (Dauer und Tiefe der Ethnographie und der Wissensproduktion im Allgemeinen). Andererseits widerspiegeln sich in ihr auch die im Forschungsfeld auftretenden potenziell prekären Momente: Hierbei handelt es sich, wie gesagt, nicht zwangsläufig um die Forschung *über* prekäre oder prekarisierte Individuen oder Gruppen, sondern um die oftmals ungleiche Distribution und Allokation von Ressour-

cen im Forschungskontext und darüber hinaus, welche sich auf die Beziehungsverhältnisse unter den Akteur*innen auswirken sowie auf den Umgang dieser Akteur*innen mit Forscher*innen. Offensichtlich liegt in diesem letzten Punkt die Verbindung zum Prekärsein: Abhängigkeiten im Forschungsfeld, welche sich verschiedentlich manifestieren und unterschiedlich schwerwiegende Konsequenzen für die einzelnen Subjekte mit sich bringen können.

Was eine prekäre Ethnographie genauer beinhaltet, wird im Folgenden beschrieben: So setzen wir uns zunächst (Abschnitt 2) tiefergehend mit Reflexivität und Liminalität auseinander und diskutieren, wie diese beiden Konzepte resp. Phänomene als epistemologische Basis ethnographischen Arbeitens verstanden werden können. Ausgehend von zwei unterschiedlichen Forschungsprojekten beschreiben wir mittels ethnographischer Skizzen direkte Erfahrungen einer prekären Ethnographie (Abschnitt 3), Abhängigkeiten symbolischer (Abschnitt 3.1) und politisch-ökonomischer Art (Abschnitt 3.2), die wir über unsere Forscher*innen-subjekte erfahren. Auf dieser Basis differenzieren wir die Bedeutung der Prekarität für ein kontingentes, aber auch produktives ethnographisches Arbeiten aus, indem wir diese weder ausschließlich als Ressource noch als Risiko lesen (in Abschnitt 4).

2 Ethnographie als reflexive und liminale Praxis

Ethnographie ist reflexive und liminale Arbeit. Das betrifft sowohl den Forschungsprozess als auch, auf eine fundamentale Art und Weise, die epistemologische Grundhaltung. Diese Grundhaltung wird von den verschiedenen ethnographischen Traditionen mehr oder minder geteilt, spezifische Ausformulierungen finden sich etwa in den Programmen reflexiver (Bourdieu 2004; Bourdieu & Wacquant 1992) und liminaler Ethnographie (Jacobs & Slembrouck 2010). Die Prämisse der Reflexivität und Liminalität haben in methodologischen Auseinandersetzungen um das Eigene und das Fremde als Grundproblem ethnographischer Forschung zu unterschiedlichen Graden eine Rolle gespielt (Fabian 1983). Unabhängig von der jeweiligen Tradition oder ›Schule‹ ist eine geteilte Annahme der Ethnographie die, dass Wissen durch eine systematische Auseinandersetzung mit dem Forschungsfeld und den Forschungsteilnehmer*innen, aber auch mit der eigenen Forschungspraxis entsteht (z.B. Ali 2015; Amann & Hirschauer 1997; Binder 2019; Bourdieu 2003, 2004a, 2004b; Clifford & Marcus 1986; Fabian 1983; Geertz 1973; Hammersley & Atkinson 2007;

Merriam et al. 2001; Pérez-Milans 2017; Pfadenhauer 2017) – kurz: mittels reflexiver Forschungspraxis (also ›Reflexivität‹ im Sinne von engl. *reflexivity*/frz. *reflexivité* in der ethnographischen Forschung).

2.1 Reflexive Ethnographie

Reflexives Forschen bedeutet in erster Linie nicht nur eine ethische und epistemologische Selbstbeschränkung, die etwa Generalisierungen und Allgemeingültigkeiten in Frage stellt oder die Konsequenzen von Forschung für die Forschungsteilnehmer*innen sichtbar macht, sondern auch eine Ressource. Die* Ethnograph*in ist selbst das Forschungsinstrument (etwa Hitzler & Eisewicht 2016: 127). Diese Annahme ist in einigen Ansätzen methodologisch besonders prononciert, etwa in verschiedenen Spielarten der *Autoethnographie* (e.g. Antony 2015; Choi 2017; Ellis & Adams 2014) oder *carnal ethnography* (Wacquant 2005), liegt jedoch in verschiedener Konzeptualisierung, verschiedenen Schattierungen und Spielarten allem ethnographischen Forschen zugrunde.

Bourdieu (2003: 282, 2004a: 88) fasst methodologische Reflexivität als die »Objektivierung des Subjekts der Objektivierung« oder »teilnehmende Objektivierung [participant objectivation]«. Diese Formulierung spielt offensichtlich mit dem Begriff der *teilnehmenden Beobachtung* – und unterstreicht damit, dass die* ethnographische Forscher*in automatisch nicht nur Teil der Datenerhebung (der Beobachtung), sondern auch der Datenverarbeitung (Objektivierung) ist. Bourdieu stimmt hierin mit anderen anthropologischen Strömungen überein (zitiert werden etwa Clifford & Marcus 1986), dass subjektives Erleben nicht aus dem Forschungsprozess ausgeschlossen, sondern vielmehr analytisch fruchtbar gemacht werden soll (Bourdieu 2003: 291). Allerdings – so wird er nicht müde zu betonen – müsse dieses einer rigorosen Analyse mit denselben Instrumenten unterworfen werden, die auf den untersuchten Gegenstand angewendet werden. Als ›reflexiv‹ wird der Forschungsprozess also dann verstanden, wenn er eine (sozialwissenschaftliche) Auseinandersetzung der Sozialwissenschaften mit sich selbst und ihren Akteur*innen beinhaltet und diese in Bezug zu den gewonnenen Erkenntnissen setzt (Bourdieu 2004a).

Participant objectivation undertakes to explore not the ›lived experience‹ of the knowing subject but the social conditions of possibility – and therefore the effects and limits – of that experience and, more precisely, of the act of objectivation itself. It aims at objectivizing the subjective relation to the object which, far from leading to a relativistic and more-or-

less antiscientific subjectivism, is one of the conditions of genuine scientific objectivity [...]. (Bourdieu 2003: 282)

Die zentralen Aspekte von Reflexivität im Sinne der teilnehmenden Objektivierung sind bei Bourdieu (1) die Fokussierung auf die Möglichkeitsbedingungen, die die Position der Forschenden hervorbringt und von der aus sie auf den Forschungsgegenstand blicken (ihn *objektivieren*, in Bourdieus Worten) und (2) das Ziel, die Forschung dadurch nicht (subjektiv) zu relativieren, sondern vielmehr (objektiv) zu untermauern. In *Science of science and reflexivity* (Bourdieu 2004a) liefert er eine Skizze einer Selbstanalyse, die relativ breit angelegt ist und v.a. auf die akademische Sozialisation und die Verortung in (akademischen) Institutionen abzielt.

Unser Ansatz bleibt im Vergleich insgesamt weniger ambitioniert und etwas vorsichtiger mit dem Anspruch, die Ergebnisse unserer Forschung möglichst nahe an eine ideale Objektivität anzunähern – eine Abweichung vom Bourdieu'schen Programm, die sicher auch mit den systematischen Unterschieden zwischen Bourdieu und unseren Positionen im Wissenschaftsbetrieb, den disziplinären Kontexten, Diskussionen und Entwicklungen sowie dem Zeitpunkt der Publikationen zusammenhängt. Unser Versuch einer Selbstobjektivierung bleibt hier notwendigerweise spezifischer und situationsgebundener: In Weiterentwicklung dieser grundlegenden Gedanken zu einer reflexiven Analysearbeit wollen wir uns mit den Möglichkeitsbedingungen unserer Erfahrungen in konkreten interaktiven Kontaktsituationen und strukturellen Zusammenhängen unserer Forschungsprojekte widmen. Wir wollen also die Möglichkeitsbedingungen unserer Beziehung in unserem ethnographischen Arbeiten reflexiv in den Blick zu nehmen, was für uns einen Blick auf Fragen von *Sexualität*, *Ethnizität* und *Gender*² miteinschließt.

2.2 Liminale Ethnographie

Liminalität kam als ein prozedurales Konzept in der Anthropologie auf, mit dem zunächst Übergangsriten von einem sozialen Status in den anderen (z.B. Initiation, Hochzeit) beschrieben wurden (Van Gennep 1909): Das Konzept beschreibt eine Phase des ›Dazwischen‹ oder der ›Schwelle‹, in der

² Zumindest Gender wird auch von Bourdieu (2004a: 109) knapp im Zusammenhang mit dem Habitus thematisiert, aber inkonsequent in der Analyse fruchtbar gemacht, wie bspw. Eribon (2016: 152–157) kritisiert.

Subjekte weder ihrem vorherigen noch ihrem zukünftigen gesellschaftlichen Status angehören. Diese Zwischenposition beinhaltet einerseits eine strenge rituelle Kontrolle und andererseits eine gewisse Ungebundenheit mit Bezug auf gesellschaftliche Normen (siehe Turner 1969). Das Konzept erlebt mit Turners Arbeiten (etwa Turner 1974) eine Ausweitung über das Rituelle hinaus und wird seitdem zur Beschreibung verschiedenster Zwischenpositionen, -phasen und -orte verwendet (Thomassen 2015). Im ethnographischen Forschen geht es darum, erlebte, situative Spannungen sichtbar und fruchtbar zu machen. Das Konzept der Liminalität kann in diesem Zusammenhang die ambivalente Rolle der* Ethnograph*in, ihr* Wechseln zwischen Kontexten oder die Instabilität und das Verfließen der Kontexte selbst beschreiben (Jacobs & Slembrouck 2010). Dies machen etwa Amann & Hirschauer (1997), ohne explizit von liminaler Ethnographie zu sprechen, zum Programm ethnographischer Forschung, welches jedoch auf einer relativ starren (wenn auch als methodologische Verfremdung gedachten) Unterteilung des Forschungsprozesses in zwei Sphären, Feld und Wissenschaft resp. Analyse, beruht. Die* Ethnograph*in bewegt sich zwischen diesen Sphären, fasst dabei ihre* Beobachtungen in analytische Kategorien für den wissenschaftlichen Diskurs (Amann & Hirschauer 1997: 28) und kontrastiert soziologische Modelle mit den gemachten Beobachtungen (Amann & Hirschauer 1997: 38). Diese bidirektionale Rekontextualisierungsarbeit macht Liminalität zu einer Grundbedingung ethnographischen Forschens (Fabian 1983; siehe auch Bunzl 1998). Während dies eine klare Trennung der Sphären von Feld und Wissenschaft resp. Analyse zu suggerieren scheint, dient es jedoch eher einer methodologischen Verfremdung (Pfadenhauer 2017).

Die methodologische Infragestellung eben solch apriorischer, hartnäckiger Dichotomien sehen Jacobs & Slembrouck (2010: 243) als Chance in der Anwendung des Konzepts der Liminalität: »Along the same lines, we suggest that the liminality of linguistic ethnography [...] in part lies in the persistent elusiveness of the etic–emic distinction, of what is frontstage and what is backstage, text versus context, and linguistics versus ethnography that we have dealt with here«. Ähnlich wie Amann & Hirschauer (1997) beschreiben Jacobs & Slembrouck (2010) mit Liminalität die Möglichkeit, konzeptuelle Verfestigungen und idealtypische Dichotomisierung zu irritieren, zu hinterfragen und zu überschreiten. Dies betrifft insbesondere die nicht unproblematische Unterteilung des Forschungsprozesses in die Sphäre des beforschten Feldes mit seinen ›emischen‹ Bedeutungen und die der Analyse, die ›etische‹ Kategorien liefert. Hier erlaubt das Konzept der

Liminalität eine methodologische Kritik und gar eine alternative Konzeption des Forschungsprozesses.

Auf einer epistemologischen Ebene macht das Konzept der Liminalität die Problematik dichotomer Kategorien, die die Wissensproduktion strukturieren, sichtbar. Ein reflexiver Zugang schließlich bindet diese konzeptuelle Arbeit an das Forscher*innensubjekt zurück. Die liminale Erfahrung der* Forscher*in äußert sich im Austarieren des ethischen, methodischen, und konkreten Vorgehens, also etwa beim Ausloten des Feldes, im Umgang mit den Forschungsteilnehmer*innen (erforschten Subjekten), bei der Datenselektion wie beim Verschriftlichen. Die Liminalität als methodologische Komponente schärft somit die reflexive Auseinandersetzung mit Grenzen sowohl der Forschung wie des forschenden Subjekts; gleichzeitig ist gewissermaßen eine reflexive Grundhaltung die Voraussetzung für eine zielführende Auseinandersetzung mit der Liminalität im Rahmen der eigenen Forschung.

Was die programmatischen Konzepte der Reflexivität und Liminalität unserer Ansicht nach noch zu wenig in den Blick nehmen, sind die Abhängigkeiten, die im Kontakt zwischen der* Forscher*in und den Forschungsteilnehmer*innen be- oder entstehen. Die Liminalität rückt zwar den Kontakt epistemologisch ins Zentrum und räumt auf mit dichotomen Kategorien. Auch die Reflexivität führt uns die Abhängigkeit der Forschung vom forschenden Subjekt und dessen materieller wie symbolischer Bedingtheit vor Augen. Ein blinder Fleck bleibt hier aber die materielle und symbolische Verflechtung von Forschung im Verhältnis zwischen Forscher*in und Forschungsteilnehmer*innen. Die Fortentwicklung und Zirkulation von Personen und Dingen (*»trajectories«* sensu Heller 2011: 10), die sich als Verflechtungen und Abhängigkeiten in die Wissensproduktion einschreiben, sind nicht nur auf Seiten der* Forscher*in und im akademischen Feld zu suchen, sondern auch in konkreten Kontaktsituationen und sich entwickelnde Beziehungen zwischen Forscher*in und Forschungsteilnehmer*innen. Es ist nun unser Ziel, diesen blinden Fleck programmatisch ins Visier zu nehmen und zu diesem Zweck die Ethnographie als prekär zu verstehen. Diesen Vorschlag werden wir im Folgenden mittels ethnographischer Skizzen konkreter ausformulieren.

3 Prekaritätserfahrungen in der Ethnographie

Auf der Basis unserer ethnographischen Forschung skizzieren wir im Folgenden unterschiedliche Prekaritätserfahrungen, die sich als riskante

und risikoreiche Momente beim konstant notwendigen Austarieren des Beziehungsgeflechts im Forschungsfeld erweisen. Hierbei verwenden wir *prekär* in seinem doppelten Sinne, d.h. als Ausdruck von forschungsimmanten Abhängigkeiten symbolischer und politisch-ökonomischer Art (siehe Abschnitt 1.). In einem weiterführenden analytischen Schritt zeigen wir gleichermaßen auf, inwiefern diese Erfahrungen der potentiellen Destabilisierung als produktive Momente des Erkenntnisprozesses umgedeutet werden können.

Das Erfahren forschungsimmantener Abhängigkeiten wird zunächst anhand eines Beispiels aus Jonas' Feldforschung nachgezeichnet, worin er das Erkennen und Verkennen seines gegenderten und sexualisierten Körpers³ beschreibt (Abschnitt 3.1). Ergänzt wird dies durch einen Erfahrungsbericht von Mi-Cha, in welchem sie die Erfahrung um die Ethnisierung ihres Körpers zum Thema macht. In einem weiteren Abschnitt (3.2) rücken die im jeweiligen Feld erkennbaren materiellen Abhängigkeiten ins Zentrum der Aufmerksamkeit, die wir im Sinne einer politisch-ökonomischen Perspektive als strukturell und strukturierend behandeln. Hier bietet Mi-Chas ethnographische Feldforschung den Ausgangspunkt, um die prekäre Ethnographie weiterzudenken, wobei Jonas' Erfahrungen die Beobachtungen wiederum spiegeln.

3.1 Erkennen und Verkennen zwischen Risiko und Ressource: Subjekte und Körper in Interaktion

In seiner Feldforschung in einer Beratungsstelle für Geflüchtete in Wien nimmt Jonas vornehmlich an zwei institutionellen Sphären teil, den Teamsitzungen der hauptamtlich beschäftigten Berater*innen und einem Projekt der Einrichtung, in dem Ehrenamtliche unter Supervision einer* Berater*in Klient*innen betreuen. Beide Zusammenhänge ermöglichen intensiven Kontakt und Austausch mit den involvierten Personen, wobei das Ehrenamt erst später, im zweiten Jahr der insgesamt zweieinhalbjährigen Feldforschung hinzugetreten ist. Anfängliche Unsicherheiten und Misstrauen zwischen sich und dem Team der Berater*innen kann er durch eine Annäherung und Öffnung über langsam und dosiert eingebrachte Details

³ Zum Umgang mit und dem Erleben von Sexualität und sexueller Orientierung in der Feldforschung siehe Comer (2018) und die Sammelbände von Kulick & Willson (1995) sowie Lewin & Leap (1996).

aus dem eigenen Privatleben bearbeiten. Dazu gehört auch, dass er mit einem Mann in einer Partnerschaft lebt und den Haushalt teilt.

Ein *Coming-out* bezeichnet nicht bloß eine umschriebene Lebensphase, die irgendwann abgeschlossen ist (siehe Adams 2011: 106). Sie zieht sich durch das ganze Leben als ein Positionier(twerd)en. Das *Coming-out* ist auch kein individuelles Projekt, sondern ein systematisches Ergebnis von Heterosexualität als Norm (Adams 2011: 86), die in einer Lebenslage Indizienhaftes, Erkennbares, Deklarierbares ortet und konturiert (siehe auch Crimp 1993: 305). Das heißt, dass ein *Coming-out* bisweilen in aktiver Initiative als Selbstpositionierung geschieht, bisweilen (vielleicht in den meisten, ganz alltäglichen Fällen) aber auch eher als passive Fremdpositionierung erfahren wird. Damit reproduziert das *Coming-out* Heteronormativität zu einem gewissen Grad, da es diese als gegebene Ordnung voraussetzt.

Ein *Coming-out* passiert mal routiniert, mal scham- oder angstbehaftet oder auch strategisch. Letzteres spielt im Kontakt von Jonas mit dem Team der Beratungsstelle durchaus eine Rolle. Es bietet im ›linksliberalen‹ Umfeld eine Möglichkeit, mit relativ geringem Risiko eine Gelegenheit für Intimität zu schaffen. Zugleich persönlich und banal, kann es vom Gegenüber als Akt des Vertrauens aufgenommen werden und die Beziehung stärken oder schlicht quittiert/ignoriert werden, da auch eine Art *Normalisierungsgebot* besteht (in der *moral order* eines linksliberalen Umfelds unterliegt es einem gewissen Tabu, Schwulsein als Devianz zu markieren, auch wenn es doch immer wieder geschieht).

Während Jonas möglichen Fragen nach seiner sexuellen Orientierung von Seiten der Berater*innen (einer heterogenen Gruppe, aber größtenteils Frauen) zuvorkommen kann, indem er sich in Eigeninitiative *outet*, ist es bei den Ehrenamtlichen anders. Hauptsächlich sind es Männer, die als Geflüchtete mit der Einrichtung in Kontakt gekommen sind. Die ersten Fragen nach der nach dem Namen ganz häufig (etwa in dieser Reihenfolge): »Bist du verheiratet? Hast du eine Freundin? Wohnst du in einer WG?« Im nächsten Moment konfligierende Gedanken: »Ich möchte sie nicht anlügen. Ich weiß nicht, ob sie mich weiterhin akzeptieren werden. Vertrauen aufbauen verlangt Offenheit. Es verlangt die Anerkennung des Gegenübers – als jemand, der in allen anderen verbindlichen Beziehungen *out* ist, bedeutet mein Verhalten da nicht ein Zurückhalten von Anerkennung? Warum behandle ich sie anders als das Team? Es ist keine Frage von persönlicher Sympathie, sondern der Zuschreibung einer homophoben Disposition. Warum unterstelle ich ihnen Intoleranz mir gegenüber? Ist das nicht rassistisch begründet?«

Die Fragen der Ehrenamtlichen und die antizipierte, zugeschriebene Homophobie haben eine Geschichte mit mehreren Zeitlichkeiten: Die Fragen von Verwandten und anderen Erwachsenen nach dem Vorhandensein einer Freundin, die das Begehren und die Sexualität eines damals 16-Jährigen entwertet. Die Angst eines ehrenamtlichen Dolmetschers vor den Blicken der anderen Dolmetscher (und dem *Gossip* der Mitarbeiter*innen), von denen er fürchtete, dass sie, wie er Jonas erzählte, seine sexuelle Orientierung lesen könnten. Dessen Angst vor den Blicken der »Syrian/Muslim/religious/Arab guys« (was in seinem Mund und auf Basis seiner, von Jonas nicht geteilter, Lebenserfahrung legitim ist, wird in Jonas' Mund problematisch). Die vom Hörensagen erfahrene Situation, in der einer der Dolmetscher in Lachen ausbrach, als er für eine* nicht-binär identifizierende Klient*in übersetzte, und die Diskussionen über Sanktionen für sein Verhalten im Team. Doch bedeutet die institutionelle Sanktionierung eine gesicherte Akzeptanz im ungezwungenen Austausch? Jonas beschließt immer wieder, sich eine Strategie zu überlegen, eine Entscheidung auf ethisch-reflektierter Basis zu fällen, doch diese Überlegungen bleiben ergebnislos. Die Fragen der anderen Ehrenamtlichen erwischen ihn immer wieder auf kaltem Fuß. Lediglich in einem Gespräch mit *Svenja*⁴, einer Mitarbeiterin, spricht er dieses Dilemma an. Sie legitimiert sein Verhalten und er ist sehr erleichtert über ihre ›Absolution‹.

Die Tatsache, dass Jonas sein Verhalten als ›Lügen‹ und die Situation als moralisches Dilemma deutet, verweist zunächst auf eine situierte *moral order*, die Transparenz und Gleichbehandlung quasi als moralische Imperative voraussetzt, an der sich Jonas ausrichtet und die die im Zuge seiner wissenschaftlichen Sozialisation erworbene forschungsethische Haltung informiert⁵. Wie auch immer jedoch die forschungsethische Bewertung ausfällt, die Vergeschlechtlichung von Jonas' Körper ist in jedem Fall prekär, in dem Sinne, dass er den Akteur*innen im Forschungskontext gegenüber verletzlich ist. In einem Fall handelt es sich um ein Risiko, das er als relativ gering einstufen kann: Im Kreis der Berater*innen, so weiß er aus

⁴ Sämtliche Namen von Teilnehmer*innen in diesem Artikel sind Pseudonyme.

⁵ Dass diese Haltung nicht immer und in allen Kontexten praktikabel, zielführend und ethisch einwandfrei ist, bezeugen die Erfahrungen zahlreicher Ethnograph*innen (siehe Hammersley & Atkinson 2007: 210–212). Jonas geht es dabei jedoch mehr um die Reflexion seines ethnisierenden Blicks, der die Identitäten der Forschungsteilnehmer*innen festzuschreiben droht und der im Zuge seiner Prekaritätserfahrung salient wird, als primär um Fragen der Transparenz und Gleichbehandlung.

seiner Forschungstätigkeit, wird gegenseitige Anteilnahme am Leben außerhalb der Einrichtung geschätzt, Verslossenheit wird als abweichendes Verhalten geradezu sanktioniert. Ein Coming-out entspricht aber auch eher Jonas' habitualisiertem Vorgehen, wenn er sich in neue Kontexte begibt. Es ist ein erlernter Umgang mit gesellschaftlich generalisierter Heteronormativität. Im anderen Fall ist die Bewertung des Risikos weniger klar. In zwei Extremen gedacht, könnte ein Eingehen des Risikos entweder eine Vertiefung der Kontakte mit den Ehrenamtlichen bedeuten – ein ›Tauschhandel‹ von Vulnerabilität wäre denkbar (*self-disclosure* für *self-disclosure*) –, oder den Kontakt schwer belasten, wenn nicht gar sprengen (siehe auch Goodman 1996). Dabei ist mehr als fraglich, ob sich die Ehrenamtlichen, wenn sie Jonas fragen, ob er verheiratet ist, seiner Forscherrolle bewusst sind, ob sie sich bewusst sind, dass der Austausch von persönlichen Details für Jonas mehr als nur *small talk* ist, sondern von seiner Seite eben auch von einem Forschungsinteresse getrieben ist. Ein solches geteiltes Bewusstsein würde vielleicht die kalkulierende Logik des Tauschhandels rechtfertigen, nach der, zynisch formuliert, ein Coming-out für ein ›gutes‹ Interview gegeben würde. Damit sind hier Forscher und Teilnehmer*innen in ihrem Prekärsein zugleich verbunden als auch getrennt. Letzten Endes handelt es sich um ein Dilemma, das sich nicht auflösen lässt. Es ist jedoch produktiv insofern, als es einen Ausgangspunkt für weitere Überlegungen darstellt: Die Schwierigkeit der Beziehungsgestaltung lenkt den analytischen Blick nicht nur auf das eigene Prekärsein als Forschender, sondern auch auf institutionell verankerte Modi des Erkennens und Verkennens: (1) Eine normative Erwartungshaltung in der Beziehungsgestaltung unter Berater*innen, über die Zugehörigkeiten und Ausschlüsse verhandelt werden, besteht darin, ›offen‹ zu sein, d.h. die Transparenz der Person zu praktizieren. (2) Die institutionelle Differenzierung der Akteure beruht auf einer Ordnung, die die möglichen Subjektpositionen der Ehrenamtlichen ethnisiert, vergeschlechtlicht und damit problematisiert, nicht aber die der Berater*innen. ›Gelungener‹ Rapport ist hier nicht die Voraussetzung von guter Feldforschung, vielmehr ist es die (notgedrungene) Reflexion über nicht ganz gelingenden Rapport, Prekariätserfahrungen oder »Rupturen« (Goebel 2019: 8–9), die Einblicke in den beforschten Kontext liefert, indem sie diesen problematisiert.

Mi-Cha hat in ihrer Forschung ebenfalls Rupturen im Rapport erlebt. Seit einigen Jahren beforscht sie ethnographisch Thai-Massage in Wien als emblematische berufliche und soziale Praktik, um asiatische Frauen betreffende Exotisierungsprozesse in Westeuropa zu verstehen. Im Zuge

dessen verbrachte sie zwischen Frühjahr 2017 und 2019 regelmäßig Halbtage in einem kleinen Thai-Massage-Studio in einem der Wiener Außenbezirke, geführt von einer älteren thailändischen Dame, in dem zuerst zwei Thailänderinnen als Masseurinnen angestellt sind, später von einer dritten Kollegin ergänzt. Hierbei machte Mi-Cha wiederholt die Erfahrung, dass ihre Präsenz und ihr asiatisches Äußeres unterschiedliche Reaktionen provozieren – sowohl von Kund*innen wie auch von Bekannten, die den Frauen einen kurzen Besuch abstatten. So wird oft direkt nachgefragt, ob sie eine neue Kollegin sei, worauf die Frauen den Grund ihrer Präsenz (sie sei eine Kundin) erklären sowie ihren ›ethnischen‹ Hintergrund (Schweiz-Koreanisch). Die damit einhergehende automatische Ethnisierung ihres Körpers erlebt Mi-Cha ambivalent.⁶ Zum einen bricht dieser diskursive Prozess ihrer Positionierung mit Bekannten das sogenannte Eis und ermöglicht unverfänglichen Austausch. Zum anderen ist das vermeintliche Erkennen als Masseurin durch die Ethnisierung ihres Körpers ein reduktiver Vorgang, der die impliziten Machtverhältnisse in diesem spezifischen Raum reproduziert, in welchem Subjektpositionen eindeutig distribuiert sind: mit europäischem Aussehen wären solche ›Missverständnisse‹ kaum an der Tagesordnung. Somit erhält das (V)Erkennen eine ideologische und sozialpolitisch mächtige Dimension.

Feldnotiz Mi-Cha I (10.8.2017, Massagestudio)

Es ist Mittagszeit, nach 12.00. Dong massiert in ihrem Zimmer. Ich sitze auf dem Sofa im Eingangsbereich. Die Chefin hat extra für mich Bambus gekocht, sitzt jetzt bei mir auf ihrem Stammplatz am Sofa, Naa bereitet weiteres Essen vor. Die beiden unterhalten sich auf Thailändisch, als der nächste Kunde reinkommt, ein europäischer Herr Ende 50. Er registriert mich direkt und fragt, ob ich eine neue Masseurin sei. Die Chefin lacht und meint, nein nein, ich sei Stammkundin. Er lässt nicht locker und fragt, ob ich sonst irgendwo massiere, und kommt sich sogar vorstellen: schüttelt mir die Hand, nennt seinen Namen und will meinen wissen.... Naa unterbricht ihn und schickt ihn ins Zimmer, damit er sich vor der Massage duscht.

⁶ Zur Ethnisierung nicht-weisser Forscher*innen in einem westlichen Kontext situierten Feld gibt es unseren Wissens nach kaum Literatur, doch erweist sich hier die zur Positionalität aufgeführte Literatur als wegweisend.

Dass diese auf Ethnisierung beruhende Positionierung auch mit sexualisierten Konnotationen einhergeht, liegt in diesem ambig behafteten Dienstleistungsverhältnis auf der Hand. Wie in Jonas' Erfahrung ist die Vergeschlechtlichung ein stetes Begleitprodukt, diesmal zu Gunsten von männlichen Kunden, die die sexuelle Verfügbarkeit von asiatischen Frauen imaginieren. Auch in der oben beschriebenen Interaktion kommt dies deutlich zum Ausdruck, als Naa ›zu früh‹ ins Zimmer tritt und den Kunden antrifft, wie er Wasser läßt – und wie dieser sie auffordert, trotzdem im Zimmer zu bleiben.

Beide zuvor beschriebenen Erfahrungen – Jonas' selektives Coming-out und das ›Missverständnis‹ um Mi-Chas Rolle – illustrieren, dass wir nicht als souveräne Subjekte forschen, sondern als sozial Positionierte und Positionierende. In beiden Fällen spielen Vergeschlechtlichung und Ethnisierung eine Rolle: Mi-Cha wird aufgrund ihres Aussehens vermeintlich als (›thailändische‹, ›weibliche‹) Masseurin ›erkannt‹ in einem Kontext, in dem die Rollenverteilung auf ›Ethnizität‹ und Gender beruht bzw. diese relevant macht. Jonas selektives Coming-out beruht ebenso auf einer ethnisierten und vergeschlechtlichten Ordnung – und Arbeitsteilung. Die jeweils unterschiedlich erfahrenen Vergeschlechtlichungsprozesse, als schwuler Mann im Zuge eines Coming-out gegenüber den Berater*innen und als vermeintlich Heterosexueller durch ein Zurückhalten des Coming-out gegenüber den Ehrenamtlichen, schreiben diese Differenz fort. Weder Jonas noch Mi-Cha können sich diesen Prozessen komplett entziehen, beruhen sie doch zum Teil auf kontingenten Verhältnissen der jeweiligen Forschungskontexte. Diese Erfahrungen des Prekäreseins (seiner selbst und anderer) sind produktiv, da sie nicht nur die Frage herausfordern, was für eine* Forscher*in man im jeweiligen Forschungskontext sein kann. Sie provozieren auch die breitere Frage, welche Subjektpositionen – in Bezug auf Geschlecht, sexuelle Orientierung, Ethnizität, Klasse etc. – überhaupt im jeweiligen Forschungskontext wem offenstehen. Die Abhängigkeit vom anderen im Forschungskontext ist damit nicht nur ein (ethisches, forschungspraktisches, persönliches) Risiko, sondern auch eine Ressource, wenn sie Gegenstand einer kritischen Reflexion wird. Prekaritätserfahrungen sind damit ein Diagnosewerkzeug für Machtverhältnisse in symbolischen Ordnungen und legen Prozesse und Praktiken offen, die diese Ordnungen reproduzieren.

3.2 Ethnographisches Navigieren von Prekarität: Politisch-ökonomische Komponenten

Über die Frage hinaus, welche Subjektpositionen wir als Forscher*innen einnehmen können und in welcher Form dies in Abhängigkeit mit anderen Akteur*innen im Rahmen der ethnographischen Interaktionen geschieht, bedeutet ethnographisch zu forschen auch, das beforschte Feld aus politisch-ökonomischer Perspektive zu beleuchten: Welche symbolischen und materiellen Ressourcen zirkulieren? Wie werden sie distribuiert? In welchen Machtbeziehungen und Netzwerken sind die Akteur*innen diesbezüglich positioniert? Weiters müssen sich Forscher*innen reflexiv mit dem Einfluss resp. den Konsequenzen ihrer Präsenz im sogenannten Forschungsfeld auseinandersetzen – ein für Forscher*innen unbekanntes *Terrain*, das allerdings für die erforschten Akteur*innen in den meisten Fällen ihr alltägliches Umfeld, ihren beruflichen Kontext oder eine ›banale‹ interaktive Praktik darstellt. Verflechtungen von Forscher*innen in Prozesse der Produktion und Zirkulation von Ressourcen bergen ebenfalls Prekaritätserfahrungen, also Momente, in denen symbolische und materielle Abhängigkeiten zu Tage treten, wobei symbolische und materielle Formen der Abhängigkeit kaum zu trennen sind. Diese Abhängigkeiten betreffen – und das ist uns wichtig zu betonen – nicht nur die beforschten Subjektpositionen (wie das eben in der Ethnographie des Prekären resp. des Prekariats geschieht), sondern auch die Forscher*innen selber, wie wir im Weiteren ausführen möchten. Diese Verlagerung der Perspektive des Prekären auf die Forscher*innen mag riskant erscheinen – etwa weil die im Feld erfahrenen Abhängigkeiten u.U. dem Bild der* unabhängigen, distanzierten, kritischen Wissenschaftler*in widersprechen, weil sie Ungleichheiten reproduzieren, deren Kritik eigentlich das Ziel der Forschung ist, weil sie ethisch oder gar juristisch problematisch sein können, da Forscher*innen in vielen Fällen im Vergleich zu den Teilnehmer*innen die Privilegierteren sind. Dennoch, so sind wir überzeugt, bietet die kritisch-reflexive Auseinandersetzung mit Prekaritätserfahrungen auch analytisches Potential, das uns Einblicke in die politisch-ökonomischen Bedingungen und Zusammenhänge unserer Forschungsfelder liefert. Wir argumentieren somit, Prekaritätserfahrungen nicht rein als riskante und problematische Momente zu verstehen, sondern als für die ethnographische Wissensproduktion relevante Einsichten.

Im Folgenden soll eine Episode aus Mi-Chas Forschung diesen Anspruch exemplarisch illustrieren. Wie oben (Abschnitt 3.1) beschrieben, befasst sie

sich in ihrem ethnographischen Forschungsprojekt mit der Exotisierung asiatischer Frauen in Westeuropa am Beispiel der Thai Massage (siehe auch Flubacher 2020). Der nachfolgende Ausschnitt aus den Feldnotizen zeichnet die Beziehung mit *Dong* nach. Dong ist gegen 50 und seit bald 30 Jahren in Österreich als Masseurin tätig. Sie ist auf dem Papier Inhaberin des Studios, da sie über einen Gewerbeschein verfügt. Chefin ist jedoch eine ältere Dame, die früher als Masseurin gearbeitet hat und sich den Ruhestand mit diesem Studio verdient – Dong selbst verfügt nicht über das dafür notwendige Kapital, da sie nicht nur wenig verdient, sondern auch noch das meiste Geld zu ihrer weitläufigen Familie im Nordosten Thailands schickt. Sie ist ein sehr großzügiger Mensch und verwöhnt Kund*innen, Kolleg*innen und Bekannte regelmäßig mit köstlichem Essen oder netten Geschenken. Dongs Schenkgewohnheiten werden im Studio von den anderen kritisch beurteilt, insbesondere von Naa, die sich in einer ähnlichen Lebenslage befindet. Naa erzählt Mi-Cha zu verschiedenen Momenten in missbilligendem Ton, dass dies einer der Gründe sei, dass Dong keinen Cent auf der Seite habe. Sie selber lasse sich aber nicht ›ausnehmen‹, auch nicht von ihrer Familie in Thailand.

Vor dem Hintergrund dieses Narrativs fühlt sich Mi-Cha in der rekurrenten Rolle der ›Empfängerin‹ nicht wohl – dies im Wissen um die sozial bindende Funktion von gegenseitigen Geschenken und Aufmerksamkeiten *inter pares* (Bourdieu 1994). Geschenke von Forschungsteilnehmer*innen anzunehmen widerspricht jedoch prinzipiell ihrer habitualisierten Forschungsethik, die auf einer eurozentrisch begründeten Vorstellung der* neutralen und sozial ungebundenen Forscher*in beruht (siehe Coffey 1999 für eine Kritik dieses ›Mythos‹). Dieses Unwohlsein wird umso mehr durch ihr Wissen um die prekäre finanzielle Lage Dongs verstärkt. Um hier forschungsethisch und moralisch eine gewisse Symmetrie zu wahren, bucht Mi-Cha regelmäßig Massagen und versucht mit Hilfeleistungen auszuhelfen, wo es geht. Der folgende Ausschnitt zeigt auf, wie sich Dong über ihren finanziellen Missstand beklagt und was dies in Mi-Cha auslöst.

Feldnotiz Mi-Cha II (04.11.2017, Massagestudio)

Plötzlich scheint Dong es eilig zu haben und sagt, wir müssen anfangen. Ich geh also schon mal ins Zimmer, bereite mich vor. Während der Massage frage ich sie dann nach ihrem Aufenthalt in Thailand, von dem sie vor kurzem zurückgekehrt ist und mir dabei drei verschiedene Sommerkleider mitgebracht hat. Sie erzählt mir sogleich, dass sie die Kleider gemeinsam mit ihrer Nichte ausgewählt hätte. Da ich mich ja nicht

besonders sexy kleide, aber auch nicht ›wie eine alte Frau‹, wollte sie etwas finden, was zu mir passen würde. Tatsächlich kommentiert sie oft meine Kleidung resp. mein Aussehen, das in ihren Augen zu wenig herausgeputzt ist. Diese (luftigen und in neutralen Farben gehaltenen) Kleider hätte sie auf dem Markt an einer Puppe gesehen und sofort an mich gedacht – sie seien nicht teuer gewesen, nur ein paar hundert Baht (also ein paar Euro) pro Stück. Das beruhigt mich ein bisschen, trotzdem habe ich ein schlechtes Gewissen und weiss nicht, wie ich damit umgehen soll! Allerdings fragt sie mich gleich im Anschluss – zugegebenermaßen zu meiner Erleichterung –, ob ich ihr nachher helfen könne, bei der Registrierkasse die Winterzeit einzustellen. Auch bei anderen Sachen brauche sie meine Hilfe, ob ich nächste Woche vormittags mal kommen könnte, sie würde dann für mich kochen? Natürlich willige ich ein, ich helfe immer gerne und sehe dies auch als interessante Komponente der Feldarbeit: so verstehe ich besser, worin für sie sprachliche oder institutionelle Hindernisse bestehen. Aber: nicht viel später erwähnt sie, dass sie keine Ersparnisse habe. Sie hätte nur 300 Euro auf dem Konto und sie sei müde, erschöpft von der körperlich anstrengenden Arbeit. Sie könne nicht mehr so viel massieren wie bisher (normalerweise massiert sie zusätzlich am Sonntag privat, hat also keinen einzigen Ruhetag). Zudem hätte sie Gelenkschmerzen – Rheuma oder Gicht?, rätselt sie – und müsse zum Arzt. Ob ich ihr helfen könne?

In diesem Ausschnitt treten nun die oben erwähnten Abhängigkeiten und Prekaritätserfahrungen deutlich zu Tage. Zum einen legt Dong ihre prekäre Lage offen (und nicht zum ersten Mal) dar, zum anderen zeichnet sich die komplexe, ethnographisch geformte Interaktion und Beziehungen ab, die wiederum nicht aus dem politisch-ökonomischen Kontext loszulösen sind. Unweigerlich wird das Forscher*innensubjekt in solchen Momenten der Interaktion und den davon geprägten resp. überhaupt erst ermöglichten Positionen fixiert: als ›Zeug*in‹, als Gesprächspartner*in und als menschliches Gegenüber – wahrscheinlich aber nicht als Forscher*in. Es bleibt somit nicht nur unklar, in welcher Position oder interaktiven Rolle das Forscher*innensubjekt (v)erkannt wird, noch ob dies interaktiv überhaupt relevant ist. Ein ›neutrales‹ oder ›objektives‹ Interagieren ist nicht nur in Konstellationen schier unmöglich, die von prekären Lebensverhältnissen geprägt sind. Stets drängt sich die Frage auf, welche Position(en) man in Interaktionen überhaupt einnehmen kann oder soll, und was dies potentiell in einem weiteren Schritt für den Rapport und die ethnographische Wissensproduktion ›im Feld‹ bedeutet. Jede Interaktion ist letzten Endes

ko-konstruiert (Briggs 1986). Es stellt sich folglich zwangsläufig die Frage, wie man die sich stets ändernde »delicate positioning work« (Goebel 2019: 2) bewältigen kann – vor allem, da diese Frage in der herkömmlichen Literatur, mit ihrem methodologischen Fokus auf Distanz und Objektivität, übergangen wird (siehe Goebel 2019 für eine Kritik).

Um auf die exemplarische Feldnotiz zurückzukommen, könnte man in einer utilitaristischen Logik der reziprok verstandenen Schenkökonomie (»l'économie des échanges symboliques« [Ökonomie des symbolischen Tauschs] bei Bourdieu 1994) zur Schlussfolgerung gelangen, dass Dong die Hilfe Mi-Chas erbittet und im Gegenzug dafür Geschenke und Aufmerksamkeiten anbietet. Dies trotz der wiederholten und insistierenden Beteuerung von Seiten Mi-Chas, dass sie ihr gerne helfe *ohne* dafür beschenkt oder bekocht werden zu müssen. Nun stellt sich – unabhängig von Dongs und Mi-Chas jeweiligen Motiven resp. Logik des Schenkens – die forschungsrelevante Frage, was die Konsequenzen wären, wenn Mi-Cha diesen verschleierte aber *De-facto*-Tauschhandel (Bourdieu 1994) von symbolischen gegen materielle Ressourcen rigoros abblocken würde? Wir argumentieren, dass die in unseren (westlich-bourgeoisen) Forscher*innen-subjekten eingeschriebenen ethischen Regeln, die in der Sozialisation als Wissenschaftler*innen erlernte *moral order* und die damit ›erlaubten‹ Handlungsräume von unseren Kontaktpersonen im beforschten Kontext nicht unbedingt erkannt werden – wie auch? Das strikte Einhalten von ›ethischen‹ Vorgaben würde vielmehr als persönliche Absage empfunden werden. Insofern sind ethnographische Kontakte stets vom reflexiven Aushandeln und Navigieren von prekären Momenten der Interaktion geprägt, die sich im Verkennen und Erkennen des Forscher*innensubjekts manifestieren.

Ein weiteres Beispiel bezüglich Verflechtungen und Vermischungen von Rollen wird in Jonas' Forschungspraxis ersichtlich. Er beschreibt diese Erfahrung folgendermaßen:

Feldnotiz Jonas (09.05.2016, an der Anmeldung in der Beratungsstelle)

Ich merke, wie ich nach einiger Zeit beginne, die Funktion an der Anmeldung für Klient*innen zur Beratung mit weniger Distanzierung auszufüllen und unwillkürlich mit einem ›wir‹ von der Einrichtung spreche. Dennoch sind selbstverständlich weiterhin Unsicherheiten präsent, etwa was die Abarbeitung der einzelnen Schritte angeht: Zuerst muss der Name in der Datenbank gesucht werden [...]. Dann wird die Person auf die elektronische Tagesliste gesetzt, auf die die Berater*innen

zugreifen können. Darauf (oder parallel, als mich Hassan [Farsi-Dolmetscher] dabei unterstützt) wird noch eine Liste auf Papier geführt. [...] Eine Problematik, in der ich mich im Zusammenhang mit dem Dolmetschen wiederfinde, insbesondere bei Omid [neuer Farsi-Dolmetscher], ist, einerseits der mir anvertrauten Verantwortung zu gerecht zu werden (und etwa zu verhindern, dass Omid die Beratung übernimmt), andererseits aber auch meine [eigenen] Kompetenzen nicht zu überschreiten. Aus diesem Grund verzichte ich darauf, dies explizit zu thematisieren und global auszuhandeln, und versuche stattdessen von Fall zu Fall lokal zu intervenieren (etwa durch Nachfragen oder meine Blick-Orientierung).

Hier übernimmt Jonas eine aktive Rolle in der von ihm beforschten Institution, die über bestimmte Positionen und damit verbundene Machtverhältnisse verfügt, die wiederum Zugang und Distribution von Ressourcen reguliert. Dies betrifft nicht nur den Zugang der Klient*innen zu Beratungsleistungen, sondern auch die Kontrolle der Arbeit der ehrenamtlichen Dolmetscher*innen, hier insbesondere von Omid. Jonas wird damit Teil dieser institutionellen Prozesse, die die Zirkulation symbolischer und materieller Ressourcen bzw. Befugnisse regulieren (siehe Hassemer & Garrido 2020) – nicht zuletzt, da der Zugang zu ehrenamtlicher Beschäftigung für Personen im österreichischen Asylverfahren einen hohen symbolischen Wert hat (Hassemer 2020; Lehner i.d.Bd.). Was hier offensichtlich wird, ist die reflexive Arbeit, die mit Jonas' Positionierung eingeht und mit der zugleich die Beziehung zwischen ihm und den Forschungsteilnehmer*innen entworfen wird.

Zunächst drängt sich hier eine ethische Frage auf: Kann man bestimmte Handlungen verantworten, die die institutionelle Rolle eigentlich verlangen? Die Feldnotiz erlaubt diesbezüglich Einblick in den laufenden Reflexionsprozess des Forschenden und seinen Versuch, aufgeworfene Problematiken zu bearbeiten: Auf Basis einer sich entwickelnden *professional vision* (*sensu* Goodwin 1994) macht er in der Situation einen Interventionsbedarf aus. Diesen wägt er ab gegen eine Zurückhaltung auf Basis seiner eher marginalen Rolle als Grenzgänger (Pfadenhauer 2017) der Institution – in dem Bewusstsein, dass die Teilnahme, sowohl in Form von Intervenieren wie Unterlassen, Folgen hat, und zwar Folgen sowohl für die anderen Teilnehmer*innen (etwa das Reproduzieren von Machtasymmetrien) als auch für den Ethnographen und sein Projekt (macht er einen ›Fehler‹ im Sinne der normativen professionellen Ordnung der Einrichtung, könnte dies die Ethnographie gefährden).

Zusammenfassend können wir feststellen, dass sich die Auseinandersetzung mit Prekarität im Forschungsalltag aufgrund der situativen, lokal geprägten Bedingungen zwar unterschiedlich gestalten mag, dass grundsätzlich aber die Fragilität von Beziehungen im Feld eine geteilte Konstante ist. Wie sich Forscher*innensubjekte in den jeweiligen Kontext einschreiben (können), ob sie als solche überhaupt erkannt werden, oder aber was von ihnen erwartet wird, all dies widerspiegelt sich in den Abhängigkeiten, die durch diese Prekaritätserfahrungen zu Tage treten. Dadurch, dass wir Prekaritätserfahrungen nicht nur sprichwörtlich ›am eigenen Körper‹ erleben und einen Umgang damit finden, gewinnen wir tiefe Einblicke in Prozesse der Zirkulation materieller und symbolischer Ressourcen sowie deren ungleiche Distribution und in die dadurch konstituierten Machtverhältnisse, die die beforschten Kontexte auszeichnen.

4 Prekäre Ethnographie: eine Zusammenfassung

Die Beschäftigung mit Reflexivität und Liminalität in der Ethnographie macht deutlich, dass Ethnograph*innen Teil ihres Forschungsprozesses, d.h. auch ihrer ›Daten‹ und Analysen, sind und dass dieses *Teilein* nicht nur problematisch, sondern auch produktiv ist. Während die Reflexivität eine produktive Hinwendung zum Erleben des forschenden Subjekts ermöglicht, erlaubt das Konzept der Liminalität, die Positionierung der Forscher*innen als Grenzgänger*innen zu beschreiben. Darüber hinaus erlaubt es, dichotome Kategorien, die den Forschungsprozess prägen, etwa zwischen dem analytischen und dem erlebten Wissen, kritisch zu hinterfragen und diese Kritik produktiv – oder besser: analytisch – zu nutzen. Diese Annahmen nehmen wir in diesem Artikel als gegeben an und wenden uns einem spezifischen Phänomen in der Liminalität des Kontakts bzw. Rapports zu, den Prekaritätserfahrungen. Als reflexiv und liminal arbeitende Ethnograph*innen sind wir uns bewusst, dass wir in Wechselbeziehung mit Prozessen in dem von uns beforschten Kontext treten. Mehr noch: Dies schließt auch Abhängigkeiten und Verflechtungen mit Akteur*innen nicht aus. Abhängigkeit ist ein zentrales Moment des Prekären, und zwar in Form von individuell erlebbaren Abhängigkeiten von Subjekten in Interaktion *und* in Form von systematischen Ungleichheitsverhältnissen. Ausgehend von der analytischen Differenzierung zwischen Prekärsein und Prekarität (Lorey 2012) setzen wir uns reflexiv mit unserem Erleben von Abhängigkeit und unserer in einer eurozentrischen *moral order* inskribierten ‘Forschungsethik’ im ethnographischen Forschen auseinander.

Dabei erlaubt es uns die reflexive Auseinandersetzung mit dem Prekärsein, von Fragen nach der Positionalität der Forschenden (welche Subjektpositionen stehen *ihnen* offen?) zu Fragen nach generellen Möglichkeitsbedingungen von Subjektpositionen im beforschten Kontext (welche Subjektpositionen stehen überhaupt offen?) zu gelangen. Damit gelangen wir von einer Analyse von Praktiken des Erkennens und Verkennens zu einem diagnostischen Werkzeug des Verstehens symbolischer Ordnungen und Machtverhältnisse. Prekaritätserfahrungen, in denen wir als Forschende die wechselseitige Abhängigkeit unserer Positionierungen von anderen Akteur*innen im Forschungskontext erleben, taugen hier als Ausgangspunkt (ähnlich wie Agars [1996: 31] *rich points*) für weitere Analysen, die auch andere Datentypen als die Erfahrung des forschenden Subjekts mit einschließen können.

Die reflexive Auseinandersetzung mit Erfahrungen der Prekarität werfen die Fragen auf, welche Ressourcen materieller (etwa Geschenke resp. Schenkökonomien in Mi-Chas Fall bei finanziell prekärer Lage ihrer Informantin) und symbolischer Art (etwa Zugang zu ehrenamtlicher Beschäftigung in Jonas' Fall) zirkulieren, wie sie reguliert werden, in welchen Machtverhältnissen sie distribuiert werden bzw. welche Machtverhältnisse durch ihre ungleiche Distribution hervorgebracht werden. Mehr noch: Prekaritätserfahrungen erlauben uns tiefe Einblicke in diese politisch-ökonomischen Zusammenhänge, wenn auch zunächst mit Bezug auf eine ganz bestimmte Positionalität. Durch eine reflexive Beschäftigung mit ihnen – und im Bewusstsein der Liminalität der sie strukturierenden Kategorien – können sie als über die singuläre, subjektive Erfahrung hinaus verweisend begriffen und analysiert werden.

Was heißt es also, dass Ethnographie ›prekär‹ zu denken ist? Es heißt zunächst, nicht nur subjektive Involviertheit und Grenzgänger*innentum, sondern auch Abhängigkeit und Fragilität als Grundbedingung ethnographischen Forschens anzuerkennen, diese offenzulegen und analytisch fruchtbar zu machen. Dieser Artikel skizziert somit Ausgangspunkte für einen analytischen Umgang mit erlebter Prekarität im Forschungsprozess. Dabei geht es uns weniger darum, eine spezifische, in sich geschlossene Methodologie zu skizzieren, sondern ein weiteres methodologisches Element für ein reflexives und liminales ethnographisches Forschen zu konturieren.

Danksagung

Wir danken unseren Forschungsteilnehmer*innen, den anderen beiden Herausgebern dieses Themenhefts, Jürgen Spitzmüller und Christian Bendl, sowie den Teilnehmer*innen unseres gemeinsamen Panels *Prekaritätserfahrungen – Soziolinguistische Perspektiven auf Subjekte/Praktiken in Ambivalenz, Liminalität und Krise* an der Österreichischen Linguistiktagung 2018, Ina Pick, Pamela Steen, Sabine Lehner und Anne Storch, für die anregenden Gespräche. Nicht zuletzt danken wir auch der* anonymen Gutachter*in für die wertvollen Hinweise zu unserem Manuskript.

Die diesem Artikel zugrundeliegende Forschung von Jonas Hassemer wurde durch Förderungen der Kulturabteilung der Stadt Wien, des Netzwerks Wissenschaft der Kammer für Arbeiter und Angestellte für Wien sowie durch das Uni:docs-Förderprogramm des Rektorats der Universität Wien finanziell unterstützt.

Literatur

- Adams, Tony E. 2011. *Narrating the closet: An autoethnography of same-sex attraction*. Walnut Creek: Left Coast Press.
- Agar, Michael H. 1996. *The professional stranger: An informal introduction to ethnography*. 2. Aufl. San Diego: Academic Press.
- Ali, Rabia. 2015. Rethinking representation: Negotiating positionality, power and space in the field. *Gender, Place & Culture* 22(6). 783–800.
- Althusser, Louis. 2014 [1970]. *Idéologie et appareils idéologiques d'état : Notes pour une recherche* [Ideology and ideological state apparatuses: Notes towards an investigation]. In Louis Althusser, *On the reproduction of capitalism: Ideology and ideological state apparatuses*, 232–272. London: Verso.
- Amann, Klaus & Stefan Hirschauer. 1997. Die Befremdung der eigenen Kultur: Ein Programm. In Stefan Hirschauer & Klaus Amann (Hgg.), *Die Befremdung der eigenen Kultur: Zur ethnographischen Herausforderung soziologischer Empirie*, 7–52. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Antony, Alexander. 2015. Tacit knowledge and analytic autoethnography: Methodological reflections on the sociological translation of self-experience. In Frank Adloff, Katharina Gerund & David Kaldewey (Hgg.), *Revealing tacit knowledge: Embodiment and explication*, 139–167. Bielefeld: Transcript.
- Binder, Beate. 2019. (Europäische) Ethnologie: reflexive Ethnografien zu Geschlecht und Geschlechterverhältnissen. In Beate Kortendiek, Birgit Riegraf, Katja Sabisch (Hgg.), *Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung, Geschlecht und Gesellschaft*, Bd. 65, 542–549. Wiesbaden: Springer.
- Bourdieu, Pierre. 1994. *Raisons pratiques. Sur la théorie de l'action*. Paris: Éditions du Seuil.

- Bourdieu, Pierre. 1998. La précarité est aujourd'hui partout, in Pierre Bourdieu: *Contre-feux: Propos pour servir à la résistance contre l'invasion néolibérale*, 95–107. Paris: Liber-Raisons d'Agir.
- Bourdieu, Pierre. 2003. Participant objectivation. *Journal of the Royal Anthropological Institute* 9(2), 281–294.
- Bourdieu, Pierre. 2004a. *Science of science and reflexivity*. Chicago: The University of Chicago Press.
- Bourdieu, Pierre. 2004b. Algerian Landing. *Ethnography* 5(4). 415–443.
- Bourdieu, Pierre. & Loïc Wacquant. 1992. *An invitation to reflexive sociology*. Cambridge: Polity Press.
- Breidenstein, Georg, Stefan Hirschauer, Herbert Kalthoff & Boris Nieswand. 2015. *Ethnografie: Die Praxis der Feldforschung*. 2., überarb. Aufl. Stuttgart & Konstanz: UTB GmbH UVK.
- Briggs, Charles. 1986. *Learning how to ask: A sociolinguistic appraisal of the role of the interview in social science research*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Bunzl, Matti. 1998. Johannes Fabians »Time and the Other«: Synthesen einer kritischen Anthropologie. *Historische Anthropologie* 6(3), 466–478.
- Butler, Judith. 1997. *Excitable speech: A politics of the performative*. London: Routledge.
- Butler, Judith. 2004. *Precarious life. The powers of mourning and violence*. London: Verso.
- Butler, Judith. 2009. *Frames of war: When is life grievable?* London: Verso.
- Choi, Julie. 2017. *Creating a multivocal self: Autoethnography as method*. New York: Taylor & Francis.
- Coffey, Amanda. 1999. *The ethnographic self: Fieldwork and the representation of identity*. London et al.: Sage.
- Comer, Joseph. 2018. *Mediatizing equality: A critical discourse ethnography of global queer mobilities*. Bern: Universität Bern, unveröffentlichte Dissertation.
- Crimp, Douglas. 1993. Right on, girlfriend! In Michael Warner (Hg.), *Fear of a queer planet: Queer politics and social theory*, 300–320. Minneapolis: University of Minnesota Press.
- Ellis, Carolyn & Tony E. Adams. 2014. The purposes, practices, and principles of autoethnographic research. In Patricia Leavy (Hg.), *The Oxford Handbook of Qualitative Research*, 254–276. New York: Oxford University Press.
- Eribon, Didier. 2016. *Rückkehr nach Reims*. Berlin: Suhrkamp.
- Fabian, Johannes. 1983. *Time and the other: How anthropology makes its object*. New York: Columbia University Press.
- Flubacher, Mi-Cha. 2020. Desire and confusion: A sociolinguistic ethnography on affect in the ethnic economy of Thai massage. *International Journal of the Sociology of Language* 264. 241–261. <https://doi.org/10.1515/ijsl-2020-2096>
- Foucault, Michel. 1982. The subject and power. *Critical Inquiry* 8(4). 777–795.
- Geertz, Clifford. 1973. *The interpretation of cultures: Selected essays*. New York: Basic Books.
- Goebel, Zane (Hg.). 2019. *Rapport and the discursive co-construction of social relations in fieldwork encounters*. Berlin: De Gruyter.
- Goodman, Liz. 1996. Rites of passing. In Ellen Lewin & William L. Leap (Hgg.), *Out in the field: Reflections of lesbian and gay anthropologists*, 49–57. Urbana: University of Illinois Press.

- Goodwin, Charles. 1994. Professional vision. *American Anthropologist* 96(3). 606–633.
- Hammersley, Martyn & Paul Atkinson. 2007. *Ethnography: Principles in practice* (3. Aufl.). London: Routledge.
- Hassemer, Jonas. 2020. The value(s) of volunteering: Asylum seekers' trajectories through language work in refugee assistance. *International Journal of Multilingualism* 17(1). 46–61.
- Hassemer, Jonas & Maria Rosa Garrido. 2020. Language as a resource with fluctuating values: Arabic speakers in humanitarian and social work. *International Journal of the Sociology of Language* 264. 263–287. <https://doi.org/10.1515/ijsl-2020-2097>
- Heller, Monica. 2011. *Paths to post-nationalism: A critical ethnography of language and identity*. Oxford: Oxford University Press.
- Hitzler, Ronald & Paul Eisewicht. 2016. *Lebensweltanalytische Ethnographie – im Anschluss an Anne Honer*. Weinheim & Basel: Beltz.
- Jacobs, Geert & Stef Slembrouck. 2010. Notes on linguistic ethnography as a liminal activity. *Text & Talk* 30(2). 235–244.
- Kulick, Don & Margaret Willson. 1995. *Taboo: Sex, identity and erotic subjectivity in anthropological fieldwork*. London: Routledge.
- Lewin, Ellen & William L. Leap (Hgg.). 1996. *Out in the field: Reflections of lesbian and gay anthropologists*. Urbana: University of Illinois Press.
- Lorey, Isabell. 2012. *Die Regierung des Prekären*. Wien: Turia + Kant.
- McHugh, Richard. 2017. *Educating ›gangsters‹: Social space, informal learning and becoming ›gang› involved*. Doktorarbeit, Sheffield Hallam University.
- Mears, Ashley. 2013. Ethnography as precarious work. *The Sociological Quarterly* 54(1), 20–34.
- Merriam, Sharan, Juanita Johnson-Bailey, Lee Ming-Yeh, Kee Youngwha, Gabo Ntseane & Mazanah Muhamad. 2001. Power and positionality: Negotiating insider/outsider status within and across cultures. *International Journal of Lifelong Education* 20(5). 405–416.
- Motakef, Mona. 2015. *Prekarisierung*. Bielefeld: Transcript.
- Pérez-Milans, Miguel. 2017. Reflexivity and social change in applied linguistics. *AILA Review* 29(1). 1–14.
- Ouma, Stefan. 2012. »Markets in the Making«: Zur Ethnographie alltäglicher Marktstrukturen in organisationalen Settings. *Geographica Helvetica* 67. 203–211.
- Pfadenhauer, Michaela. 2017. Grenzziehungen, Grenzverläufe, Grenzgängerinnen: Zum kulturalanalytischen Potential der Ethnografie. *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Research*, 18(1).
- Rampton, Ben. 2016. Fieldwork rapport and the positioning of sociolinguist(ic)s. *Working Papers in Urban Language & Literacies* 195. 2–10.
- Sidoti, Francesca. 2015. Untangling the narratives of precarious work: An auto-ethnography. *Social Alternatives* 34(4). 43–49.
- Slembrouck, Stef. 2005. Discourse, critique and ethnography: Class-oriented coding in accounts of child protection. *Language Sciences* 27. 619–650.

- Thomassen, Bjørn. 2015. Thinking with liminality. To the boundaries of an anthropological concept. In Agnes Horvath, Bjørn Thomassen & Harald Wydra (Hgg.), *Breaking boundaries. Varieties of liminality*, 39–58. New York: Berghahn.
- Turner, Victor. 1969. *The ritual process: Structure and anti-structure*. London: Routledge & Kegan Paul.
- Turner, Victor. 1974. Liminal to liminoid, in play, flow, and ritual: An essay in comparative symbology. *Rice Institute Pamphlet – Rice University Studies* 60(3), 53–92.
- Van Gennep, Arnold. 1909. *Les rites de passage: étude systématique des rites de la porte et du seuil, de l'hospitalité, de l'adoption, de la grossesse et de l'accouchement, de la naissance, de l'enfance, de la puberté, de l'initiation, de l'ordination, du couronnement, des fiançailles et du mariage, de funérailles, des saison etc.* Paris: Nourry.
- Wacquant, Loïc. 2005. Carnal connections: On embodiment, apprenticeship, and membership. *Qualitative Sociology* 28. 445–474.

Die Prekarität der Anderen

Anne Storch*

Wiener Linguistische Gazette (WLG)
Institut für Sprachwissenschaft
Universität Wien
Ausgabe 85 (2020): 183–203

Abstract

Discourses of uncertainty and ambivalence are analysed in this contribution as being peculiar for the ways in which Otherness is constructed: it is always the Other, and not the Self, who is precarious and undergoing status change. In an utterly contradictory setting that frequently involves carnivalesque performances of inversion, the Other is integrated in these performances in order to negate the potential precariousness of the Self. The fragile status of party tourists on the Spanish island of Mallorca and the attempts of West African migrants, who in various ways cater for the needs of the tourists, to establish themselves as immigrants, are explored in terms of the discursive resonances they produce as well as in terms of cultural mobility and social dynamics.

Schlagwörter: Tourismus, Mehrsprachigkeit, Meta-Repertoires, Mallorca, Migration.

* Anne Storch, Universität zu Köln, Institut für Afrikanistik und Ägyptologie, astorch@uni-koeln.de

Ich danke meinen Kolleginnen und Kollegen Fatou Cisse Kane, Angi Mietzner, Nico Nassenstein, Janine Traber und Ahmed Cisse und Festus Badaseraye für den gemeinsamen Weg. Chris Bongartz danke ich für das Weitergehen. Den Herausgeberinnen und Herausgebern des Sonderbandes und einem anonymen Gutachter bin ich für die vielen guten Ideen und Hinweise dankbar. Pascal Wilke (Agentur Wilhelmina) hat sich bereit erklärt, die Motto T-Shirts vom Ballermann zu modeln – Danke!

1 Chronotopien erzählter Prekarität

Damals, zu Beginn der ersten großen Ferien, Siebziger. Die Mutter meines Schulfreundes G. kommt vorbei, bringt irgendetwas, verabschiedet sich dann hastig: Morgen geht es in den Urlaub. Wohin denn, frage ich. Ach, wir fliegen wieder auf die Putzfraueninsel, sagt sie. Aus meiner Perspektive macht das Sinn, denn bei G. ist es immer penibel sauber. Man wagt es kaum, einen Keks anzunehmen, aus Sorge vor Krümeln. Und so vermute ich, dass gewisse Mütter auch im Urlaub putzen, dies regelrecht wollen, und daher auf eine dafür vorgesehene Insel geflogen werden müssen. Meine Mutter putzt nicht besonders gerne, und in den Ferien schon gar nicht.

Mit den Jahren flogen auch andere Schulkameraden auf die Insel, und irgendwie verstand ich dann wohl auch, dass es nicht darum ging, zu putzen, sondern darum, dass Familien dorthin reisten, in denen die Frau ein bescheidenes zweites Einkommen beizusteuern vermochte und somit ein bis dahin nicht gekannter Reiseluxus ermöglicht wurde. Pauschalreisen an die Sonne, für diejenigen, deren Wohlstand aus der Sicht des damaligen Mittelstands (das war meine Familie, die im klapprigen Kleinwagen reiste) irgendwie prekär, vorläufig, war. Arbeiterferien.

Viele weitere Jahre später bin ich dann doch auch auf der Insel gelandet, mit dem Billigflieger und mit Projektauftrag. Die Inbesitznahme der Ferieninsel durch die Tourismusindustrie hat mittlerweile zu einer metonymischen Repräsentation geführt, bei der Ausdrücke wie *Putzfraueninsel* keine Rolle mehr spielen. Mallorca ist zu *Malle* geworden und Malle zum *Ballermann* (Szabo 2011). Der recht überschaubare Strandabschnitt nahe Palmas und des Flughafens ist dabei zu einem Topos der Kulmination geworden, an dem sich alles ballt – die lächerlich überzeichneten Urlaubsgewohnheiten der deutschen Touristen, die angeblich auch in Spanien nach Schnitzel und Wurst verlangen und deutsche Volksmusik hören möchten, die entfesselt feiernden Trinker, das Karnevaleske der Bierschwemmen und Partylokale (Nassenstein & Storch i. Vorb.). Der Ballermann wird in dieser Überzeichnung zum 17. Bundesland, einer deutschen Kolonie im Mittelmeer, hinter der es aber auch noch ein Hinterland geben soll, in dem die weniger stereotypisierten Feriengäste wandern gehen. Bundesland und Hinterland, Klischee und Wirklichkeit. Nichts daran ist Zufall, denn die diskursive Gestaltung und mediale Repräsentation von *Malle* beziehungsweise *Ballermann* als einem Raum unkontrollierter Entgleisung und Transgression, in

dem nichts peinlich ist, sorgt vor allem dafür, dass hier ein vermeintlich unerschöpflicher Bedarf an Konsum erzeugt werden kann.

Die dort Urlaubenden kommen, um wiederzukommen, um immer wieder gleiche Dinge zu erwerben, in denselben Gaststätten zu feiern, in denselben Hotels zu nächtigen. »Buenos días, Matthias, mer sin widder do, am Strand vun Mallorca wie jedes Johr. Met alle Mann, am Ballermann. Nur amore un Sunnesching, un kei Bett jesinn«, geht das Lied der Karnevalsmusiker *Die Paveier*. Ganz unverblümt und recht schamlos (wenn man bedenkt, dass es hier immerhin um ein ziemlich ausbeuterisches Geschäftsmodell geht) wird davon gesungen und erzählt, dass man hier Konsum in seiner Extremform betreiben muss, um – immerhin – zuhause sein zu können (»in Mallorca da bin ich daheim«, singt die Unterhaltungsmusikerin Mía Julia; vgl. auch Andrews 2006). Und weil es sich um eine nahezu ganzjährige Massenveranstaltung handelt, also Tausende unentwegt zuhause sind, gibt es einen gewissen Druck. Man tut, was getan werden muss: Trinken, XXL-Wurst kaufen, ein Plüschäffchen oder eine bunte Plastiksonnenbrille kaufen, einen blauen Eimer und Sangria kaufen, fünfzig extralange Strohhalme kaufen, eine aufblasbare Sexpuppe als Luftmatratzenalternative kaufen, Motto-T-Shirts kaufen, phallusförmige Flaschenöffner kaufen. Das alles wieder wegwerfen und das nächste Mal exakt den gleichen Mist erneut kaufen. Hazel Andrews beschreibt am Beispiel der Architektur und Inszenierung Magalufs, des britischen Pendants des Ballermanns auf der gegenüberliegenden Seite der Bucht von Palma, wie sich Konsum durch recht einfache Maßnahmen in unvorstellbarem Ausmaß erreichen lässt. Alles eine Frage der Landschaft, der Bebauung, der Präsentation:

There is a feeling that the move through Magaluf [...] is forced [...]. There are few options to turn off roads once on them, and then only to other roads with more shops. The provision of little to gaze upon other than commodities means one is forced to look. Some tourists expressed a sense of restriction in Magaluf. [...] Notions of enclosure are linked to being hemmed in, being safe and controlled. Being funnelled through a space in which many of the activities undertaken are mediated adds to the sense of an exertion of power over the tourists by the tour operators. [...] The way in which power is exerted over the tourists is in the guise of fun [...]. (Andrews 2006: 228)

Der Ausdruck *fun* ›Spaß‹ steht für das dominant gemachte Dispositiv in diesem Raum: Man entgleist nicht einfach, mit allen unangenehmen Konsequenzen, sondern trinkt, konsumiert, hat Sex usw. weil dadurch in etwas investiert wird. Der Exzess beheimatet und er verspricht *Spaß*; das heißt, dass selbst wenn der Spaß längst aufgehört hat, der Konsum fortgeführt werden muss, weil es zur Beheimatung, zum Dazugehören dazugehört, sich zu amüsieren, dem Amusement standzuhalten, nicht die Regeln des touristisch zugerichteten Orts zu verletzen (Andrews 2009). In den Großraumgaststätten und Biergärten der Partyzone ›Ballermann‹ – dem *Bierkönig*, *Oberbayern*, *Megapark* – ist Spaß folglich ein durchaus riskantes Projekt, das in exzessivem Konsum von Alkohol und Narkotika und sozial riskanten Sexualpraktiken wie *Mamading* (s.u.; Andrews 2017: 188) besteht. Nach Frederick Ruf (2007) kommen hier Aspekte des Reisens zum Tragen, die in ihrer Disruptivität religiösen Praktiken gleichen und eine Sehnsucht nach einem anderen Selbst erfüllen sollen (vgl. Storch & Traber im Druck). Die extreme Ruptur, das Abenteuer und die temporäre Transformation der Reisenden (Ruf schreibt in diesem Zusammenhang von Bewegung, die einer Pilgerfahrt gleiche) sind hier die verheißungsvollen Versprechungen des Konsums, und es stehen insbesondere die Wirkungen dieser Praktiken auf den touristischen Körper im Vordergrund des Diskurses über den Ballermann.

2 Performanz der Nichtung

Ein besonderes Merkmal dieses Diskurses ist die Negation der Prekarität des touristischen Körpers (etwa im Sinne von Bourdieu 1979). Seine Vulnerabilität – die Effekte der körperlichen Entgleisung, der Alkoholvergiftung, des öffentlichen Sich-Entleerens, der Orientierungslosigkeit – sind dabei höchst präzente Motive in den überall gespielten Liedern, in den Beiträgen der einschlägigen sozialen Medien und in lokal geteilten Erzählungen (in der Kneipe, am Strand, am Flughafen). Insbesondere der Musikproduzent Matthias Distel, der unter dem Künstlernamen *Ikke Hüftgold* auftritt, hat diese Motivik zum Kennzeichen seiner Auftritte und der von ihm betreuten Künstler gemacht. Die Bühneninszenierungen der Künstler wie auch die Texte der dargebotenen Lieder sind in der Regel ironische Kommentare zum Zustand des eigenen Körpers und der Körper der anderen Feiernden: »Jetzt lieg ich auf der Straße und alle schaun mich an / Habt ihr den Arsch auf, ihr

wisst dass ich nicht kann.« Im Lied *Leck die Tussy* behandelt Distel die maskuline Entsprechung zum feminin belegten Mamading. Hier vollzieht nicht eine Frau öffentlich Oralverkehr mit Männern, sondern soll die Figur Ikke Hüftgold – ein mit unmoderner dunkler Perücke und unpassendem fallschirmseidenen Freizeitanzug inszenierter Protagonist der deklassierten Arbeiterklasse – öffentlich Oralverkehr mit einer Frau haben. Das Lied beschreibt das Setting, nämlich die Straße oder den Bürgersteig und die Mitfeiernden im Publikum, sowie die emotionale Verfassung des Protagonisten, den nicht Scham vom Oralverkehr mit der ihm offenbar fremden Frau abhält, sondern Ekel: »Denn ich hab Angst, die Dame schmeckt nach Sushi [...]«. Der Text beschreibt den vermuteten Intimgeruch der Frau und ruft damit die wesentlichen Elemente der Abscheu auf, die nach Sanders-McDonagh (2017: 114 ff.) sextouristische Machtbeziehungen definieren. Dies sind der soziale Ekel vor dem Anderen, die Distanzierung des sozial Unterlegenen vom Selbst durch Strategien der Objektifizierung und Verfremdung der Begegnung durch Pornographisierung. Im Lied wird die völlig sprachlose und namenlose Frau (»Tussy«) zu »Sushi« und zur Gefahr des moralischen Abstiegs (»Jetzt lieg ich auf der Straße«).

Die sich aktiv an öffentlich aufgeführter Promiskuität beteiligende Touristin wird ähnlich konzeptualisiert, medial reproduziert und als Motiv für das Motto-T-Shirt mimetisch inszeniert: als bereits moralisch ruiniert und im Rausch ebenso der Entwürdigung preisgegeben wie die Figur in Distels Lied. Textaufdrucke wie »Gute Mädchen kommen in den Himmel, böse Mädchen nach El Arenal« oder »What happens in Mallorca stays on facebook and youtube forever« (vgl. Abbildung 1) weisen auf die prekäre Situation der Feiernden hin, die bereits einen Statuswandel durchlaufen haben und nun nicht länger als klassengesellschaftlich etablierte Person, sondern als in die Marginalität der Sexarbeiterin und unkontrollierten Frau verschobene Figur aufgerufen werden: wenn zuhause, in der Alltagsumgebung, bekannt wird, was in Mallorca geschehen ist, was dann?



Abb. 1: Party T-Shirt aus El Arenal (Sammlung Storch)

Die Inszenierung ist jedoch nahezu immer durchschaubar. Die Texte Distels und anderer Produzenten von Stimmungsmusik werden stets so arrangiert, dass sie leicht mitzusingen sind, in der Gruppe, und dabei deutlich die Ausnahmesituation markierend, in der sich die Gruppe befindet. Stimmungsmusik indiziert Liminalität und Transgression, als Genre und Praxis gleichermaßen, und dies nicht nur am hier beschriebenen Ort, sondern auch im Straßenkarneval und auf Après-Ski-Feiern. Der besungene Protagonist ist in der Regel als ironische Selbstkarikatur zu verstehen und nicht als Topos sozialer Kritik. Ebenso verhält es sich mit den Texten der die Stimmungslieder oft aufgreifenden Motto-T-Shirts, die in El Arenal häufig von kompletten Reisegruppen kollektiv getragen werden und stets zur Inszenierung transgressiver Absichten gehören.

Die als derangiert beschriebenen oder tatsächlich derangierten Körper der Feiernden sind daher potentiell stets Bestandteile lustvoller Inszenierungen von Prekarität, nicht notwendigerweise aber tatsächlich prekär: Der Konsument des Nicht-Ortes, also eines Ortes, der nur eine ganz spezifische Aufgabe erfüllt (Augé 1995), ist immer auch legitimiert, diesen überhaupt zu betreten und zu nutzen, durch die Tatsache, dass ein Pauschalarrangement bezahlt wurde, Eintritt entrichtet, ein Getränkebon gekauft

wurde. Der Absturz infolge des Exzesses wird folglich in einem Theater der Prekarität als Prekarität der Anderen konstruiert, der wirklichen Obdachlosen, Alkoholiker, Ausgestoßenen, eben derjenigen Menschen, deren Körper das Bühnenkostüm Distels mimetisch inszeniert.

Das Spiel mit Transgression und Inversion des sozialen Status findet nicht nur als Inszenierung im öffentlichen Raum statt, sondern auch in der Zirkulation von Memes, dem Posten einschlägiger Motive in sozialen Medien und im Bereich des Humors, etwa in Kinoproduktionen wie Gerhards *Ballermann 6* (1997). In diesen Beiträgen wird der Feiernde durchweg als scheiternd und lächerlich präsentiert, wobei das überraschende Moment ist, dass die derangierte Figur des Ballermann-Touristen zwar prekär anmutet, aber eben doch die Kontrolle behält. Der Ort scheint als Kolonie des Eigenen, als »17. Bundesland«, fest etabliert zu sein und bleibt dadurch am Ende seltsam enthoben, ein Norden im Süden, der nach den Regeln derer zu funktionieren scheint, die hier Regeln außer Kraft zu setzen vorgeben.

Deutlich wird im Spiel mit den Emblemen des prekären Lebens, dass es hier immer auch um soziale Klasse geht (Heller, Jaworski & Thurlow 2014): Die Inszenierung proletarischer Kultur verleiht in diesem Imaginationsraum ein Überlegenheitsgefühl, das denen, die Prekarität anderswo und nicht im eigenen Leben zu verorten vermögen, Sicherheit bietet (Block 2013, Steinwachs 2015). Der andere Prekäre wird aus dem eigenen Körper ausgestoßen, weggewürgt, genichtet. Die karnevalistische Vertreibung prekariätsbezogener Lebensängste wiederholt sich, wie gesagt, im nächsten Jahr.

3 Prekäre Presenzen

In den vernachlässigten Straßen hinter dem Ballermann und den heruntergekommenen Vierteln hinter El Arenal haben sich diejenigen angesiedelt, die als jahrelang hier verbleibende westafrikanische Immigranten ebenfalls an der exzessiven Tourismusindustrie partizipieren. Eine ganz alltägliche Gegend, diverse Lebensentwürfe, Berufe, Kenntnisse, Absichten, Herkünfte. Dennoch: die Rollen der hier Untergekommenen sind längst geskriptet, bevor sie überhaupt einen Fuß an die Playa gesetzt haben.

Genau wie die am Ballermann Urlaubenden als Teilnehmer einer mimetischen Inszenierung von Deklassierung konstruiert werden und so zu Mitgliedern einer großen Gemeinschaft Gleicher werden, die sie aber nur bleiben können, indem sie ihren Konsum nicht unterbrechen (Briggs 2013,

Storch & Traber im Druck), werden die Migranten aus Senegal und Nigeria als Illegale und somit nicht in diese Gemeinschaft integrierbare konstruiert (Nassenstein & Storch im Druck a). Sie sind die fundamental Anderen in diesem Spiel, wie die Feiernden bunt verkleidet mit deutschlandfarbenen Kraushaarperücken, Partyhüten und Plastiksonnenbrillen, während sie als ambulante Händler Plüschäffchen und Sonnenbrillen anbieten. Begegnungen, die dennoch keine Nähe zulassen; hier geht es um koloniale Mimesis (Roque 2015), in einem bunten Kostüm. Das drückt sich vielleicht am klarsten in der Anrede aus: Man wird am Ballermann einander zum *Helmut*. Wer wen zuerst so tituliert hat, bleibt dabei unklar, ist am Ende auch unwichtig. Wesentlich ist, dass die mimetische Interpretation des Anderen darin kulminiert, dass es keine Namen mehr gibt, nur noch *Helmut*; *Gisela* oder *Monika* für Frauen. Individuelle Geschichten werden ausradiert, in einem Raum, in dem erwartet wird, dass alle das gleiche tun; die westafrikanischen ambulanten Händler werden also einheitlich mit *Helmut* angesprochen und referiert. Und *Helmut* ist Kult. Gehört dazu, wird gefeiert (mitfeiern ist nicht möglich, denn die Türsteher würden Strandhändler nicht in die Bierhallen hineinlassen; Nassenstein & Storch im Druck b). Zum Kult gehören die in den sozialen Medien zirkulierten *Helmut-Bester-Mann-T-Shirts*¹, *-Kappen*², *-Getränkemischungen* und *Memes*.³

Anders als die Armen der eigenen Gesellschaft sind die Armen aus dem Anderen gegenwärtig und in die örtlich vorgegebenen Praktiken integriert. Mimesis, die Michael Taussig als eine Fähigkeit begreift, »zu kopieren, nachzuahmen, Modelle hervorzubringen, Unterschiede auszumachen, Anderes zu erschaffen und selbst anders zu werden«, und die das Wunder vollbringt, »die Eigenschaft und die Kraft des Originals in dem Maße [zu behalten], dass die Darstellung selbst dessen Eigenschaft und Kraft übernehmen kann« (1993: 15), wird hier exzessiv eingesetzt. Sie bringt nicht sich ständig wandelnde Formen hervor, sondern ein Stakkato von Spiegelungen, eine totale Verkörperung von Andersartigkeit, die eine Änderung des Skripts kaum mehr zulässt. Und so sind wir am Ballermann entweder Feiernde oder Gestrandete. Diese Differenz wird sprachlich und rassistisch markiert. Die von der geteilten gewaltvollen Verflechtungsgeschichte geskriptete Rolle

¹ <https://www.teezily.com/store/malle-helmut-ultras?prop%5Bcolor%5D=black&product=32&side=front> (Abruf 15. November 2019)

² <https://helmut-online.de> (Abruf 15. November 2019)

³ <https://www.instagram.com/helmut.bester.mann/?hl=de> (Abruf 15. November 2019)

des Touristen bedarf weißer Körper, zu denen eine behördliche Legitimation und eine staatlich verwaltete Sprache gehört. Der in diesen Körper bereits eingeschriebene Andere ist schwarz, *sin papeles* und repräsentiert eine höchst vage kommunikative Existenz. So jemand kann eigentlich nichts sagen, er spricht sein Gegenüber bestenfalls an. Von den westafrikanischen Strandhändlern wird wenig mehr erwartet als der Spruch »Neue Kollektion, andere Farbe, hundert Jahre Garantie.«



Abb. 2: Helmut-Getränkemischung, Sangriaeimer (Bild Storch)



Abb. 3: Helmut-Meme
(<https://www.instagram.com/helmut.bester.mann/?hl=de>
[Abruf 15. November 2019])

Die Inszenierung dieses prekären Anderen am Ballermann ähnelt in gewisser Weise der *Freak Show* mit ihren kolonialen Bildern des Anderen. Hautfarbe, die Herkunft aus ›Afrika‹ als einheitlich gedachtem Ort des Andersseins, sowie die Nichtung von sprachlichen Beziehungsmöglichkeiten sind Merkmale der jenseits sozialer Klassen positionierten Migranten in diesem Raum. Sie produzieren Bilder des fundamental Anderen, der auch nicht mit einer gewissen Zurückhaltung im Sinne der sprachlichen Gastfreundschaft Derridas (2016) behandelt werden muss, sondern dem alles zugemutet werden kann: Beleidigungen, Verunreinigungen, Gewalt.

Und dies mit großem Erfolg – der Unterhaltungsmusiker *Honk!* hatte in 2017 beträchtlichen Erfolg mit *Hallo Helmut*, einem Lied, in dessen Video-Produktion mehrere weitere von Distels Produktionsfirma vertretene Musiker auftraten.⁴ Hier werden zahlreiche Register der kolonialen Bild-Produktion bedient – Blackfacing, Infantilisierung, rassistische Mimikry. Der Text imitiert einige der Verkaufssprüche der Händler (die ihrerseits die Sprache der Touristen imitieren): »Aber Hallo, andere Farbe / Hallo Helmut, andere Modell / Heute billig, morgen teuer / Looklooki, neue Kollektion.« Der Refrain verfremdet dann diese Imitation, indem er Senegal als imaginiert einheitliches Herkunftsland der Händler im Rahmen eines älteren Spruchs variiert:

Wir singen:

Senegal, gal, gal, illegal

Scheiß egal, gal, gal, Wuppertal

Senegal, gal, gal, illegal

Scheiß egal, gal, gal, Wuppertal

Einer der Kommentatoren unter dem YouTube-Clip des Musikvideos schreibt, dass es schön sei, dass auch einmal Wuppertal in einem populären Song vorkomme. Die im Clip, aber auch auf den Plakaten und anderen Werbematerialien im Partybereich verbreiteten Bilder werden entweder gar nicht oder nur zurückhaltend kommentiert. Die Verkleidung mag nahezu unverdächtig erscheinen, denn sie gehört zum karnevalesken Ort dazu. Der Screenshot zeigt, wie Sprache, Kostüm und Ware miteinander in Beziehung gesetzt werden, um die Doppelbödigkeit des Prekären zu zeigen: Auch dies nur eine Inszenierung, so tun als ob, mit Schminke auf dem weißen Gesicht. Die Prekären, das sind hier die anderen Anderen, denen Klassenzugehörigkeit wie auch das Benennen ihrer Situation gleichermaßen unmöglich gemacht werden.

⁴ <https://www.youtube.com/watch?v=TKfxKktQGKY> (Abruf 15. November 2019)



Abb. 4: Screenshot des Musikvideos zu Hallo Helmut (s. Fußnote 4)

Zu derartigen Bildern bemerkt Achille Mbembe (2014), dass sie gerade deswegen wirkmächtig werden und es auch bleiben, weil sie zum einen den kolonisierten Menschen in einer anderszeitlichen Konstruktion (Fabian 1983) als in jeder Hinsicht unterlegenen Menschen verorten, als einen Menschen, der die eigene Vergangenheit (Steinzeit, Mittelalter) repräsentiert, zum anderen aber den kolonisierten Menschen dazu zwingen, diese Konstruktion anzunehmen und als Verortung zu akzeptieren.

Wenngleich diese Konstruktionsmechanismen offensichtlich als Teil kolonialer Kontinuitäten fortwirken, ist die Situation noch weitaus unübersichtlicher, denn im Kontext des Exzesses als Konsumprogramm repräsentieren westafrikanische Akteure aus Sicht derer, denen sie in der Partyzone begegnen, auch ein globalisiertes Prekariat, die auf dem Weg in eine zweifelhafte Zukunft befindlichen Armen des globalen Südens, deren vermutliche Aussichtslosigkeit der Souveränität der Feiernden entgegengesetzt wird. Prekarität ist hier nicht einfach performte Nichtung, sondern eine Realität des Spaßorts. Der österreichische Unterhaltungskünstler Stefan Scheichel, der unter dem Namen *Lorenz Büffel* am Ballermann auftritt, hat dies auch zum Thema seiner Öffentlichkeitsarbeit gemacht. Die Mallorca-Zeitung berichtet darüber:

Zweieinhalb Jahre hat er als Animateur im Hotel Aldiana Senegal gearbeitet. »Aldiana, das bedeutet auf Wolof Paradies.« Lorenz Büffel redet schnell. Seine Worte hetzten wie Gazellen durch das Gras der Savanne. Stillstand ist der Tod. Seine blauen Augen sind ständig in Bewegung.

»Die Senegalesen hier haben es schwer, leben zu 30 in einem Zimmer.« Nicht jeder sei freiwillig hier, um Sonnenbrillen an der Playa zu verkaufen.
 »Ich kann auch verstehen, dass das nervt. Aber das schlimmste sind die

Drahtzieher. Die sieht man nie. Frauen werden zur Prostitution gezwungen, das Geld schicken sie ihren Familien. Im Senegal ist man, wie in allen armen Ländern, sehr auf die Familie angewiesen. Ich habe eine Kuh und eine Ziege geschenkt bekommen, als ich wegging?« Moment! (Kreye 2017)

Wenngleich dieser Text, wie zahlreiche weitere, vor allem Klischees aufzurufen scheint, ist die Absicht erkennbar, die strukturellen Bedingungen, die der Prekarität der Anderen zugrundeliegen, zu benennen, die Heimatlosigkeit etwa. Wenn man sich als Partytourist am Ballermann jedoch vor einem nicht fürchten soll, dann ist das wohl Heimatlosigkeit, die sich beispielsweise darin äußert, dass einem nicht einmal ein Zimmer bleibt. Aus den Bierlokalen klingt es, den Animateur auf der Bühne wiederholend, im Chor »Mallorca, da bin ich daheim«, »Megapark, du bist unser Zuhause und unser Herz«, »wir sind alle Kinder von Malle«. Diese Soundscapes sind durchgängig Programm (Storch & Nassenstein 2018), weisen auf Grenzen hin, die auch jenseits dieser Orte eingefordert werden:

Na, immer noch Ramadan? [Händler nickt.] Aha. Na, wenn der nichts trinken darf, hat der kein Elan beim Verkaufen. Unglaublich, wie gläubig die sind, wie die ihren Gott angöttern. Das ist bei denen viel mehr als bei evangelisch-katholisch.

(Badegast, Notiz Storch 2018)

Tut mir leid, aber die oben genannten Zustände sind nur die halbe Wahrheit und die Kehrseite einer Mafiosen [sic] Struktur, die von den eigenen Landleuten betrieben wird. Diese streng organisierte Mafia agiert rund ums Mittelmeer und auf den Canaren [sic]. Die Ausbeuter sind die eigenen Landsleute und machen Millionen, die sie wo weiss [sic] der Teufel anlegen aber nicht in der Heimat oder den ihren Sklaven davon was abgeben. [...] gut ausgebildete Auswanderer aus Afrika ? [sic] Legendebildung [sic], das ist doch der größte Quatsch, die Flüchtlinge aus Syrien sind vom Bildungsstand auch mindestens 5 Jahre zurück. Die Senegalesen sind überwiegend Analphabeten. Die bösen Touristen feiern und die armen Flüchtlinge [sic] hungern, mein Gott wie verlogen.

(Leserkommentare, *Mallorca-Zeitung* 19.06.2018⁵)

⁵ <https://www.mallorcazeitung.es/gesellschaft/2018/06/19/el-arenal-rauschen-anderen-uberlebenskampf/60538.html> (Abruf 15. November 2019)

4 Inszenierungen von fragiler Dauer

Die beständige Inszenierung sozialer Klasse, ihre gleichzeitige Negation, die performativ aufgerufenen Topoi des Prekären und die Zuweisung von Marginalität bilden einen komplizierten und intransparenten Diskursraum, der unangenehm wirkt. Der geringen Dauer von Beziehungen steht gleichzeitig eine Kontinuität der sozialen Entgrenzung gegenüber, die Nähe stiftend wirkt und zur Komplizenschaft mit dem Ort und seinem Geschäft einlädt. Nichts scheint zu sein, was es zu sein vorgibt, jede Bedeutung wird permanent in Frage gestellt. Was gibt es also zu beschreiben, analysieren und zu schließen? Wer beschreibt Sprache an diesem Ort, dessen Zweck darin zu liegen scheint, jede einzelne Person als geskriptete Rolle zu inszenieren?

Anstelle der soziolinguistischen Beschreibung oder der Diskursanalyse tritt hier das Gehen. Ähnlich wie die eingangs mit Ruf zitierte Nähe zwischen der transgressiven Reise, dem Abenteuer und dem Pilgern hat auch das Gehen als wissenschaftliche Methode eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Pilgern. Im Mittelpunkt steht hier die Erfahrung, die Präsenz des eigenen Körpers am Ort des Geschehens, der sich in das Selbst einschreibt. Horvath und Szokolczai (2018: 26) fassen diese Situation als Zwiesprache, stummes Gespräch: »walking is also source of an ongoing conversation between the body and the soul«. Dies wird von O'Neill & Roberts (2020) als grundlegende Verbindung von Beobachtung, Denken, Kunst und Theorieproduktion verstanden. Indem *walking methods* in soziolinguistisches Arbeiten eingebracht werden, wird der Blick radikal auf das Gespräch – bei Heidegger die »Heimat der Sprache« (2010a: 103) – gelenkt und auf die Grenzen des eigenen Blicks. Was wir gehend am uns stetig immer neu verschlingenden und wieder ausspeienden Ort erkennen können, bleiben kleine Geschichten (Storch 2017); hier entsteht und nützt kein großes Korpus und kein quantitativer Ansatz; hier kommt die Linguistik zur Zwiesprache mit sich selbst. Diese Arbeit des Denkens hat Heidegger (2010b) als Weg begriffen, im konkreten Sinne wie auch metaphorisch:

Der Punkt dabei ist, dass es hier nicht darum geht, Wirklichkeit abzubilden und alles zu erklären, sondern die Probleme im eigenen Denken dort aufzuspüren, wo sie nicht vermutet werden. Das Gespräch, das der Linguistik wenig genug bedeutet, wird zum wesentlichen Gegenstand des Denkens über Sprache, wobei es darum geht, zu erkunden, wie jedes

menschliche Leben gelebt wird im Lichte dessen, was frühere Generationen weitergegeben haben (Poesie, Kunst, Denken, Wort). Was auch immer tradiert worden sein mag, wird hier nie als passiv ererbt, sondern als aktiv gedeutet und aufgegriffen verstanden, ist also Arbeit. Gedankenlosigkeit, die Verweigerung der Mühen des Denkens über Bringen und Befreien, ist für Heidegger ein wesentliches Merkmal des Umgangs mit Technik und der Modernität gewesen. Dazu gehört auch das Unverständnis unserer eigenen Historizität, was, wie wir wissen, in den Katastrophen unserer Gegenwart resultiert. (Bongartz & Storch 2019: 15–16)

Das Weitergehen und Denken an diesem Strand erbringt also nicht eine Zustandsbeschreibung diskursiver Konstellationen, die Prekarität abbilden und konstituieren, und auch keine Analyse der kommunikativen Strategien prekär lebender Personen, sondern die Einsicht, dass es nicht mehr um die Beschreibung des Anderen, das stete Othering in der Linguistik gehen kann, sondern dass der Linguist immer auch Teil des Geschehens ist, hier in der geskripteten Rolle der Touristin, und dass diese Beteiligung und Rolle diese Figur besonders prekär machen. Der Statuswechsel betrifft die hier forschende Person andauernd, nicht nur in der aufgebürdeten Rolle, sondern auch im Erkenntnisprozess. Nichts bleibt ungespiegelt, unerwidert; die Figuren kippen in ihr Gegenteil, inszenieren prekäres Leben, negieren ihre Prekarität, die sich aus den Bedingungen ihrer Emigration ergibt.

Die Sprache, die diesen Nicht-Ort mit seinen Widersprüchen füllt und das Gehen begleitet, ist unbeheimatet – kein Gespräch. Was geschieht also? Was verwandelt sich in dieser Inszenierung von Liminalität? Nochmals auf Heideggers Gedanken zum Gespräch zurückkommend, liegt es nahe, diese Frage mit *nichts* zu beantworten:

Gespräch (eigentlich)

ist *nicht* Mitteilen – Kundgabe – Unterrichten. Es gibt für seine Wesens-Bestimmung kein Schema außer dem Wort selbst. [...]

»*Gespräch*« – scheint im Unterschied zum Handeln und Leisten wie bloßes Rede und Gerede; es sieht so aus, als geschähe nichts, und hier geschieht alles. Alles Tun und Lassen eine Folge bzw. Austrag.

Gespräch – die *Inständigkeit im Wort*; das Zögern, das Überholen, die Scheu und das Wagnis, das Unvermutete und das Vermuten.

(Heidegger 2010a: 114)

Hier hingegen eröffnet sich lediglich ein Weg, der uns im Vermuteten unsere Kreise ziehen lässt. Die Verwandlung setzt erst dann ein, wenn das Unvermutete eintritt und das Spiel sein Ende nimmt.

Ogleich die Umsatzzahlen von Magaluf und dem Ballermann unfassbar lukrative Geschäfte vermuten lassen (Daly 2016), geht es noch besser. Und so weichen die Absteigen der Partytouristen puristisch gestalteten Luxusunterkünften, ist der unordentliche *Ballermann 06* zu einem gesylteten *Club Six* umgebaut worden und bieten die Wirte an der Playa nunmehr Bioburger an; alles *Premium* (Thurlow 2018).

El Arenals neue Tourismuspolitik ist 2014 durch eine neue Gesetzgebung vorbereitet worden. Um Anwohner nicht noch stärker mit Lärm und Abfall zu belasten, sollten bestimmte Praktiken der Partytouristen – beispielsweise öffentlicher Geschlechtsverkehr, Balconing (d.h. das Springen vom Balkon in den Pool) und öffentliches Eimersaufen – stärker strafrechtlich verfolgt werden. Der seit 2017 im Amt befindliche Bürgermeister von Palma, Antoni Noguera, hat sich explizit zu »Sauftouristen«, »Neonazis« und dem aus Deutschland nach El Arenal reisenden touristischen »Müll« und »Abschaum« geäußert und ist mit diesen Äußerungen insbesondere in den deutschsprachigen Medien ausgiebig zitiert worden.⁶

Der abjekte eigene Prekäre, der bislang abgespalten werden konnte, wird zu einem Dispositiv der Entortung, oder besser, der Entheimatung. Auffällig ist, dass mit dieser Entwicklung eine Austilgung bestimmter Ausdrücke einherging, beispielsweise des *17. Bundeslands* und des *Königs von Mallorca* (unter diesem Namen trat der deutsche Sänger Jürgen Drews in El Arenal auf). Sie verschwanden ohne großen Aufhebens und in dem Maße, wie Ausdrücke wie *Müll* und *Abschaum* in medialen Diskurs zunahmen. Die Prekarität der Ballermann-Besucher war nun nicht mehr ein Ausdruck theatralischer Abwehr, sondern ein unverblümtes Mittel der Vertreibung. Der Musiker Tim Bibelhausen, der als *Tim Toupet* am Ballermann auftritt, hat diesen Prozess in einem Lied behandelt, das dort als ironischer Kommentar ein großer Erfolg geworden ist: »Auf Wiedersehen, auf Wiedersehen / Geh nach Haus, du hast Inselverbot / Du fliegst raus, denn du bist ein Idiot«. Die Texte, die jenseits der Partyzone auf Mauern und Wänden zu sehen sind, erweisen sich hingegen nicht als erfolgversprechendes Songmaterial. Sie

⁶ <https://mallorcamagazin.com/nachrichten/politik/2017/07/06/56201/palma-sucht-kampf-gegen-playa-gelage-deutsche-hilfe.html> (Abruf 15. November 2019); Storch (2017).

sind eindeutig, verweigern die Möglichkeit einer ironischen Lesart und drücken stattdessen ein Ressentiment aus, das sich nicht mehr um Verbindlichkeiten im Kontext tourismusindustrieller Verwertungsketten (d'Eramo 2018) schert. Die beiden folgenden Abbildungen zeigen Graffiti auf Bauzäunen, die eine Tiefbau-Baustelle sichern:



Abb. 5–6: Graffiti in Barcelona (Storch 2018)

Hier wird neben Englisch auch Spanisch gebraucht, um Touristen wie auch lokalen Akteuren der Tourismusindustrie den Standpunkt derer, die hier Diskurshegemonie beanspruchen, zu vermitteln. Auf dem Bauzaun in Abbildung (5) ist in der oberen weißen Bänderung zu lesen *NO TIRAR BASURA* ›Abfall wegwerfen verboten‹, darunter im grauen Feld in roter Farbe mit Hammer und Sichel *TOURISTS GO HOME*. *Basura* ›Abfall‹ ist, das geht aus den weiteren Graffiti hervor, der touristische Körper, der das Balconing nur zertrümmert übersteht: hier steht *BALCONING IS FUN*, eine zynische Aufforderung, sich vom Balkon zu stürzen und dabei umzukommen. Neben Graffiti dieser Art, die sich in Städten wie Palma und Barcelona gegen *Overtourism*, die Übernahme der Kontrolle über urbane Räume durch die Tourismusindustrie, richten, finden sich im öffentlichen Raum vielfach auch Plakate und Flyer mit Nachrichten an die Gäste, sich bitte massenhaft umzubringen, um endlich wieder weg zu sein.

Am Ballermann, auf einem der vielen Betonblöcke, die nach den Attentaten in Spanien dort errichtet wurden, findet sich ein lakonischer Kommentar, der die andere hier lokal gebrauchte Sprache, Wolof, nutzt:



Abb. 7: Graffiti aus El Arenal (Storch 2019)

Das, was da steht, ist wiederum uneindeutig, vielleicht auch ein Witz. *XAAR YALLA* ›erwarte Gott‹, an einem Ort, der als gott- und sittenlos stereotypisiert wird und gleichzeitig alle Merkmale eines Raums trägt, der Ekstase und Epiphanie zulässt (Ruf 2007). Warum hier auf Gott gewartet werden soll, ob es sich um ein Versprechen oder eine Drohung handelt, bleibt unklar. Über dem Graffiti sitzen die Plüschaffen, die ein senegalesischer Strandverkäufer den vorbeilaufenden Touristen anbietet. Es ist einer der wenigen öffentlich platzierten Texte, die aus der westafrikanischen Bevölkerung heraus an die touristische Öffentlichkeit adressiert sind.

Sehr viel sichtbarer sind die Projekte der Emanzipationsbewegung der *manteros*, wie die Straßenverkäufer aus Westafrika in Spanien genannt werden. Die Initiative *Top Manta* wendet sich dabei an eine Öffentlichkeit auch jenseits des touristischen Markts, mit Bildungs- und Informationsangeboten – etwa in Form eines französischsprachigen Literaturangebots in der Geschäftsstelle und Rassismusaufklärung für Schulen – sowie praktischen Hilfsprojekten (<http://manteros.org> [Abruf 15. November 2019]). Und auch hier gibt es T-Shirts und Accessoires: Klamotten, die nicht illegal sind, so wie auch ihre Träger dies nicht sein sollten.



Abb. 8–9: Ladengeschäft, T-Shirt der Organisation Top Manta (Storch 2018)

Die am Ballermann arbeitenden westafrikanischen Migranten investieren dabei schon lange in das, was ihnen eine einträgliche Teilhabe an diesem Geschäft sichert, und darüber hinaus eine Zukunft in der Emigration, nämlich in Sprache. Die sprachlich reduzierte *Helmut*-Inszenierung hält längst in keiner Weise den tatsächlichen kommunikativen Fähigkeiten der westafrikanischen Migranten stand. Sowohl im Alltag (was Schneider 2016 als *grassroots languages* bezeichnet) als auch in institutionalisierten Kontexten werden Kenntnisse des Deutschen, aber auch Spanischen, Englischen usw. erworben, die eine ganz andere Kommunikation als die in der *Helmut*-Rolle vorgegebene ermöglicht (Nassenstein 2017). Die als namenlose Akteure eines neokolonialen Schauspiels konstruierten Bewohner El Arenals bedürfen keiner Stimme, die für sie spricht, betonten viele der Personen, mit denen wir geredet haben, sondern eine weniger ausbeuterische Regelung von Aufenthaltsrechten, und für die setze man sich ein.

Die Inszenierung des Prekären verbirgt eine Verschiebung von Prekariätzuschreibungen, die die Partytouristen zunehmend als diejenigen, deren Zeit abgelaufen ist, positioniert, und die westafrikanischen Migranten mehr und mehr als Eingewanderte konstruiert. Dass ohne diese Inszenierung die Geschäfte nicht mehr laufen könnten, wird dabei von vielen Akteuren bezweifelt. Der aus Nigeria eingewanderte Taxiunternehmer Festus

Badaseraye setzt sich mit der große Öffentlichkeit findenden Publikation seiner Autobiographie, juristischen Schritten gegen Alltagsrassismus sowie durch Bildungsarbeit für eine gerechte Behandlung von Migranten ein (Badaseraye 2014, 2018). Viele der Strandverkäufer betonten außerdem, dass sie ihre Rolle nicht so sehr als Unterhalter sähen, sondern eigentlich lieber etwas zur Erziehung der jungen Europäer, denen sie begegneten, beitragen würden.

5 Beheimatung im Moment

Zwei Verkäufer, die einen Moment Pause machen, sitzen an der Playa im Schatten und unterhalten sich auf Spanisch, bis es wieder weitergeht. Ein Händler schickt eine Botschaft auf Englisch per Whatsapp irgendwohin, in der senegalesischen Bar kann man seine Bestellung auf Deutsch aufgeben. A.C., der als Krankenpfleger ausgebildet wurde und auf einen Erwerbsberuf in Europa hofft, erzählt beim gemeinsamen Spaziergang am Rand der Klippen hinter El Arenal von der sprachideologischen Offenheit afrikanischer Immigranten in Palma und dass ihre Großzügigkeit allem Fremden gegenüber ein besonderer Beitrag an das Leben an diesem Ort sei, ein Akt der Zivilisation. Man integriert sich, um andere integrieren zu können, verweilt im Gespräch.

Ich habe mich gefragt, was für Geschichten in den Nachrichten der Immigrierten erzählt werden, und welche Arten von Beziehungen zwischen den Akteuren in ihnen konstruiert und thematisiert werden. Festus Badaserayes Bruder, der in El Arenal lebt und dort als Taxifahrer arbeitet, hat uns Einblick in die Bilder und Geschichten gegeben, die unter den auf Kundschaft wartenden Fahrern zirkuliert werden. Kurze Filme, die zeigen, was gerade passiert, mit einer Stimme aus dem Off, die dies auf Spanisch ungläubig wieder und wieder bestätigt: *Esto lo que pasa en El Arenal*, »dies geschieht in El Arenal«. Die Figuren in diesen Filmen erbrechen sich auf belebten Plätzen, onanieren öffentlich auf einem Bürgersteig oder laufen in einem unpassenden Partykostüm durch eine morgendliche Straße. Auch diese Prekarität ist die der Anderen, die das leise Lachen der Beobachter nicht zu hören scheinen.

Im senegalesischen Laden, der unweit in einer Straße mit zahlreichen längst aufgegebenen Geschäften und Wirtshäusern bestehen bleibt, verkauft ein alter Mann chinesische Sonnenbrillen *en gros* und senegalesische

Produkte *en détail*. Das Raumparfüm aus der Sprühflasche der Marke *Afrique* verleiht dem Geschäftsraum einen Hauch von Sorgfalt und Pflege. Es erinnert an den Geruch im frischgeputzten Haus meines Schulfreundes G. Eine feste Bleibe auch dies, die nichts mehr von der allem innewohnenden Not wissen möchte.

Literaturangaben

- Andrews, Hazel. 2006. Consuming pleasures: package tourists in Mallorca. In Kevin Meethan, Alison Anderson & Steven Miles (Hgg.), *Tourism Consumption and Representation*, 217–235. Wallingford & Cambridge MA: Cabi.
- Andrews, Hazel. 2009. »Tits out for the boys and no back chat« – Gendered space on holiday. *Space and Culture* 12(2). 166–182.
- Andrews, Hazel. 2017. Mass tourism in Mallorca: examples from Calvià. In David Harrison & Richard Sharpley (Hgg.), *Mass Tourism in a Small World*, 181–190. Wallingford & Boston: Cabi.
- Augé, Marc. 1995. *Non-places: Introduction to an anthropology of supermodernity*. London & New York: Verso.
- Badaseraye, Festus. 2014. *De África llegué*. Palma.
- Badaseraye, Festus. 2018. African Journey – A Memoir. The Mouth, Special Issue 1.
- Block, David. 2013. *Deviance and Risk on Holiday*. Basingstoke: Palgrave.
- Bongartz, Christiane & Anne Storch. 2019. Radikales Begegnen. *Weitergehen* 1. 14–17.
- Bourdieu, Pierre. 1979. *La distinction: Critique sociale du jugement*. Paris: Les Éditions de Minuit.
- Briggs, Daniel. 2013. *Deviance and Risk on Holiday*. Basingstoke: Palgrave.
- Daly, Max. 2016. I spent a summer undercover to find out how Magaluf became the UK's favourite hedonistic holiday spot. *Vice* 07.11.2016, https://www.vice.com/en_nz/article/exk9gz/magaluf-mania-british-holiday-daniel-briggs (Abruf 15. November 2019).
- D'Eramo, Marco. 2018. *Die Welt im Selfie*. Berlin: Suhrkamp.
- Derrida, Jacques. 2016. *Von der Gastfreundschaft*. Wien: Passagen.
- Fabian, Johannes. 1983. *Time and the Other*. New York: Columbia University Press.
- Heidegger, Martin. 2010a. *Zum Wesen der Sprache und zur Frage nach der Kunst*. Gesamtausgabe 74. Frankfurt am Main: Vittorio Klostermann.
- Heidegger, Martin. 2010b. *Der Feldweg*. Frankfurt am Main: Vittorio Klostermann.
- Heller, Monica, Adam Jaworski & Crispin Thurlow. 2014. Introduction: Sociolinguistics and tourism – mobilities, markets, multilingualism. *Journal of Sociolinguistics* 18(4). 425–458.
- Horvath, Agnes & Arpad Szokolczai. 2018. *Walking into the Void*. London: Routledge.
- Kreye, Lars. 2017. Lorenz Büffel aus dem Senegal. *Mallorca Zeitung* (18.12.2017). <https://www.mallorcazeitung.es/gesellschaft/2017/07/12/lorenz-buffel-senegal/52609.html> (Abruf 15. November 2019).
- Mbembe, Achille. 2014. *Kritik der Schwarzen Vernunft*. Berlin: Suhrkamp.

- Nassenstein, Nico. 2017. A promenade linguistique with a Senegalese street vendor: Reflecting multilingual practice and language ideology in El Arenal, Mallorca. *The Mouth* 2. 80–95.
- Nassenstein, Nico & Anne Storch. Im Druck a. Balamane: Variations on a ground. In Ingo H. Warnke & Elisa Erbe (Hgg.), *Macht im Widerspruch*.
- Nassenstein, Nico & Anne Storch. Im Druck b. Divisions and schisms in the party space: voices from the margins. In Hazel Andrews (Hrsg.), *Tourism and Brexit*.
- Nassenstein, Nico & Anne Storch. In Vorbereitung. *Café Senegales*.
- O'Neill, Maggie & Brian Roberts. 2020. *Walking Methods*. Abingdon & New York: Routledge.
- Roque, Ricardo. 2015. Mimesis and Colonialism: Emerging Perspectives on a Shared History. *History Compass* 13(4). 201–211.
- Ruf, Frederick J. 2007. *Bewildered Travel*. Charlottesville: University of Virginia Press.
- Sanders-McDonagh, Erin. 2017. *Women and Sex Tourism Landscapes*. Abingdon & New York: Routledge.
- Schneider, Edgar. 2016. Grassroots Englishes in tourism interactions. *English Today* 32(3). 2–10.
- Steinwachs, Britta. 2015. *Zwischen Pommesbude und Muskelbank. Die mediale Inszenierung der »Unterschicht«*. Münster: Edition Assemblage.
- Storch, Anne. 2017. Small Stories. *The Mouth* 2. 98–117.
- Storch, Anne & Nico Nassenstein. 2018. Sound is a border: On social inequalities and language-as-burden. Vortrag gehalten auf der Konferenz *Languages and Borders*, 26–27. März 2018, Bristol.
- Storch, Anne & Janine Traber. Im Druck. Quick encounters. In Sandra Kurfürst & Martin Zillinger (Hgg.), *Communities of Practice*.
- Szabo, Sacha. 2011. Ballermann. *Das Buch. Phänomen und Marke. Eine wissenschaftliche Analyse eines außeralltäglichen Erlebnisses*. Marburg: Tectum.
- Taussig, Michael. 2014. *Mimesis und Alterität. Eine eigenwillige Geschichte der Sinne*. Konstanz: Konstanz University Press.
- Thurlow, Crispin. 2018. Seduction and subordination in »premium« travel: Beyond the managed heart? Vortrag gehalten auf dem Workshop *Language and Intimacy: Discourses and Narratives*, El Arenal.

Musiktexte

- Honk!. 2017. *Hallo Helmut (andere Farbe)*. Kuppenheim: Summerfield.
- Hüftgold, Ikke. 2015. *Leck die Tussy*. Kuppenheim: Summerfield.
- Toupet, Tim. 2018. *Inselverbot*. Köln: Xtreme Sound.